Sinschechli

eines Indianers

Schicksale

in Frankreich.

Eine

satyrische Geschichte.

Aus dem Französischen.

Altona, 1788.
bey Joh. Heinr. Kays und Compagnie.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

— — — I have employ'd my Lyre
Non but the nobleſt Paſſions Ao inſpire.

Ich bin in einer von den glückſeligen Inſeln gebohren, die in dem Südmeere liegen, wo ſolches an die mittägli-

chen Länder stößt. Die Wohlthaten des Himmels überschatteten diese glückselige Inseln unaufhörlich, kein rauher Nordwind überhäufte je seine Fluren mit Eis, und nie verbrannten noch heiße Mittagswinde seine Saaten und vertrockneten seine Quellen. Eine reine Luft durchsäuselte immer diese glückliche Gegenden. Nur angenehme Zephirs haben allein die Freyheit, seine weiten Gränzen zu durchstreichen, und mit ihrem lieblichen Hauch angenehme Kühlung über dieselben zu verbreiten. Eine Menge Bäche, deren Ufer mit Veilchen und dergleichen wohlriechenden Blumen besetzt sind, durchschneiden diese fruchtbaren Ebenen, und schlängeln sich sanft murmelnd zwischen Gesträuchen hindurch. Angenehme Gärten und immergrünende Wiesen werden von ihnen gewässert. Die reifenden Saaten bedecken die Felder, die

sich

sich bis an den Fuß einiger kleiner Gebürge erstrecken. Einige von diesen Gebürgen beschatten Pommeranzen- und Zitronenwäldchen; andere prangen mit den köstlichsten Reben, zwischen deren breiten dunkelgrünen Blättern die goldenen und purpurfarbenen Trauben hervor blicken. Dies sind die Reichthümer dieser beneidungswürdig-glücklichen Insel. — Sie wird von Menschen bewohnt, die der Himmel liebet, und die sich durch ihr unschuldiges Leben würdig machen, diese paradiesischen Gegenden zu besitzen. — Hier sieht man keine prächtigen Gebäude, die Marmel und Jaspis bis an die Wolken thürmen; keine Tapeten bedecken die Wände der einfachen ländlichen Gebäude. — Reichthümer, Wollüste und Ehrentitel, die den Hochmuth und die unmäßigen Begierden der Europäer reizen, kennet man

hier nicht. —— Die allein beglückmachende Tugend ist das Ziel, wornach sie laufen, und der Zweck aller ihrer Bemühungen. Alles ihr Bestreben acht auf dieselbige, und ein jeder gemeiner Mann, der sich darinne vor andern hervorthut, gelanget dadurch zu Diensten und obrigkeitlichen Aemtern. Ein jeder giebt seine Stimme dem, der am tugendhaftesten ist, und keiner wird wegen des Vorzugs, den ihm ein Ehrenamt bringt, beneidet, ob sich gleich ein jeder sorgfältig bemühet, in eben dem Grade tugendhafter zu werden.

Mein widriges Verhängniß, oder vielmehr eine unruhige Neugierde und unüberlegtes Verlangen, andere Länder und ihre Sitten und Gebräuche zu sehen, — ein Verlangen, das ich an Europäern eben nicht häufig bemerkt habe; (denn die meisten,

ſten, die in fremde Länder giengen, waren entweder Kaufleute, die es aus Geldſucht thaten, Schurken, die ihr Vaterland ausſpie, Soldaten, die entweder aus Verzweiflung über viehiſche Behandlung entliefen, oder von ihren Landsherrn an die Meiſtbiethenden verkauft wurden, eine gewiſſe Art junger Schneſſel, die ſich gerne noch mehr Narrheiten, als die ihr Vaterland ſchon im Ueberfluſſe hatte, für das vom Grosvater durch Schinderey, Wucher und Baurenplackerey erpreßte Geld in fremden Ländern kaufen wollten u. ſ. w.) ein unüberlegtes Verlangen, ſage ich, machte, daß ich im Lenz meiner Jahre dieſe glückliche Inſel, mein liebes Vaterland, dieſe Gegenden, wo Tugend und Ehre kein bloſer Schall waren, verließ.

Ich ſetzte mich in ein fremdes Schiff, welches von einem Sturm an unſere Kü-

sten war verschlagen worden. Wind und Meer waren mir leider! so ungünstig, daß ich in einem Hafen Frankreichs glücklich landete. Hier nahm ich von dem gütigen Fremdling, der mich am Bord genommen hatte, Abschied, und begab mich nach der Hauptstadt dieses Königreichs. — Es darf meinen Leser nicht befremden, wenn er in dem Erfolg meiner Geschichte sehen wird, daß ich in der Sprache dieses Landes eben so gut unterrichtet bin als ein Eingebohrner, da ich doch erst daselbst aus einem Lande ankomme, das über zwey tausend Meilen davon lieget; ingleichen, wenn ich in meiner Erzählung etwas aus der alten Geschichte einmische, woraus man muthmasen könnte, daß ich in diesem Lande erzogen worden wäre. Der Leser soll gleich erfahren, wie dieses zugegangen ist, denn ich werde ihm auch den geringsten Zweifel

bes

benehmen, damit man meiner Geschichte die Wahrscheinlichkeit nicht abstreiten könne.

Ich könnte mich hier zwar beklagen, daß die Europäer ohne Bedenken alle andere Völker der Welt für Barbaren halten, und daß dieselben, indem sie sich die Ehre, die Sprachen und schönen Wissenschaften zu kennen, allein zueignen, alle andere, die nicht unter ihrer Himmelsgegend gebohren sind, von dieser vortreflichen Kenntniß ausschließen, gleichsam, als wenn man in Europa nur allein Verstand hätte, und, als ob das unendliche Wesen, das uns alle schuf, die Seelen, die es unserm Körper mittheilte, auf verschiedene Art gemacht hätte; allein dieses Vorurtheil, welches seinen Grund einzig und allein in dem Hochmuthe dieses Welttheiles

hat, der doch der kleinste von den übrigen dreyen ist, und sich nur damit groß macht, daß er die Sitten und Gemüthsarten anderer kennt, dieses Vorurtheil, sage ich, kann den übrigen Theilen des Erdbodens ganz und gar nicht nachtheilig seyn. Ich übergehe demnach solches alles, und bin nur darauf bedacht, wie ich meinem europäischen Leser nach meinem Versprechen eine Gnüge leisten, wie ich seinen Einwürfen zuvor kommen und ihm zeigen möge, wie ich zu meiner Kenntniß in Schulwissenschaften gelanget bin. Die Sache verhielt sich so:

Es befand sich mit mir auf dem Schiffe ein schöner junger Mann, der sich hauptsächlich auf die schönen Wissenschaften legte. Dieser war mit allem, was das gelehrte Griechenland und das kluge Italien seltsames

sames und merkwürdiges jemals hervorgebracht hat, genau bekannt. Mein gutes Glück machte, daß er, weil sein Schiff, wie ich schon erwähnt habe, gestrandet war, sich eine Zeit lang in unsrer Wohnung aufhalten mußte, bis sein Schiff wieder im Stande war, in die See zu gehen. Dieser Mann bezeigte sich sehr gütig gegen mich, als er sahe, daß ich einen ziemlich fähigen Kopf hatte, und Lust zu den schönen Wissenschaften bezeugte. Er gab sich selbsten die Mühe, mir dasjenige beyzubringen, was er selbst wußte. Er unterwies mich auch in der französischen Sprache, welches seine Muttersprache war, und machte mich mit den besondern Gebräuchen und Sitten der Europäer bekannt. Er unterrichtete mich, in der besondern Klugheit zu leben, die seine Landsleute besitzen, in den höhern Wissenschaften, in den nützlichen

chen und sinnreichen Künsten, wovon sie die Erfinder seyn wollen, und endlich in den verschiednen Regierungsformen derselben, die darinne eingeführt sind.

Diese Erzählung dieses vortreflichen Mannes brachte mich eben auf den Entschluß, mit demselben in diese alte Welt zu gehen, die aber für meine Person eine neue zu nennen war. Der weitere Erfolg wird zeigen, wie theuer mir diese meine Neugierde zu stehen kam. Während dieser unsrer Schiffahrt, die fast ein halbes Jahr dauerte, brachte er mir insonderheit alle diejenigen Kenntnisse bey, die er für nöthig achtete, mich dadurch zu einem redlichen Manne zu machen. Er sagte mir öfters: dieses müßte der einzige Entzweck derjenigen seyn, die sich auf die Wissenschaften legten.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Ich hatte ein dermaſen ſehnliches Verlangen, in der Hauptſtadt der Welt, wie man ſie zu nennen pflegt, zu ſeyn, von der man mir ſo viel wunderbare Dinge erzählet hatte, daß ich Tag und Nacht in dem Gefolge eines großen Herrn dieſes Landes mit fortreiſte. Dieſer nahm eben den Weg, und bezahlte alle Zehrung für mich bis auf Paris, wo ich von ihm ſchied, und wo ſich die Reihe ſo vieler wunderlichen Zufälle, die man hier leſen wird, anfieng. Meine Begierde und Hofnung verdoppelte ſich, da ich mich dieſer Stadt näherte, indem ich nunmehr bald das Ende meiner Neugierde, in Erblickung eines neuen Landes und neuer Menſchen, zu ſehen glaubte.

Mit

Mit diesen Gedanken gieng ich durch einen prächtigen Triumphbogen, wobey ich mich aber nicht lange aufhielt, sondern in starken Schritten weiter forteilte, bis ich mich endlich mitten auf einem der größten öffentlichen Plätze der Stadt befande. Ich hatte mir die sichere Rechnung gemacht, ich würde an einem so großen Orte, wo der Fürst selbst seine Residenz hat, ganz gewiß einen und den andern antreffen, der seine Schuldigkeit beobachten, und mir, als einem Fremden, das Recht der heiligen Gastfreyheit wiederfahren lassen würde. Ich wurde aber auf einmal von einer Menge Leute umringet, welche wegen meiner ungewöhnlichen Kleidung von allen Ecken herbeyliefen. Einige hielten sich über meinen Anzug auf, andere verspotteten denselbigen, wieder andere betrachteten mit größter Aufmerksamkeit, so-

wohl

wohl meine neumodischen Strümpfe und Schuh, als auch die nach Art eines türkischen Bundes gemachte runde Mütze, die ich, wie gewöhnlich, auf meinem Kopfe trug, da indessen einige sich näher zu mir machten, und meinen von einer besondern Leinwand gemachten Rock angriffen. — Diese verwunderten sich über mein leichtes und schickliches Gewand. Zu gleicher Zeit drange sich ein junger Mensch von gutem Ansehen durch das Volk, und näherte sich mir mit vieler Höflichkeit. Er fragte mich sehr bescheiden, wo ich herkäme, und was meine Verrichtungen hier wären? ich antwortete ihm hierauf, daß ich ein Fremder wäre, und daß ich ihm keine andere Verrichtungen angeben könnte, als diejenigen, welche die meisten Leute antrieben, aus ihrem Vaterlande zu gehen, die wohl nichts andres wären, als die angebohrne Neu-

gierde, die uns, Seltenheiten zu sehen, welche die Natur in andern Ländern und Reichen hervorbringt, antreibet. Mein einiger Wunsch wäre jetzo, daß ich einen Ort hätte, wo ich von meiner langwierigen Reise ausruhen könnte.

Ich hatte diese Worte kaum gesprochen, als mir eben dieser junge Mensch auf eine so freundliche Art das Haus seines Vaters anbot, daß ich darüber ein rechtes innerliches Vergnügen empfand. Er nahm mich hierauf bey der Hand, und führte mich in ein recht prächtig ausgeziertes Gebäude. Man sahe in demselben verschiedne Zimmer, worinnen gedeckte Tafeln stunden, die mit allerley niedlichen Speisen besetzt waren. An diesen Tischen saßen allerhand Leute; einige kamen erst, andre aber stunden wieder auf, und giengen an

ih-

ihre Verrichtungen. Ich bewunderte die herrliche Bewirthung des Hausherren, und freuete mich recht in meiner Seele, daß ich in dieſer weltberühmten Stadt diejenige Gaſtfreyheit wieder fände, welche die alten Römer ſo heilig hielten. Nachdem ich ein wenig ausgeruhet hatte, ließ mich meine Neugierde, dieſe vortrefliche Stadt zu beſehen, nicht länger ruhen. Ich gieng demnach aus, und nahm einen kleinen Jungen mit, der mich durch dies ſchreckliche Labyrinth, welches ſo viele tauſend Gaſſen durchſchneiden, und in ſo viele Kreuzſtraſſen zertheilen, führen mußte. Ich durchlief daſſelbe mit größter Begierde, und erſtaunte nicht wenig über den Reichthum und mannichfaltige Schönheit.

Drittes Kapitel.

Mein junger Geleitsmann führte mich gleich anfangs zu den groſſen Spatziergängen, die man bey den Eingängen der vornehmſten Straßen in Form eines Triumphbogens aufgeführet hatte. Hierauf giengen wir in einige Tempel, die wir unterweges antrafen. Von da giengen wir in das Schauſpielhaus, und ſtunden endlich bey einem alten ſehr groſſen Gebäude ſtille, bey deſſen Eingang ich für Furcht und Schrecken zitterte, weil deſſen Thüre beſtändig den Einfall drohete, und ich alſo befürchten mußte, lebendig darunter begraben zu werden. Dieſes war das öffentliche Schulgebäude. Eine geringe Anzahl Schüler ſaſſen hier und da auf den Bänken,

ken, und machten ein solches Geschrey, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte; wenn aber dieses Geschrey nachließ, so erhob ein alter Mann seine Stimme, der auf einem erhabenen Ort saß, und sie in den Gesetzen des Königreichs unterrichtete. Er erklärte ihnen, da ich hinein kam, das Gesetz von den Freygelassenen, und von denen, die sich freywillig unter eines andern Gewalt begeben. Dieses ist eine andere Art von Sclaven, sagte er, die unter allen die allerunglückseligste war, aber auch jederzeit von dem strengsten Alterthum und den ärgsten Barbaren ist verabscheuet worden. Der Lärm war fast ohne Aufhören, und so lange derselbe dauerte, mußte der alte Lehrer mit seinen Gesetzen schweigen; so bald sich aber das Geräusch wieder gelegt hatte, fieng er wieder an, sich hören zu lassen. Endlich schlug es — da

hätte man sehen sollen, mit was für einem erschrecklichen Getöse die wilden und ungezogenen Jungen aufsprangen, so, daß wenig fehlte, daß sie nicht den alten Doktor mit sammt seinem Lehrstuhl über'n Haufen wurfen. Nachdem ich also einen ziemlichen Theil der Stadt durchwandert hatte, wobey mir beständig eine ziemliche Menge Jungen, wegen meiner ungewöhnlichen Kleidung, nachlief, so begab ich mich wieder in meine Wohnung, und wiederholte daselbst, was ich diesen Tag über schönes und merkwürdiges gesehen hätte. Ich setzte mich nebst vielen andern zu Tische, denen meine Kleidung lange Zeit Stoff zur Unterredung geben mußte. Gleich anfangs blickten sie mich nur verstohlen an, und lächelten alsdenn gegen einander; bald darauf wurden sie treuster, und sahen mir mit neugierigen spöttischen

Au-

Augen starr ins Gesichte, beobachteten alle meine Geberden, mein stilles Wesen, und meine sonderbare Stellung, die ich nicht verbergen konnte. Ich mußte mich von oben bis unten durchhecheln lassen, und wurde darüber so verwirrt und beschämt, daß mir der Appetit zu essen gänzlich vergieng. Aber, lieber Himmel! wie wurde mir erst, als ich wahr nahm, daß dieses schöne Haus, welches ich für einen Ort ansahe, worinn man eine großmüthige Gastfreyheit umsonst ausübte, nichts anders war, als ein Wirthshaus, wo man einem den Beutel tapfer fegte. Ich dachte, der Schlag würde mich rühren, als ich dieses vernahm, (denn, als ich von meinem Vaterlande abgereiset war, wo man gar nicht weiß, was Kaufen und Verkaufen ist, und wo man alles gemeinschaftlich hat, ausgenommen die Weiber — von welchen beyden ich ge-

rade in Europa das Gegentheil fand, hätte ich mir es gar nicht träumen lassen, daß ich zu meiner Unterhaltung Geld mit auf den Weg hätte nehmen sollen. Wo hätte ich aber auch dieses Geld bekommen können, da dessen Gebrauch in dieser glücklichen Gegend ganz unbekannt ist? Wie ich nun also sahe, daß ich in ein Land getreten war, wo lauter Eigennutz herrschte, reute mich schon die Unschuld meines Vaterlandes. — Und wenn ich jene vortrefliche Sitten mit den strengen und barbarischen Gewohnheiten dieses Landes in Vergleichung zoge, so eiferte meine Seele wider die barbarische Gewohnheit, die man mit denjenigen Nahrungsmitteln, da zur Erhaltung des Menschen dienen, der Natur entgegen wuchert. Sie wurde von mir auf das äußerste verabscheuet und verdammet. — Wie? gedachte ich bey mir selbst — ein

Fisch

Fisch kann tausend Meilen reisen, ohne einen Heller Geld zu haben. Bekommt er Lust, das Meer zu sehen, so kann er die Reise nach dem Ocean ohne Sorgen antreten, und den Fluß, worinne er sich ordentlich aufhält, verlassen; denn er ist gewiß versichert, daß er überall seine freye Zehrung findet. Finden doch die Schwalben auf ihrem Weg allemal ihre freye Versorgung, die ihnen die gütige und weise Natur verordnet, ob sie gleich von einer Hemisphäre zu der andern ziehen, und in einem Jahre alle beyde Sonnenwenden zu sehen bekommen. Nur der Mensch allein soll sich auf der Welt befinden, und nicht leben können, ohne das Recht dazu erst zu kaufen? — Ist es wohl erlaubt, daß ein Mensch dem andern dasjenige verkaufet, womit er verhindert, daß sein Nächster nicht Hungers stirbt? Warum muß

man denn, wenn man kein Stückgen von der glänzenden Erde besitzet, die man Gold nennet, die äußerste Hungersnoth, ja gar die Knechtschaft ausstehen? — Die Flüsse geben den Fischen Wasser im Ueberfluß, und sie können sich davon satt genug trinken, und ich muß das wenige, womit ich meinen Durst stille, so theuer bezahlen. — Verändert wohl das Wasser seine Eigenschaft, wenn es an einen andern Ort kommt, und wird vielleicht dasselbe in einem andern Gefässe kostbarer und von besserm Geschmacke, als in dem Brunne? Warum muß denn also der Mensch weit unglücklicher seyn, als ein unvernünftiges Thier? O! unglückseligstes Geschlecht, das seinen Ursprung schändet! — Hierauf gieng ich in mich selbst, und mußte bekennen, daß ich den allerdümmsten Streich von der Welt begangen, daß ich mich ohne Geld in

einen Gaſthof begeben hätte. — Ich gab mir alle Mühe, meinen begangenen Fehler mit den Gewohnheiten meines Vaterlandes zu rechtfertigen, welche von den europäiſchen Himmel weit unterſchieden ſind. Ich bin ein Fremder, ſagte ich zu ihnen, der noch nicht die geringſte Kenntniß von des Landes Gebräuchen hat. Sie werden die Gütigkeit haben, und den begangenen Fehler meiner Unwiſſenheit zurechnen; ich verſichre, daß ich nunmehro, da ich eines beſſern unterrichtet bin, denſelben nimmermehr wieder begehen werde. Es iſt zwar allerdings wahr, daß man bey dem Volke, unter welchem ich gebohren bin, einem Wirth, bey dem man geſpeiſet, die größte Beſchimpfung anthun würde, wenn man ihm für ſeine Mahlzeit Geld anbieten wollte; vielmehr könnte mich der freygebige Wirth wegen eines ſolchen

beleidigenden Anerbietens gar füglich verklagen, und deswegen eine Ehrenerklärung von mir fodern; alleine, ländlich, sittlich. Gott behüte mich, daß ich eure Gewohnheiten mißbilligen sollte; denn ein jedes Land hat seine besondern Gebräuche, und was hier löblich ist und zugelassen wird, das ist bey uns ein strafwürdiges Laster. Wenn ich gefehlet habe, so rührt solches von nichts anders her, als weil ich immer geglaubt habe, es müßten alle Menschen nach einerley Grundsätzen handeln, weil sie alle mit einander von einer Sonne beschienen würden. Jedoch — ich bin versichert, daß ihr von Natur sehr großmüthig und mitleidig seyd, und daß diese beyde Tugenden euch eben so eigen sind, als das Athemhelen; deswegen glaube ich auch, daß ich gar nicht Ursache habe, eine Beschimpfung von euch zu befürchten.

Ich

Ich thate mein möglichstes, diese letzten Worte mit einer muntern und gelassenen Mine zu begleiten, ob ich gleich in meinem Gemüthe die allerwunderbarsten Bewegungen empfand.

Während meiner kleinen Rede ließ die Gesellschaft immer zuweilen ein heimliches Gelächter merken, welches aber von dem geringen Reste ihrer Höflichkeit und leutseligem Wesen noch einigermassen erstickt zu werden schiene; sobald ich aber aufgehöret hatte, so fieng jedermann an, aus vollem Halse zu lachen. Insonderheit fiel der unbarmherzige Wirth über mich her, und gieng mit mir um, wie mit einem Hunde. Mein Herr von der neuen Welt! sagte er zu mir mit einer den Herren Gastwirthen eignen Mine, wenn sie sehen, daß ihnen etwas aus ihren raub-

be-

begierigen Krallen entgangen, — (indem er sich alle Mühe gab, mir meinen Rock auszuziehen, und also Spas und Ernst zugleich sehen ließ) diese unhöfliche und böse Stadt, fuhr er fort, verdient nicht, daß Sie solche mit Ihrer Gegenwart beehren. Ihr Herrn Bewohner der mittägigen Länder, ihr könnet nicht besser thun, als wenn ihr wieder in diejenigen glückseligen Inseln zurückkehret, von welchen sie diesen Herren und mir eine so gute Meynung beygebracht haben, daß wir uns gar leicht entschließen dürften, sie dahin zu begleiten. Damit sie aber diese Reise mit mehrerer Bequemlichkeit antreten können und etwas flüchtiger werden, so lassen sie diesen Rock hier; er würde ihnen nur auf der langen Reise beschwerlich fallen. — (Indem er dieses sagte, zog er mich mit einem höhnischen und beissenden

den Lachen immer von einer Seite zu der andern, und wollte mir den Rock ausziehen) — Sind dieses die Höflichkeiten, schrie ich, die ich mir aus dem artigen Bezeigen eures Sohnes versprach, mit welchem er mir vor kurzem begegnete? Wer hätte sich dadurch nicht verführen lassen? Und wer sollte wohl geglaubet haben, daß so ein gottloses Gemüth und eine so niederträchtige Seele unter den Kleidern eines so honetten Menschens sollte verborgen stecken? —

Ich sagte dieses mit Fleis, weil der würdige Sohn dieses höflichen Vaters selbst Hand mit anlegte, mich bis aufs Hemde auszuschälen. Da siehet man, fuhr ich fort, wie es zu gehen pfleget, daß die Kleidung manchen verführet, und daß die Kleider blos angewendet werden, die La-

Laster zu bedecken, und daß unter dem allerschönsten Kleide oft der dümmste Kerl verborgen stecket.

Diese und andere dergleichen Klagen, die ich in meiner äußersten Bekümmerniß ausstieß, rührten, ich weiß selbst nicht wie, einen unter den Anwesenden, Herzog von B*** genannt. Diesem kam es in den Sinn, mich von dem Gastwirth zu befreyen; jedoch dieser abscheuliche Mann, der noch viel barbarischer und unbarmherziger war als mein Wirth, suchte mich nur um deswillen zu befreyen, damit er mir eine weit längere und unerträglichere Knechtschaft auflegen konnte; denn er verstunde sich zu keiner Bezahlung, als unter der Bedingung, daß ich sein Sclav werden sollte. Ich sahe mich also gezwungen, meine Freyheit um eine einzige Abendmahl-

mahlzeit zu verkaufen. Ich entschloß mich demnach, diese harte Bedingung einzugehen, ich stunde auf, stellte mich hinter seinen Stuhl und bediente ihn. So bald der silberne Mond mit seinem blassen Lichte die dunkeln Schatten auf dem Wege zu vertreiben anfieng, reiste mein wohlthätiger Tyrann, in Begleitung seines Sclaven, auf sein wohl befestigtes Schloß.

Viertes Kapitel.

Als es Zeit zu schlafen war, führte man mich in ein Gewölb, wo noch verschiedne meiner Kammeraden schliefen. Sie verdienten aber mehr als ich, das Eisen zu tragen. Ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun, weil mein Unglück noch zu

neu war, und mir mit allen den traurigen damit verknüpften Umständen im Kopfe herum gienge. Zuweilen flohen klägliche Seufzer von meinen Lippen, — gleich darauf folgte ein höhnisches mein Unglück erregendes Lachen, welches ich endlich mit einem Strome der bittersten Thränen begleitete. — — Dieses alles machte eine solche wunderliche Vermischung unter einander, die theils erbärmlich, theils lächerlich heraus kam. Meine Gefehrden hörten und sahen diese traurige Scene mit an; allein sie wurden im geringsten dadurch nicht gerührt; vielmehr giengen sie zu meinem Peiniger hin, und erzählten mit vielen Zusätzen, daß ich nicht richtig im Gehirne wäre, sie ersannen viele wunderliche Dinge, die ich sollte geredet haben, worüber sich der Herzog, der sich an dergleichen Dingen überaus belustigte, innigst er-

ergötzte. Er sagte: das ist des Menschen Glück, er soll keinen Schaden von seiner Narrheit haben. Ich befehle euch, daß ihr euch alle Mühe gebet, ihm erst noch recht zum Narren zu machen, wenn er es noch nicht ist.

Man hat wohl niemals einen Befehl so geschwinde ausgerichtet; ein jeder suchte in dem Krieg, den sie meiner Vernunft ankündigten, sich vor dem andern hervor zu thun; kein einziger war dabey, der sich nicht äußerst sollte bemühet haben, es dahin zu bringen, daß ich Sinn und Vernunft auf ewig verlöre.

Man gab sogleich dreyen Sclaven den Befehl, mich auf alle nur mögliche Art zu quälen. — Ich, der ich die ganze Nacht mein Verhängniß beseufzte, fieng

nunmehro gegen den Morgen an, mich dem süssen Zwang eines gefälligen Schlummers zu überlassen, als eben diese drey gefleischte Teufel sich meinem Bette näherten und mir die Hand reichten, als wenn sie mir aufhelfen wollten, mir aber mit einem Strick unter den Arm fuhren, und mich damit an eine Bettsäule banden. Sie füllten verschiedne Sprützen mit Wasser an, stellten sich rings um mich herum, und richteten sie gegen mich, wie eine Batterie, mit welchen sie mir in die Augen, Ohren, Mund und über den ganzen Leib sprützten. Nach dieser Salve, die sie von weiten auf mich thaten, kamen sie mir näher, und stachen mich mit Pfriemen und Nadeln in die Haut. Zuletzt erwischten sie mich, und kützelten mich so entsetzlich, daß ich darüber in eine Ohnmacht fiel. — Kam ich wieder zu mir

selbst,

selbst, so gieng das Martern wieder aufs neue an. —

Dieses ist einer der schrecklichsten Tage meines Lebens gewesen. — Meine Peiniger wurden endlich müde, mich zu plagen; sie giengen von mir fort, und ließen mich ganz entkräftet in der tiefsten Traurigkeit zurück. Jetzt kam mir der Tod als ein erwünschter Hafen vor, in welchem ich zu rechter Zeit einlief, um die Ueberbleibsel meiner Vernunft zu retten, welche durch den ausgestandenen Sturm sehr beschädigt worden. Ich erwartete den letzten Augenblick mit Ungedult, als Dufour, einer von meinen neuen Kammeraden, zu mir hinein trat, dem zwey junge Sclaven nachfolgten, die mir Essen brachten. Dieser junge Mensch besaß ein leutseliges Wesen, und hatte mit vielem Verdruß ansehen müssen, wie unmenschlich man mit mir

umgegangen war. — Er kam vor mein Bette, grüßte mich sehr höflich, schickte die 2. Sclaven wieder fort, und nachdem er die Thüre sorgfältig verriegelt hatte, nahete er sich mir mit weinenden Augen. Er nahm mich bey der Hand, drückte mich zärtlich und sagte: Sinschechli! kennet ihr mich? — Ich bin es, fuhr er fort, der gestern unsern Herrn überredete, daß er euch aus den Händen des Gastwirths los machen und in seine Dienste nehmen sollte. Ist dieses wahr? versetzte ich ihm, seyd ihr derjenige? warlich, ich weiß euch das für schlechten Dank. Aber, sagt mir, was habe ich wohl unserm Herrn gethan, daß man mich auf seinem Befehl so barbarisch behandelt? Womit habe ich ihn beleidiget, und was für ein Laster habe ich begangen, das verdiente, mit solchen entsetzlichen Peinigungen bestrafet zu werden?

den? — Dufour weinte, da ich so redete; er faltete seine Hände, (indem er sie auf die Knie fallen ließ) und richtete seine Augen voller Thränen eine Zeit lang gen Himmel, alsdann kehrte er sich gegen mich, und gab mir die deutlichsten Merkmale eines wahrhaften Mitleiden. Sinschechli, sagte er, ich bin ein Sclave wie ihr, wir müssen uns vereinigen, wenn wir des Glückes Tücke entgehen wollen; unsere Sclaverey bindet uns ohnehin mit einer Kette, wohlan! lasset uns dahin trachten, daß das Band der Freundschaft auch einen mit dem andern verknüpfe. Verwundert euch nicht, warum ich mich gegen euch so offenherzig erweise, ich finde einen geheimen Trieb in mir, euch zu lieben, dem ich ohnmöglich widerstehen kann. Wie hätte ich euch meine Freundschaft versagen können, da ich ein augenscheinlicher Zeuge

eures gesetzten Gemüthes und eurer vortreflichen Herzhaftigkeit war. —

Mein Unglück hatte mich zwar sehr mißtrauisch gemacht, allein hier zweifelte ich an der Redlichkeit des Düfour keinen Augenblick. Die theuren Versicherungen, die er mir von seiner aufrichtigen Freundschaft gab, machten, daß ich solche ohne Bedenken annahm. Ich fiel ihm um den Hals, und war dabey vor Freude ganz außer mir, ich hielte ihn lange Zeit in meinen Armen, und nennte ihn meinen Schutzengel. — So finde ich doch endlich noch einen redlichen Menschen, sagte ich zu ihm; so hat die Tugend noch ihre Verehrer auf der Erde, und die Laster sind noch nicht allgemein worden. Hier fiel mir Düfour in die Rede, und sagte: lasset uns vielmehr Mittel und Wege suchen,

chen, daß ihr ungesäumt aus eurem elenden Zustande heraus kommt. — Ich für meine Person glaubte, daß kein besseres und geschwinderes Mittel könnte erfunden werden, als die Flucht, und glaubte gewiß, Dufour würde meinen Anschlag nicht nur genehmigen, sondern mir auch auf meiner Flucht Gesellschaft leisten. — Dieser überlegte aber die Schwierigkeiten und Folgen dieses Unternehmens besser als ich, und riethe mir davon gänzlich ab. Er schilderte mir alle die Gefahren, denen wir ausgesetzt wären, in einem sehr treffenden Gemälde. Er war eben im Begriff, noch mehr zu reden, als ein verdrießlicher Zufall sich ereignete, der uns zwang, von dieser Materie abzubrechen. Fünf bis sechs andere Sclaven, lauter abgefeimte Bösewichter, die einen meiner vornehmsten Peiniger, Vaillak genannt,

zum Anführer hatten, waren zu der Zeit, als Dufour redete, vor die Thüre geschlichen, die wir versperrt hatten; sie hielten die Ohren an einen Riß, der in der Thüre befindlich war, und gaben sich alle nur mögliche Mühe, zu hören, was wir mit einander redeten. Wir sprachen sehr leise, und das geringste Geräusch würde sie verrathen haben, deswegen hielten sie, so viel sie konnten, den Athem an sich. — Vaillak aber, der einen trocknen Husten hatte, der immer ärger wurde, und ihn fast erstickte, wenn er denselben verbeißen wollte, konnte sich in der Länge nicht mehr zwingen, und je mehr er an sich gehalten hatte, desto stärker brach endlich der Husten auf einmal los. — Hier wurden wir gewahr, daß man uns behorchte, und Dufour hatte kaum Gelegenheit, folgendes noch zu mir zu sagen: Stellet euch,

zu

zu eurem eigenen Besten, auf einige Zeit, als wenn ihr verrückt im Gehirne wäret; ihr könnt demohngeachtet diese Verstellung allemal, wenn es euch dienlich ist, ablegen. Glaubet sicherlich, der Herzog wird alles mögliche anwenden, euch zum Narren zu machen, denn dieses ist eines von seinen grösten Vergnügungen. Folget also meinem Rath, und seyd listiger als er; betrüget ihn auf eine kluge Art, und zwinget euch, alles dasjenige zu thun, welches ihm die Meynung beybringet, daß ihr die Vernunft verlohren habet. Hierdurch befreyet ihr euch von aller Marter, die er gewiß anwenden würde, um seinen Zweck zu erreichen.

Er erwartete meine Antwort nicht, indem er gewiß glaubte, ich würde seinen Vorschlag annehmen; daher machte er die Thüre

Thüre geschwind auf, und erzählte seinen Kameraden (da er sie zu meinem Bette führte) lauter erdichtetes Zeug von meiner vermeyntlichen Narrheit. Könnt ihr wohl denken, sagte er, er bildet sich ein, er sey ein mächtiger Fürst. — Hierauf kamen sie mir alle näher, und erwiesen mir zum Schein viele Ehrerbietung; ich aber, um sie in ihrer Meynung zu stärken, empfieng sie mit der erhabnen Mine eines Königs, der wichtige Dinge im Kopfe hat, und sagte: morgen werde ich euch meine Meynung hierüber eröfnen. Sie schieden hierauf unter vielen Komplimenten von mir, und ließen mich und Düfour allein.

Ich faßte einen großmüthigen Entschluß, mein Unglück zu verachten; mein Gesicht heiterte sich aus, und anstatt der traurigen und mürrischen Mine, die mein elen-

elender Zustand verursachet hatte, zeigte sich bey mir eine edle Freymüthigkeit. Getrost trate ich dem Unglück entgegen, das nur feigen und furchtsamen Seelen schrecklich vorkommt. So bald es Tag wurde, stunde ich auf. Die Gedanken, einen König vorzustellen, waren mir aber ausgeschwitzt; denn diese Person fiel mir gar zu beschwerlich. Ich erniedrigte mich also zu einer Narrheit, die weit bequemer und lustiger war; jedoch konnte ich mich nicht entschließen, einen besondern Charakter anzunehmen. Das Beste war dabey, daß ich nicht glauben durfte, daß mir diese Veränderung Schaden bringen, und den Leuten die von meiner Narrheit beygebrachte Meynung benehmen würde, an deren Erhaltung mir soviel gelegen war.

Hierauf begab ich mich in das Zimmer des Herzogs, und sobald ich hinein kam,

kam, bat ich ihn, er mögte mir eine Summe von tausend großen Sestertien zahlen, die er mir schuldig wäre, weil ich mich mit neuer Equipage versehen müßte. — Dieser Auftritt erweckte, wie man sich leicht vorstellen kann, ein allgemeines Gelächter. Vaillak lachte vor allen andern am meisten, ich aber freute mich nicht wenig, daß ich eine Gelegenheit fand, mich an diesem Bösewicht, wegen der mir angethanen Drangsale, zu rächen. Ich sprang ihm nach dem Gesichte, und ließ einen solchen Maulschellenhagel auf ihn fallen, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschahe. Galgenvogel — sagte ich zu ihm, du unterstehest dich, mir ins Gesicht zu lachen? erinnerst du dich nicht mehr, daß du mir dein Leben zu danken hast, welches ich dir in der Schlacht bey Roßbach aus Erbarmen geschenket habe? man

weiß

weiß ja, daß ich an jenem Tage mit ſolcher Tapferkeit fochte, daß, wenn man mich unterſtützt hätte, der König von Preußen ſich würde genöthigt geſehen haben, in ſeine Lande zu fliehen. — Merk' dir's, und wenn du dich noch einmal vergeheſt, ſo mache dich nur gleich gefaßt, in die andre Welt zu wandern. Unterdeſſen ſchlug ich immer auf ihn los, und die Anweſenden lachten ſich bald zu todte. Endlich ließ ich ihn auf Fürbitten des Herzogs gehen, welcher ſo lachte, daß er ſich den Bauch halten mußte. Auf einmal aber wurde er wieder ernſthaft, und bedankte ſich bey mir, daß ich ſeine Fürbitte hatte Statt finden laſſen. —

Meine Narrheit war beſtändig klug eingefädelt; denn, da ich aus Klugheit ein Narr war, ſo richtete ich auch meine ver-

verschiedene Narrenstreiche allemal nach derselben ein. Meine Vernunft rieth mir, den Herzog bey dieser Gelegenheit von Bedienten zu unterscheiden, denn ich sahe wohl ein, daß ihn nichts mehr kützeln würde, als wenn er sähe, daß auch ein Narr Hochachtung für ihn trüge. Ich war also beständig um ihn, und so oft ich mich zu ihm nahete, schien es nicht anders, als wenn ich ihn anbeten wollte. Mit ihm redete ich ganz vernünftig, da ich dagegen andern tausenderley Narrenspossen vormachte. Dieser Unterscheid vergnügte ihn ungemein, und er glaubte nicht anders, als die Natur trieb mich zu einer solchen Ehrerbietung gegen ihn an. Diese listige Verstellung brachte mir vielen Vortheil zuwege, und machte mich dermasen bey ihm beliebt, daß ich alles in allem galte.

In-

Indeß gerieth ich doch in einige Furcht, meine gefangengenommene Vernunft *) dürfte des Zwanges überdrüßig werden, und ſich ſelbſten durch den Blick einiger klugen Dinge verrathen. Sollte der Herzog dieſes merken, daß ich ihn hintergänge, ſo würde er ſich, wegen des ihm geſpielten Betrugs, grauſam an mir rächen. Ich gab alſo genau auf mich Achtung, und gab mir ſoviel Mühe, ein rechter Narr zu ſcheinen, als Narren ſich kaum geben können, kluge Leute zu ſeyn. Bald unterredete ich mich mit den Bildern, die in dem Saale des Herzogs ſtanden; dieſe lach-

*) Man ſieht aus dieſem, daß der Autor ein Heyde war, denn das iſt ja die erſte Pflicht eines Chriſten, die einem Orthodoxen nicht ſchwer fallen muß.

Anmerkung des Ueberſetzers.

lachte ich an, komplimentirte mit ihnen, und erzeigte ihnen die größte Ehrerbietung. Ich gab auf alle Bewegungen meines Körpers genau acht, insonderheit auf die Bewegungen meiner Augen. Mit diesen hatte ich am meisten zu schaffen, ich konnte unmöglich das zerstreute Wesen in dieselben bringen, welches das allergewisseste Kennzeichen der Narrheit ist. Ich zwange mich recht, sie unruhig in dem Kopfe hin und her zu werfen, sie bald hurtig bald langsam zu drehen, und die Leute zuweilen starr anzusehen, welches alles lebhafte Zeugen sind, daß das Triebwerk der Maschine verderbt ist, und der Geist, der die Gliedmassen der Sinne regieret, in Unordnung gebracht worden.

Fünf-

Fünftes Kapitel.

Das Schicksal erbarmte sich endlich über meinen elenden Zustand, und riß mich aus der Verwirrung, worein mich die Ergreifung eines Mittels gestürzt hatte, das mir am Ende noch ein großes Unglück drohete. —

Ich hatte wahr genommen, daß man in dem Zimmer des Herzogs eine kostbare Arzeney mit großer Sorgfalt verwahrete, welche der Herzog höher als alle seine Güter schätzte. Er hatte sie von einem Aegipter erhalten, der ihn vor seinem Ende versichert hatte, daß niemand als er diese vortrefliche Universalmedicin machen könnte. Die Hauptingredienzien dieser herrlichen

Arzeney bestunden aus Springwurz, ägiptischen ächten Balsam, Ananassaft und Afrikanischen Honig. Dieser herrliche Saft wurde in einem kostbaren smaragdenen Geschirr aufbehalten. Dem Vorgeben des Herzogs nach war dieses berühmte Lebenselexir mit keiner noch so köstlichen Arzeney zu vergleichen. Man stärkte damit das Gedächtniß, der ganze Körper wurde dadurch verjünget, es veränderte das Temperament eines Menschen, und verlängerte das Leben. Der Herzog wußte seine wunderbare Wirkungen alle nach der Länge zu erzählen, und man konnte ihm keinen größern Gefallen thun, als wenn man davon zu reden anfieng und sie heraus strich.

Wer hätte wohl glauben sollen, daß dieses Mittel das Werkzeug meiner Erlösung

ſung war? — Die Sache gieng alſo zu: Als man an einem gewiſſen Tage die Thüre des Kabinets aufgelaſſen hatte, ſchliche ich mich ganz ſachte hinein, ohne daß es jemand gewahr wurde. Der Anſchlag war lange vorher gemacht. Ich eröfnete einen großen Schrank von Ebenholz, worinne unter andern köſtlichen Eſſenzen und vortreflichen Waſſern dieſes große Hülfsmittel die Oberſtelle hatte. Ich erkannte es gleich an ſeiner hellen Farbe, welche dem Golde gleich kam, und durch das ſmaragdene Gefäß ſchimmerte. Ich nahm es alſobald heraus, thate den Deckel herunter, goß den ganzen Saft auf den eingelegten Boden, und ſchmiß geſchwinde Staub darauf, damit ſich der Geruch nicht ſo ſehr ausbreitete, und meinen unſchuldigen Betrug verrieth.

Hierauf legte ich mich ganz ausgestreckt auf den Boden hin, und machte ein Gesichte, als wie ein Mensch, der eine starke, heftig angreifende Arzeney im Leibe hat, und dieses machte ich so natürlich nach, daß auch der allerklügste Mensch dadurch hätte müssen betrogen werden. Im übrigen war ich gewiß versichert, daß, wenn ich mein Vorhaben glücklich hinaus führen würde, ich nicht nur keine Strafe zu befürchten, sondern alle Hochachtung des Herzogs zu gewarten hätte, wie nicht weniger, daß er mich, seiner Arzeney zu Gefallen, ganz ohnfehlbar eben so lieb und werth halten würde, als dieses Mittel selbsten.

Indessen, da dieses vorgieng, suchte man mich auf des Herzogs Befehl in dem ganzen Schlosse; es war gleich Zeit, daß man

man zur Tafel gieng, und da man mich vermißte, fragte er, wo ich wäre? denn er konnte nicht mehr leben, wenn er mich nicht um ſich hatte, und meine drolligten Einfälle hörte, und obgleich ſeine Tafel mit den herrlichſten Speiſen gezieret war, ſo fehlten ihm doch die beſten Gerichte, die ihm am lieblichſten ſchmeckten und ſeine Speiſen würzten, nemlich meine närriſchen Poſſen, die ich immer hervor brachte. Endlich, da man alle Winkel im Hauſe ausgeſuchet hatte, fande mich Düfour, der mich, wegen unſerer Freundſchaft, am alleremſigſten ſuchte, mitten auf den Dielen des Zimmers ausgeſtreckt liegen; (denn ich hatte ihm meinen Vorſatz verborgen, weil ich hierinne niemanden als mir ſelbſt trauen wollte) Kaum hatte er mich geſehen, ſo lief er in gröſter Beſtürzung zum Herzog hin, und ſagte es ihm.

Dieſer ſtunde vilend von der Tafel auf, und lief, in Begleitung ſeines ganzen Hausgefolges, zu dem Zimmer, wo ich mich befande.

Gleich beym Eintritte erſchreckte ihn der Anblick des ſmaragdenen Bechers, den ich in der Hand hielte, und als er ſahe, daß ſolcher ausgeleeret war, ſchwahnte es ihm gleich, was ich vorgenommen haben mußte. O! ſchreckliche Einfalt, rief er überlaut, der arme Purſche hat geglaubt, einen köſtlichen Saft zu trinken, und hat dagegen eine gute Arzeney eingeſchlucket.

Ich krümte mich dabey wie ein Wurm, und thate, als wenn ich etwas mit Gewalt von mir brechen wollte. — Ich drückte die Augen zu, eröfnete aber dieſelben bald wieder, und that, als wenn ich die

die Umſtehenden mit gebrochenen Augen anſähe. Hierauf wälzte ich mich auf dem Boden herum, und aus allen dieſen Anzeigen ſchloß man, die Arzeney müßte heftig in mir wirken. Ein jeder gab darüber ſein Gutachten. — Auf einmal fühlte ich, daß das Brechmittel, welches ich vorhero, um den Betrug deſto größer zu machen, zu mir genommen hatte, ſeine Wirkung thun wollte. Ich ſetzte mich in die Höhe, ſteifte mich auf den Ellenbogen und übergab mich.

Da nun alſo mein Magen erleichtert war, ſchien es, als wenn ſich meine natürliche Farbe auf dem Geſichte wieder einfände; das Zucken in den Gliedern ließ nach, und ich thate, als wenn ich aus einer langen Ohnmacht wieder zu mir ſelbſt käme, und ſagte, daß ich mich beſſer be-

fände. Ich brachte dieſe Worte mit einer ganz andern Stimme vor, als diejenige war, die ich während meiner Narrheit angenommen hatte, über welche jählinge Veränderung jedermann erſtaunte und ausrufte: es müßte ein böſer Geiſt, der mich hätte beſeſſen gehabt, von mir ausgefahren ſeyn. Hierauf kehrte ich mich zu denjenigen, die mir am nächſten ſtanden, und ſagte ihnen, daß ich gerne ruhen möchte, man ſollte mich an einen andern Ort bringen. — —

Der Herzog wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte, doch war ihm dieſe Veränderung, die mit mir vorgegangen war, ungemein lieb; deswegen befahl er gleich, daß man mich in ein Bette bringen, und kein Menſch ſich unterſtehen ſollte, mich in meiner Ruhe zu ſtöhren.

Ich

Ich brachte also den Rest dieses Tages und die folgende ganze Nacht daselbst ganz ruhig zu. Sobald der Tag anbrach, war mein ganz Gemach voller Leute. Ein jeder wünschte mir zu meiner wieder erhaltenen Gesundheit Glück; ich antwortete ihnen aber als einer, der von einem langen Schlaf erwachet, ich machte große Augen, gab mir eine recht verwundernde Mine, sahe alle Umstehenden an, und fragte sie, ob mir denn etwas außerordentliches begegnet sey? — —

Jetzt kam der Herzog selbst zu mir. Ich richtete mein Haupt, das ich auf meine Hand gelehnet hatte, in die Höhe, und neigte dasselbe ein wenig, um ihn zu grüssen. Er ließ mich nicht zu Worten kommen, sondern fieng gleich an auszurufen: o! wunderbare Wirkung meiner Ar-

zeney! — ſo erſtrecket ſie ſich nicht nur auf den Körper, ſondern ihre Wirkung greift auch die Seele an! Sehet nur, wie ſie dem armen Fremdling geholfen hat! er iſt ja ſo vollkommen wieder hergeſtellt, daß man es ihm gar nicht einmal anſiehet, daß ihm etwas gefehlet hat. — Nun kann ich mich mit Grund der Wahrheit rühmen, daß ich einen königlichen Schatz beſitze. —

Unterdeſſen wußten die andern nicht, was ſie für lauter Verwunderung ſagen ſollten; ein jeder beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. Düfour ſelbſt ſahe die ganze Sache als einen Traum an, und konnte kaum glauben, daß das Ding möglich ſey. Er konnte ſich in ſeinen Gedanken über meinen liſtigen Einfall, womit ich mich aus einem ſo ſchlimmen Handel her-

heraus gewickelt hatte, nicht genugſam wundern; denn er merkte meine Schelmerey gar wohl, und hätte deswegen gerne mit mir geſprochen; allein er wollte es dazumal nicht wagen, ſondern gab mir nur einige verſtohlne Blicke, die mir deutlich ſagten, was er dachte.

Es vergiengen viele Tage, an welchen das Schloß und meine Kammer von lauter neugierigen Leuten nicht leer wurden, die wegen dieſer außerordentlichen Begebenheit von der ganzen Nachbarſchaft ſich alle einfanden. Ein jeder wünſchte mir Glück zu meiner erlangten Geſundheit. An einem gewiſſen Tage darauf wurde ich von dem Herzog befehliget, einen Brief an ſeinen Freund Raveaux, der von Steinſchmerzen ſehr geplaget war, zu tragen. Er lautete alſo:

Mein

Mein lieber Raveaux!

Verlangen Sie, theuerster Freund, einen Beweis von der Güte meines gegen Ihnen schon öfters erwähnten Hülfsmittels, daran Sie so lange gezweifelt, als Sie geglaubet haben, Sie müßten erst durch Erfahrung von derselben bündigst überzeugt seyn? Der Ueberbringer dieses, mein Sclave Sinschechli, kann Ihnen alles weitläufig erzählen, weil er selber eine glückliche Probe damit gemacht, und sich mit diesem wunderbaren Getränke von seiner Narrheit geheilet. Glauben Sie aber nicht, daß dieser Saft blos allein den Gebrechen des Körpers abhilft, — nein! die Seele hat eben so vielen Antheil daran. Es muß keine Krankheit von beyden Arten seyn, die nunmehr damit nicht geheilet werden könnte. — Dúfour, mein

mein Liebling, der Begleiter des Sinschechli, hat diese wunderbare Kur mit Augen gesehen; ich habe ihn befehligt, dasjenige zu ergänzen, was etwan Sinschechli in seiner Erzählung vergessen würde. Kommt ja eine gefährliche Krankheit, so vertrauen Sie den Aerzten Ihre Gesundheit nicht, hüten Sie sich für diesen Söhnen des Aeskulap, hüten Sie sich für ihren mörderischen Wissenschaften. Wenn Sie meine Universalmedicin haben, so können Sie alles dasjenige entbehren, was diese Vergifter zubereiten, und so theuer verkaufen. Ich sehe aber schon vorher, was sie Ihnen dagegen weismachen werden. Sie machen sich gewiß einiger Schwachheiten, die sie bey Ihnen wahrnehmen, und die auch der stärkste Geist bey einer so langen und schmerzlichen

Krank-

Krankheit, wie die Ihrige ist, würde blicken lassen, zu Nutze, und werden sich bemühen, Ihnen allerley Zweifel und Mißtrauen in den Kopf zu setzen. Sie drohen sonder Zweifel, Sie zu verlassen, sie werden Sie mit vier oder fünf unbekannten Krankheiten furchtsam machen, deren barbarische Namen Ihnen ein Schrecken einjagen werden; zuletzt werden sie ihre Beständigkeit mit der Furcht für den Tode bestürmen, und alsdann hat man am meisten von ihnen zu befürchten; aber widerstehen Sie ihnen ritterlich, lachen Sie über ihre Drohungen, und waffnen Sie sich wider ihre barbarischen Kunstwörter; vornemlich aber geben Sie ihnen zur Antwort, daß Sie wohl wüßten, daß sie dieses ihres eigenen Nutzen wegen

thä-

thäten. Ich ſchmeichle mir daher, daß Sie meinen Antrag nicht verwerfen werden, und verbleibe

Ihr

aufrichtigſter
Herzog v. G**.

Düfour und ich reiſten alſo mit dieſem Brief des Herzogs ab. Dazumal war ich des Sclavenlebens nicht gewohnt, deswegen verwunderte ich mich nicht wenig über das harte Verfahren unſers Herrn, der uns zu einer ſo ungelegenen Zeit fortjagte, und ſich ſo wenig um das uns betreffende Ungemach bekümmerte, noch weniger aber erwog, was uns auf einem ſo gefährlichen Wege für Gefahr zuſtoſſen könnte.

Es war faſt Nacht, als wir per pedes Apoſtolorum fortreiſten. Kein Nacht-

quartier konnten wir hoffen, denn auf drey Meilen weit im Umkreise war kein Wirthshaus anzutreffen. Die Nacht brach immer stärker herein, und bedeckte den ganzen Himmel mit einem düstern und finstern Schleyer, daß wir kaum zwanzig Schritte vor uns sehen konnten. Der Weg, auf dem wir giengen, war ein etwas erhabner Fußsteig, der auf der einen Seite mit einem dickaufgewachsenen jungen Holze eingeschlossen und mit Gestrüppen umzäunet war; auf der andern Seite aber sahe man eine entsetzliche Tiefe mit vielen steilen Felsen umgeben, in welcher ein Fluß herabströmte, der noch dazu von dem den Tag über gefallenen starken Platzregen sehr angeschwollen war, wie denn im Sommer öfters dergleichen Regen sich ergießen, die zwar nicht in die Erde dringen, dieselbe aber doch glatt und schlüpfrig machen.

Die-

Dieſer Umſtand ſetzte uns hier alle Augenblicke in Gefahr, den Hals zu brechen. Der geringſte Fehltritt hätte uns in einen grauſamen Tod und in den Abgrund des Waſſers geſtürzt, aus welchem man den unglücklichen Wandersmann mit aller nur möglichen Mühe und Geſchicklichkeit nimmermehr wieder würde herausgebracht haben. —

Sechſtes Kapitel.

Dieſer gefährliche Fußſteig wurde endlich nach und nach breiter, und endigte ſich an einer mit kurzem und dichtem Graſe bewachſenen Ebene. Auf einmal zerſtreuten ſich auch die Wolken, die den Himmel bis-

her verhüllet hatten, und der hellleuchtende Mond zeigte sich am Horizont, und vertrieb die traurigen Schatten der Nacht. Es dünkte uns nicht anders, als wenn sich bey seiner Ankunft die ganze Natur veränderte. Die reine und heitere Luft kam uns als eine große mit Braun vermischte blaue Ebene vor. Es wurde alles stille, die Winde hielten ihren Athem zurück, und die in dieser Gegend herrschende Stille verbot ihnen, mit den Pappelblättern und mit den an dem Ufer des Flusses stehenden Weiden zu scherzen. Alles, sogar der Fluß selbst, gehorchte diesem Befehl, sein Strom gerieth auf einen platten sandigten Boden, und floß also, gleich einem hellen Spiegel, ohne Geräusch einher. —

Zu gleicher Zeit fühlten wir eine gewisse Bangigkeit, welche die Nacht, die

Stille

Stille und die Einsamkeit gemeiniglich zu verursachen pflegen; jedoch sie war von geringer Dauer, denn sie bestund aus weiter nichts, als daß uns ein kleiner Schauer über die Haut lief, der sich aber bey der ersten Ueberlegung gar bald wieder verlohr.

Wir setzten also unsern Weg recht vergnügt fort, bis wir endlich längst dem Ufer des Flusses einige Feuerflammen mitten aus dem Schilf, welches in dieser Gegend, da der Fluß sehr seichte war, häufig wuchs, heraus fahren sahen. Zu gleicher Zeit hörten wir etliche Stimmen, die eben von der Seite herkamen, und bald schwächer bald stärker wurden, nachdem sich das Feuer uns näherte oder sich von uns entfernte. Diese Stimmen lockten uns, ihnen zu folgen, und den Weg, auf dem wir giengen, zu verlassen, gleich

als wäre es ein Irrweg. Ich fieng ſchon an, von dem Wege abzuweichen, und wollte denjenigen nehmen, wo die Stimmen ſich hören ließen; Düfour aber hielte mich beym Arm zuruck. Wo lauft ihr hin, Sinſchechli? ſagte er zu mir, ihr ſtürzet euch in die gröſte Gefahr! — Nehmet euch ja wohl in Acht, nur einen Schritt nach dieſem Feuer zu gehen; glaubet mir, dieſe Stimmen ſind gefährlicher, als jemals der Syrenen, — ſie rufen euch blos deswegen, um euch um's Leben zu bringen.*)

Alle dieſe Dinge kamen mir unglaublich vor, und ich erzürnte mich ſogar über ihn, weil er mich nicht von der Seite gehen

*) Ich hätte es Herrn Sinſchechli beſſer ſagen wollen: das ſind die Seelen der ungetauften Kindlein.

Anmerk. des Ueberſetz.

hen ließ. Nichts' deſtoweniger blieb ich ſtehen; ich richtete meine Augen nach dem Fluſſe, und beobachtete, wie ſich dieſe Feuer an einem Orte entzündeten, an einem andern aber wieder verlöſchten; einige kamen dem Strom entgegen, andere aber folgten ihm, und ließen ſich mit fort reiſſen. Hie vereinigten ſich viele mit einander, und machten gleichſam ein Feuerrad mit verſchiedenen herausfahrenden Flammen; dort theilten ſie ſich wieder von einander, und verſteubten an unterſchiedenen Orten. —

Nun ſahe ich erſt ein, in was für eine Gefahr ich mich geſtürzet hätte, wenn Düfour nicht geweſen wäre, deswegen bedankte ich mich auch bey ihm, daß er mich dafür hätte warnen wollen. Im Fortgehen bat ich ihn, er möchte mir doch ſa-

gen, was das für Feuer wären, wie sie sich im Wasser entzünden könnten, und aus was für einer Materie sie entstünden? Ich fragte ihn ferner, woher diese Stimmen kämen, die wir gehöret hätten, und was sie bedeuteten? — Darauf gab er mir zur Antwort: es ist gar nichts außerordentliches, daß man an sumpfigen Oertern dergleichen Feuer wahrnimmt; — sie lassen sich am allermeisten auf den Teichen, und überall, wo es stehende Wasser giebt, sehen. Daher kommt es auch, daß ihr bisher auf diesem Flusse keine gesehen habt, bis wir dahin gekommen sind, wo er ganz stille läuft. Die bösen Geister, fügte er noch hinzu, lassen diese Irrlichter bey Nacht sehen, (denn zu dieser Zeit haben sie die meiste Freyheit, ihre Macht auszuüben) und ziehen sie aus den wässerigten Oertern hervor, die gemeiniglich einen schlam-

ſchlammichten Boden haben, der ſolche Ausdünſtungen von ſich ſtöſſet, die ſich leicht entzünden. — Was die Stimmen anbelanget, die wir gehöret haben, will ich euch erklären: dieſe kommen ebenfalls von den böſen Geiſtern her, die ſie in der Luft formiren, indem ſie etliche grobe Theile dieſer Luft ſo zuſammen fügen, daß ſie einen Laut von ſich geben. Ihr Abſehen bey dieſen allen iſt: daß ſie die einfältigen und unerfahrnen Reiſenden berücken mögen, damit ſie dieſelben in ein tiefes Waſſer führen, oder in einen Moraſt locken, worauf ſie ſich alsdann inniglich erfreuen, wenn ſie dieſelben die ganze Nacht hindurch recht ängſtigen können.*)

*) Herr Sinſchechli! das hätte ich Ihnen beſſer ſagen wollen: das ſind die Seelen der ungetauften Kindlein. —

Anmerk. des Ueberſetz.

Indem mir Düfour also die Natur und Eigenschaft dieser nächtlichen Phantome erklärte, so sahen wir auf einmal ein gewisses Ding, in Gestalt eines Menschen, sich aus dem Wasser erheben. — Es war größer, als der größte Mensch, die Haare hiengen ihm auf die Schultern heral, und ein langer dicker Bart beschattete seine ziemlich erhabne Brust, die mit einer Art glänzender Schuppen bedeckt war. Dieser Mann, der fast bis an den Gürtel außer dem Wasser stunde, kehrte uns den Rücken zu, und schlug, recht nach dem Takt, mit den beyden Händen auf seinen Hintern, wobey er mit einer rauhen und undeutlichen Stimme etliche barbarische und unbekannte Worte hermurmelte, die von einem großen Gelächter begleitet wurden, worauf er, wie ein Taucher, unter das Wasser fuhr und verschwande.

Mich

Mich hatte die Furcht dermaſſen eingenommen, daß ich kein Wort reden konnte; ich drängte mich, ſo ſehr ich konnte, an den Dufour, der ſein möglichſtes thate, mir ein Herz einzuſprechen. — Für was fürchtet ihr euch, mein lieber Sinſchechli? ſagte er zu mir. Dieſer Mann (wenn es ja einer iſt) wird uns nichts thun; es iſt dieſes ein Meermann, deſſen Gewalt ſich nur über die Fiſche erſtrecket. Ey! gewiß, wenn ihr vor einigen Jahren zu Lion geweſen wäret, allwo ein abſcheuliches Geſpenſte einem Soldaten erſchiene, ihr würdet es gewiß nicht, wie dieſer beherzte Menſch empfangen haben, ſondern ganz gewiß für Angſt vergangen ſeyn. Die Begebenheit trug ſich alſo zu;

Siebendes Kapitel.

Geſchichte eines Poltergeiſtes zu Lion. *)

Vor einiger Zeit kam ein Regiment Soldaten zu Lion in die Winterquartiere zu ſtehen, und da geſchahe es, daß man die Soldaten zu den Bürgern legte. Weil aber ſehr viel

*) Wenn es ſcheinet, daß der Verfaſſer dieſes Werks die Geſchichte für wahrhaft ausgegeben, und wenn man nirgends findet, daß er beſorget geweſen, den Leſer zu berichten, daß er dieſelbe nur nach dem Muſter der alten Geſpenſtergeſchichten gemacht habe, wenn er, ſage ich, dieſe Vorſicht nicht gebrauchet habe, dem Leſer vorzukommen, und ihn zu berichten, daß die ganze Geſchichte erdichtet ſey, ſo iſt es blos deswegen geſche-

viel Gefreyte darunter waren, ſo hatten die meiſten Gemeinen ſchlechte Quartiere. Eines dergleichen bekam auch ein gewiſſer Soldat von gutem Stande und Aeltern, und der alſo, weil er beſtändig nach ſeinem Stande war auferzogen worden, die Unbequemlichkeiten einer ſchlimmen Wohnung mehr als ein anderer empfande. Bey ſeiner großen Herzhaftigkeit, die ein jeder, ver-

ſchehen, weil er von allen denjenigen, die dieſe Begebenheit leſen werden, eine vortheilhafte Meynung gehegt. Er hat dieſes nur für aufgeklärte denkende Männer geſchrieben, und alſo geglaubt, daß er nicht beſonders Urſache anzumerken hätte, daß ſein Abſehen, den Erzählung dieſes Märchens, kein andres geweſen, als alle ſolche Märchen lächerlich zu machen, damit, wenn ja noch ein Gaßner oder Schröpfer ſeyn ſollte, er ſich wegen ſeiner Pedanterie und Leichtgläubigkeit ſchäme, und den feſten Vorſatz faſſe, dergleichen Geſpenſteranekdoten in ſeinem Gehirne nicht mehr exiſtiren zu laſſen.

Anmerk. des Ueberſetz.

vermöge seines Metiers, haben muß, und die jetzt leider! unsern süssen jungen Officiergen gar sehr fehlet, besaß er einen vollkommen aufgeklärten Verstand, der durch Lesung guter Bücher noch mehr war vervollkommnet worden. Dadurch hatte er seine Seele von einer unendlichen Menge toller Vorurtheile gereiniget. Alle Morgen gieng er aus, besahe die öffentlichen Gebäude und Tempel, die von dem guten Geschmack der reichen Einwohner dieser prächtigen Stadt zeugten.

Einsmals, als er so durch die Gassen nachdenkend gieng, und die regelmäßige Baukunst betrachtete, die in dieser Gasse besonders herrschte, fielen seine Augen auch auf ein Gebäude, dessen jetziger Zustand ihn in nicht geringe Verwunderung setzte. Es war, wie alle andere Häuser, prächtig ge-

gebaut, und mit mosaiker Arbeit ausgelegt, deswegen er es in seinen Gedanken für einen kleinen Pallast hielte; das meiste aber, was ihn in Erstaunung setzte, war, daß es ihm unbewohnet schiene. — Etliche große Ketten, die vor das Thor gezogen waren, etliche grosse Schlösser, die vor den Thüren hiengen, verschiedne offengelassene Fenster, mit denen der Wind spielte, zerbrochene Scheiben und Ramen, die Stille, die darinne herrschte, — alles dieses waren gewisse Kennzeichen, daß das Haus unbewohnt wäre. Als der Soldat dieses sahe, verdroß es ihn, und er beklagte sich bey einigen seiner Kammeraden, daß man zu der Zeit, da dieses schöne Haus leer stünde, königliche Truppen und Officiers in solche unbequeme Häuser steckte, und für soviel brave Leute, die alle Tage ihr Leben für die Sicherheit und Ehre

des Vaterlandes darſtellten, ſo wenig Sorge trüge. —

Einer von ſeinen Begleitern bedeutete ihn, daß man gute Urſache hätte, warum man dieſes Haus nicht bewohnte; es wäre ein Ungethüm hinein gekommen, und man hörte zu verſchiednen Zeiten einen entſetzlichen Lerm darinne. Der Hausherr, nachdem er eine lange Zeit alle Vexirereyen dieſes Schadenfrohes erdultet, ſey endlich genöthiget worden, das Haus mit ſeiner Familie zuverlaſſen. Sollte ſich jemand finden, der ſich unterfienge, dieſen Kobold heraus zu treiben, und deswegen einige Nächte ſich darinne aufhielte, ſo würde er ſowohl dem Hausherrn, als auch der ganzen Nachbarſchaft einen beſondern Dienſt erweiſen; denn alle Nachbarn würden durch den Lerm in ihrer Ruhe geſtört;

es

es hätte ſich aber noch niemand gefunden, der ſo viel Herz gehabt hätte, dieſen Streich zu wagen, ob gleich dabey Ruhm zu erwerben und Gefahr zu befürchten wäre.

Dieſe letzten Worte erweckten in dem jungen Menſchen eine Begierde, ſich hervor zu thun; er freute ſich, der Erſte zu ſeyn, der bey einer Gelegenheit ſeine Herzhaftigkeit zeigte, bey welcher die Gefahr unvermeidlich, der Ausgang aber noch ungewiß war. —

Von Stund an gieng er zu dem Herrn des Hauſes, und machte ſich anheiſchig, ſoviel Nächte, als man verlangte, darinne zu bleiben, und als man zur Hinterkommung der Wahrheit nöthig erachtete, ob nicht vielleicht dieſe nächtliche Komödie ein menſchlicher Poltergeiſt angeſtellet hätte.

Er setzte noch hinzu, daß er bey anbrechenden Abend sich gleich hineinsperren wollte, und daß niemand als sein Knecht bey ihm seyn sollte. Er verlangte weiter nichts, als Holz, um Feuer anzumachen, und einige Kerzen, um solches zu unterhalten. —

Ein so annehmliches Erbieten wurde von dem Besitzer des Hauses mit beyden Händen ergriffen, und mit vielen Lobsprüchen begleitet. Die ganze Nachbarschaft, die von seinem Vorhaben gar bald Nachricht bekam, versammlete sich um ihn herum. Man konnte seine Herzhaftigkeit nicht genug bewundern, und die Hintansetzung seines Eigennutzes nicht genug loben. Ein jeder wünschte ihm einen glücklichen Ausgang. — Er für seine Person machte alle erforderliche Anstalten dazu, nem-

nemlich: er sahe, ob sein Degen gut geschliffen, und seine Pistolen geladen wären.

Sobald die Nacht heran eilte, schloß er sich mit seinem treuen Knecht in die vermeyntliche Gespensterwohnung. Ihr Erstes war, daß sie in einem Zimmer ein grosses Feuer anzündeten, und dieses Zimmer auch zum Schlachtfelde erwählten. — Gleich im Anfange fühlten sie, wider ihren Willen, einen empfindlichen Schauer, den auch der allerunerschrockenste bey dergleichen Begebenheiten gezwungen empfindet; allein diese erste Empfindung dauerte nicht lange. Sie erinnerten sich ihrer vorigen Unerschrockenheit, und ein jeder sprach dem andern ein Herz ein; sie vertrieben sich durch angenehme Gespräche die Zeit, und so vergieng die erste Nachtwache. — Die andere war schon ein bis-

gen ernsthafter. — Es erschienen oben an der Decke zwey Menschenbeine, die sich hin und her bewegten, und endlich von der Decke herunter ins Zimmer fielen; bald darauf folgten zwey Schenkel, zwey Arme, eine Brust, ein Magen, und zuletzt ein Kopf, kurz, alle Glieder eines menschlichen Körpers, alle ganz blutig. — Sie fügten sich in einem Augenblick zusammen, und formirten einen Menschen von ungewöhnlicher Größe. — Dieser aus lauter Stücken und Trümmern in Eil gebaute Mann erschien mit einem Degen in der Faust, und gieng mit einem trotzigen Gange und funkelnden Augen auf unsere beyden Kämpfer los. Verwegene Sterbliche! — sage er, (indem er mit seinem Schwerde eine drohende Bewegung machte) die ihr euch unterstehet, hieher zu kommen, mich in der Besitzung dieses Hauses zu stören,

ren, wiſſet, daß ihr mich erſt überwinden müſſet, wenn ihr mich austreiben wollet. Kommt, und laßt ſehen, wer unter uns beyden das meiſte vermag! —

Der Soldat durfte hier nicht lange zaudern, er wartete nicht, bis ſein Gegner losſchlug, ſondern er kam ihm hierinne zuvor. Er hielte die erſte Hitze zurück, damit er nicht außer Athem käme, deswegen fochte er doch nicht ſchläfrig, damit er ſeinem Feind keinen Vortheil ließ. Er wendete alle ſeine Geſchicklichkeit an, und ſuchte alle Kunſtſtücke hervor, die er ehemals auf dem Fechtboden erlernet hatte. Er war wie ein Bliz bald hinten bald vorne, brachte auch dem Gerippe bald da, bald dort, eins bey. — — Endlich ſchien es, als wenn ſich das Blatt wendete; nachdem er ſeiner Meynung nach dem Geiſt-

einen kräftigen Hieb verſetzet, und nicht anders glaubte, als der Streit würde bald ein Ende haben, rührte ſich das Geſpenſt nicht. Ueber einen ſo übernatürlichen Zufall verwundert, ſtutzte er ein wenig. — Der Geiſt machte ſich dieſen ſchicklichen Augenblick zu Nutze, und gab dem Soldaten einen ſolchen Lungenhieb, daß derſelbe nicht anders meinte, als nunmehr müßte es um ihn geſchehen ſeyn. Da er aber keinen Abgang ſeiner Kräfte ſpührte, und kein Blut fließen ſahe, merkte er erſt, daß der empfangene Hieb eine bloſſe Gauckeley geweſen ſey. Er wurde dadurch etwas herzhafter, und trieb ſich mit dem Geiſte eine lange Zeit herum; da ihm aber die Zeit zu lange wurde, verdoppelte er ſeine Schläge, ſtach und hieb auf das Geſpenſt los, und bildete ſich manchmal ein, jetzt habe er ihm den Degen durch den Leib ge-

trie-

trieben, da er gleich ſelbſt einen Stos in der Seite fühlte, oder ſich einbildete, man ſpalte ihm den Kopf. Indeſſen wurde auf beyden Seiten kein Tropfen Bluts vergoſſen; der Soldat fühlte aber, daß ſeine Kräfte abnahmen, und ſeine Munterkeit ſich verlohr. Seine Streiche giengen alle in die Luft, und ſein müder Arm konnte kaum noch den Degen halten; die Knie bogen ſich, ſein entkräfteter Körper bewegte ſich nicht mehr mit der vorigen Geſchwindigkeit, und die Nerven gaben auch nach; kurz, er konnte es nicht mehr aushalten. Er fiel auf ein Bette, das er zu ſeiner Ruhe mitgenommen hatte, und überließ ſeinem Knecht die Ehre, den Kampf zu Ende zu bringen, dem ſie aber theuer zu ſtehen kam; — denn dieſer gefährliche Feind raffte alle ſeine Kräfte in einer Fauſt zuſammen, und ließ ſie mit ſolchem Nach-

drucke auf des Dieners Backen fallen, daß er ſich um und um drehete, und wie ein Ball, in vollem Taumel zu den Füſſen des Bettes, worinne ſein Herr lag, darnieder ſtürzte. — Hierauf trat das Geſpenſt vor das Bette, und redete den Soldaten alſo an: Wohlan! ſagte es, ich will dir gerne die Ehre des Sieges gönnen, und dir ſogar, in Anſehung deiner Tapferkeit, das Wahlfeld überlaſſen. Ich verlaſſe dieſen Ort auf ewig, — man wird mich darinne nimmermehr wieder ſehen. — — Nachdem es dieſe Worte geſagt hatte, verſchwand es, und erregte bey ſeinem Abſchied einen ſolchen entſetzlichen Lerm, daß es alle Nachbarn hörten, und ſogar glaubten, das ganze Haus ſey über'n Haufen geworfen worden. —

Die Arbeit, welche unſre beyden Wagehälſe die Nacht über gehabt hatten, hatte ſie

ſie dermaſen ermüdet, daß ſie in einen tiefen Schlaf fielen. — Der Herr erwachte zuerſt, und erſtaunte nicht wenig, als er ſeinen Knecht aufwecken wollte; denn er ſahe, daß er auf der einen Seite, wo er die derbe Maulſchelle empfangen hatte, ganz ſchwarz ausſahe. Sie giengen endlich die Treppe hinunter, und eröfneten einer anſehnlichen Menge Volks das Thor, die mit größter Ungedult den Ausgang dieſes Handels erwartet hatte, und nunmehro mit inniglichem Vergnügen erfuhr, daß man es der Tapferkeit unſres herzhaften Soldaten zu danken habe, daß der fürchterliche Poltergeiſt beſieget ſey, und daß hinführo ein jeder in der Nachbarſchaft ruhig ſchlafen könnte. — Der Haushert aber, dem an der Sache am meiſten gelegen war, konnte nicht Worte genug finden, womit er ſeinem Wohlthäter nach Verdienſt dankte;

er ſahe ſich jetzt in dem Beſitz eines ſchönen Hauſes, das er für ſeine Perſon gänzlich für verlohren geſchätzt hatte. Seine Erkenntlichkeit endigte ſich aber auch nicht mit bloſſen Komplimenten, ſondern er bewies ſie in der That, indem er ihm ein wichtiges Geſchenk überreichte. Der Diener, den das Geſpenſt gefärbet hatte, konnte mit ſeinem ſchwarzen Backen zufrieden ſeyn, denn auch er bekam ein ſehr groſſes Geſchenk. *)

Ich muß euch aber auch ſagen, fuhr Düfour fort, als er ſeine Erzählung geendiget, daß ich euch dieſes nicht aus der Abſicht erzählet habe, als wollte ich euch ei-

*) Wenn etwan der Leſer ein Geſpenſter-anekdotenlexicon von dergleichen Sachen zu leſen verlangt, ſo will ich ihm hiemit Herrn Erasmi Franziſci Zöllniſchen Proteus empfehlen.

Anmerkung des Ueberſetzers.

einen närriſchen Aberglauben in den Kopf ſetzen. — Nein! ihr müßt nicht alle Märchen und lächerliche Erzählungen glauben. In der Natur geſchehen unzählig viel Dinge, die denjenigen wunderbar vorkommen, die ihre Geheimniſſe nicht verſtehen, z. E. derjenige Schein, den das faule Holz, einige Würmer und Kräuter von ſich geben. Es giebt aber auch eine andere Art natürlicher Dinge, die der Betrug hervorbringet. Und wenn mir recht iſt, ſo ſind wir nicht weit von einem Flecken entfernt, in welchem, wie man für gewiß verſichert, ſolche Geſpenſter erſcheinen, die ein gewiſſer Böſewicht ſelbſt erfindet, indem er ſich der Einfalt der armen Landleute bedienet, und ihnen weismachet, daß dieſes die im Fegfeuer geplagten Seelen wären, und die nicht eher daraus könnten erlöſet werden, als bis man

ich

ihnen den Tag nachher an die Oerter, wo ſie ſich ſehen ließen, gewiſſe Geſchenke ſetzte. —

Unter dieſen Reden gelangten wir zu dem Flecken, konnten aber, vermöge eines dicken Nebels, einander kaum mehr ſehen. Wir giengen an einen ſolchen Ort hin, als wir ein Ding erblickten, das wie ein Geſpenſt ausſahe, und faſt eines Menſchen Geſtalt hatte. Sein Kopf ſah' wirklich wie ein Menſchenkopf aus; es ſchimmerte aus zweyen Löchern, die ſeine Augen machten, ein Licht, und durch dieſes Licht erkannten wir eben dieſes Geſpenſt. Eine einzige Reihe Zähne nahm den Platz des Mundes ein, der ganze Kopf beſtund aus Beinen, die man darauf gemacht hatte. Dieſer Kopf war auf eine Maſchine geſetzt, die wie ein Körper gemacht, und mit einem

nem langen weißen Tuche umwickelt war, das einem Grabtuche, worein man die Todten wickelt, ähnlich ſahe. Man bemerkte, daß ſich die Maſchine bewegte, und zuweilen auf einem von dieſen Gräbern ſtehen blieb.

Dufour ſtund bey Erblickung dieſes ſeltſamen Dinges ein wenig ſtille, kehrte ſich darauf zu mir und ſagte: Sehet! da iſt der Betrüger, von dem ich euch geſagt habe. Warte, ſagte er, du ſollſt es nicht lange mehr treiben, ich kann es ohnmöglich erdulden, daß du die guten einfältigen Leute mit deiner unverſchämten Gottloſigkeit länger bey der Naſe herum führeſt. — Sogleich fuhr er auf das Geſpenſt zu, zerprügelte es gräßlich mit dem Stock, den er in der Hand führte, ſchlug den Todenkopf in Stücke, ſchmiß die ganze Maſchine über'n Haufen, und zerriß das lange Tuch,

unter welchem ein Menſch hervorgekrochen kam. — Dies war eben der ſchöne Vogel, der dieſem Todengeſpenſt die Bewegung gab. Düfour wollte ihn umbringen, und hatte ſchon den Degen halb aus der Scheide, mit dem er ihn durchbohren wollte. Ich hielte ihn aber zurück, und erbate dieſem Böſewicht, mit der Bedingung, daß er ſein ſchändliches Handwerk nicht mehr treiben ſollte, das Leben. Wir ließen ihn hierauf da, wo wir ihn gefunden hatten, und als wir in dem Flecken ankamen, giengen wir in ein Wirthshaus, allwo wir uns zu Bette legten, und ſowohl den Ueberreſt der Nacht, als auch einen Theil von dem folgenden Tage verſchliefen, um uns von der Ermüdung unſerer Nachtreiſe wieder zu erholen.

Ende des erſten Buchs.

Sinſchechli
Schickſale.

Eine
ſatyriſch-komiſche
Geſchichte.

Zweytes Buch.

Achtes Kapitel.

Nachdem wir durch eine ſanfte Ruhe unſre müden Glieder wieder erquicket hatten, ſo verließen wir mit fröhlichem Muthe den Flecken, worinnen wir unſer Nachtlager gehalten hatten. Wir bekamen einen weit beſſern und angenehmern Weg, als den Abend zuvor. Etliche leichte und durchſichtige Wolken verbargen uns die Sonne von Zeit zu Zeit, und verminderten dadurch ihre allzugroße Hitze. Ein angenehmer Zephir erquickte

uns mit dem leichten Schwung seiner Flügel. Mein gröſtes Vergnügen bestand darinne, daß ich mich in einer Freyheit sahe, wo ich mein Herz ohne allem Scheu und Gefahr meinem redlichen Freund entdecken, und ihm meine geheimsten Gedanken offenbaren konnte. Mein Herz schien mir insbesondere leichter zu werden, wenn ich des Herzogs niederträchtige Seele, verzagtes Herz und pöbelhafte Meynungen durchhechelte. —

Was ist der Hof auch für ein Aufenthalt? was trift man nicht da für Leute an? — so redete jener weise Europäer zuweilen von dem Hofleben mit mir. — Es ist nichts thörichter, sagte er, als wenn man sie die Durchlauchten, Allerunüberwindlichsten, Großmächtigen, Hochgebohrnen, Excellenzen und Herr-

Herrlichkeiten nennen höret. Sterbliche, überwundliche Menschen, die allen Krankheiten unterworfen, ja, was noch das Schlimmste ist, den schändlichsten und niederträchtigsten Leidenschaften unterworfen sind. Wer sind aber die Männer, die sich diese prächtigen Beywörter zulegen lassen? — Kleine Geister, furchtsame Menschen, die bey Erblickung einer Kröte, Spinne oder eines Frosches in Ohnmacht fallen wollen; Leute, die den Verstand mit nichts beschäftigen, und glauben, es müßte sich alles vor ihnen schmiegen, und ihren übernatürlichen Verstand bewundern; sie wissen sich keine größere Freude zu machen, als wenn sie einen in Erstaunen setzen, verwirrt machen, oder ihn dahin bringen können, daß er einige Thorheiten begehet. Damit machen sie sich außerordentlich groß, und bilden sich gänz-

lich ein, sie gehörten unter die witzigsten Köpfe; allein ihr Sieg bestehet in der blossen Einbildung. Sie haben über einen rechtschaffenen Mann triumphiret, der aus Ehrerbietung für ihren Stand, aus gegründeter Ursache oder aus Verachtung schweiget. Es sind Leute von mittelmäsigem Verstande, unaufgeklärt und ohne Kopf, die zu allem Guten untüchtig, hingegen zu Kleinigkeiten und Tändeleyen ungemein geschickt sind, unermüdete Schwätzer, die alle Stadtneuigkeiten auswendig wissen, niederträchtige Leute, Hunde, Affen und Papageyen sind ihre Busenfreunde. —

Ueberdies haben die Franzosen und andre benachbarte Völker, fuhr mein liebenswürdiger Europäer fort, noch diese lächerliche Einbildung von dem Adel, daß sie

ſie keinen für einen rechten Edelmann hal-
ten, der ſeinen Adel nicht durch die Waf-
fen erworben hat. Man bedenke doch! —
ein Mann, der ſeinem Vaterlande die Zeit
ſeines Lebens im Kabinet gedienet hat, —
ein anderer, der in der Kanzeley ſeinen
Landsleuten die Gerechtigkeit mitgetheilet,
die Laſterhaften geſtraft, die gemeine Ruhe
erhalten, und gute Ordnung und Policey
in dem Königreiche wieder hergeſtellet hat;
ein anderer, der bey dem Kammeralweſen
mit geprüfter Treue gedienet, der durch
Hülfe der Handlung, ohne das Land zu
beſchweren, die Einkünfte ſeines Fürſten
vermehret hat, — derjenige, der gelehrte
Akademien geſtiftet, Manufakturen er-
richtet, Städte in blühenden Zuſtand ge-
ſetzt, die Felder fruchtbar gemacht, und
ihren Beſitzern Arbeiten gelernt hat, —
ja, ein anderer, den den Nutzen ſeines

Fürsten und dessen Volks bey jeder Gelegenheit auf eine geschickte Art zu beobachten gewußt hat, der zum Vortheil seines Vaterlandes Traktaten geschlossen, ihm den Frieden verschaft, und den Staat von außen in Sicherheit gesetzt hat, — alle diese Leute, sagte er, dürfen sich nicht unterstehen, zu verlangen, daß man sie unter den Adel aufnehmen soll; man wird sie immer für gemeine Leute ansehen, oder, wenn es hoch kommt, unter den bürgerlichen Adel setzen, da man hingegen diejenigen, die zum Untergange der Menschen gebohren, allen andern vorziehet, ob sie gleich dem Bürger eben soviel Schaden als den Feinden zugefüget haben. Sie bekommen diese vortreflichen Vorrechte, weil sie viel Menschenblut vergossen, viele Tempel verbrannt, unzählige Dörfer geplündert, unschuldige Mädchen verführet,

ret, die Länder verwüstet, und ganze Königreiche zu Grunde gerichtet haben. —

Betrachtet nun einmal (so redete er weiter) und sehet, wie diese eingebildete Hoheit die allerheiligsten und allerältesten Rechte der Natur mit Füssen tritt und ganz unterdrücket. — Der Sohn eines französischen Edelmanns hielte es für die größte Schande, wenn er denjenigen, von dem er das Leben hätte, Vater nennen sollte, da doch dieser zärtliche Name auch bey den allerwildesten Völkern in sonderbarer Hochachtung gehalten wird. Diese Benennung ist nur noch bey dem gemeinen Volke üblich. — — Unsre grosse Herrn lassen sich von ihren jungen Herrn nicht anders als gnädiger Herr nennen. Ich habe sogar einen gekannt, der seinen Kindern die Ehre, ihn zu um-

armen, nicht eher gönnete, bis sie ihm zuvor die Hände in tiefster Ehrfurcht geküßt hatten. — Durch dieses herrliche Ceremoniel, das den Gesetzen und dem natürlichen Trieb der Natur ganz und gar zuwider ist, haben die Vornehmsten in Frankreich das Geheimniß gefunden, in dem Herzen ihrer Kinder alle Liebe und kindliche Zärtlichkeit auszutilgen.

Soviel hatte mir mein europäischer Lehrer gesagt. — Ein Weltweiser, setzte ich noch redend hinzu, kann kein größeres Vergnügen haben, als wenn er einen solchen grossen Mann, der sich mit seiner eingebildeten Hoheit soviel weiß, aufmerksam betrachtet. Er giebt sich eine lächerliche Ernsthaftigkeit; alles ist falsch an ihm; er besitzt einen falschen Verstand, eine falsche Tapferkeit und Hoheit; kurz, sein

sein ganzer Körper bewegt sich gleichsam wie eine Maschine. Eine Mine, ein Lächeln, ein Zeichen mit dem Kopf, alles ist abgemessen, alles dies muß bey einem Großen ausstudirt seyn. Kommt er in Gesellschaft, so ermüdet er auch die geduldigsten Ohren durch die Erzählung seiner eingebildeten großen Thaten, oder durch eine lange und verdrießliche Auseinandersetzung seines Geschlechtsregisters. Hier müssen seine Vorältern, einer nach dem andern, unzähligemal durch die Musterung gehen. Da hat dieser den Krieg als Feldherr unter den Römern geführt, — jener ein ganz Königreich bezwungen, und die, wenn es auf die Untersuchung ankäme, eben solche elende Schufte, als der Erzähler selbst, gewesen sind.

Ich habe einige gesehen, die sich mit ihrer Geburt dermasen groß wußten, daß

ſie alle Augenblicke davon redeten, — es mochte ſich räumen oder nicht, darum bekümmerten ſie ſich wenig. Sie waren vergnügt, wenn ſie nur von ihren Vorfahrern reden, und die groſſen Ehrenſtellen erzählen konnten, mit denen ihr Haus vor dieſem gepranget hatte. Ich erinnere mich, daß einer von dieſem Gelichter vor wenig Tagen zum Herzog in das Zimmer kam, als ich darinne nebſt einer anſehnlichen Geſellſchaft befindlich war. Die Unterredung fiel auf den verſchiedenen Werth der Pferde, da einer die Arabiſchen, der andere die Tartariſchen, der dritte die Perſiſchen, der vierte die Türkiſchen, der fünfte aber die Engliſchen Pferde allen andern vorzog. Als die Reihe an unſern Edelmann kam, und derſelbe auch ſeine Meinung ſagen ſollte, ſo ſprach er: was mich anbelanget, ſo halte ich es mit den

Eng-

Engliſchen, und in dieſem Stücke bin ich meines Vaters Meynung, der Hauptmann unter Cromwel war, mit Namen Edwurf, ein Sohn des Herzogs von Montmuth, der bey dem Protektor die Oberſtallmeiſtersſtelle begleitete, und ein Enkel des Herzogs York, der bey Eduard dem zweyten Premierminiſter und ſein naher Anverwandter war. Ich leide keinen andern Gaul in meinem Stalle.

Wie ihr ſehet, ſo war hier die Rede weder vom Hauptmann, noch vom Stallmeiſter, auch nicht vom Premierminiſter; allein der gnädige Herr, der die Titel ſeines Hauſes übel anbrachte, hätte nicht viel Geld genommen, und eine ſo ſchöne Gelegenheit aus den Händen gelaſſen, ſie in ſeine abgeſchmackte Erzählung mit einzumiſchen. Läßt er ja ſeine Vorältern

in Ruhe, so wird er gleich von seinen Hunden und Pferden anfangen. Vorgestern, wird er sagen, jagte ich einen Hirsch in dem Orleanischen Forst, zehen deutsche Meilen weit, par force, nur mit sechs Hunden, nnd hatte nicht mehr als einen einzigen von meinen Leuten hinter mir. Die andern Jäger waren alle marode, und mußten zurück bleiben. Alsdenn wird er auf die vortreflichen Tugenden seiner Hunde kommen, und ihre Geschlechtsregister bis auf den Melak hersagen, von dessen Art die andern alle hergekommen sind; er wird auch die ganze Genealogie von seinen Jagd- und Bassethunden eben so her erzählen, als wie er seiner Vorältern ihre erzählet hat. — Jedoch ich bedaure eine Gesellschaft, wenn sich unser Hofmann gelehrt zu thun vornimmt, welches aber bey diesem Herrn etwas seltsames ist; denn gemei-

meiniglich verachten sie alles, was Wissenschaft heißt, als eine unnütze, pedantische Beschäftigung, die solchen Leuten, wie sie, die von alten Gotischen und Englischen Königen herstammen, gar nicht anstehet. — Von ihrem sehr groben Scherz will ich gar nichts gedenken; wie nicht weniger von ihren sogenannten Bon mots, denn sie bestehen meistentheils in gemeinen zweydeutigen Ausdrücken, in einer läppischen Schrauberey oder in den einfältigsten Redensarten, die sie von ihren Schuhputzern gehöret haben. Eben so wenig gedenke ich etwas von ihrem affektirten Wesen, ein neues Wort in einer Stunde hundertmal vorzubringen, noch von ihren gezwungenen, aberwitzigen und kindischen Moden. Ich übergehe auch die Unordnung und Zügellosigkeit bey ihren Gastmälern. Ich könnte auch noch vieles von

ih-

ihrer Scharlatanerie und beständigen Trägheit reden; ingleichen von ihrer geschwindmordenden *) Gerechtigkeit und schlechten Religion; ich halte es aber für besser zu schweigen.

Wie kommt es aber, fiel mir Dufour in die Rede, daß ihr von ihrem kirchenräuberischen Hochmuthe nichts gedenket, der sie so weit treibet, sich zu den Kirchendiensten zu drängen? — Ey! warum das nicht, gab ich ihm zur Antwort; er hat gar oft von dieser Sache mit mir geredet, und sich in seiner Seele darüber geär-

*) Davon das unschuldige Opfer Jean Calas der redende Zeuge, und unzählig andere sind, und — o! Menschheit erstaune — die Mörder desselben wurden nicht einmal zu gehöriger Antwort gezogen — — Schande für unser Seculum!!! —

Anmerk. des Uebersetz.

ärgert. Vermuthlich, fuhr Düfour fort, hat er euch dieſe geld- und ehrgeizigen Leute alſo abgeſchildert, wie ſie mit einer gewiſſen heiligen Raſerey nach den gewenhten Aemtern der Religion, beſonders nach den hohen, laufen. Er wird euch ihre verſchiednen liſtigen Ränke, ihre heimlichen und verborgenen Verläumdungen des andern, ihr unverſchämtes Bitten, und ihre ſchimpflichen Niederträchtigkeiten, ſammt allen ihren Triebfedern vorgeſtellet haben, die ſie zu einer ſo hohen Ehrenſtelle, welche ſie über alle Menſchen erhebt, und keinen höhern als Gott über ſie nach ihrer Meynung läßt, zu gelangen anwenden.

Sind ſie aber einmal zum Zweck ihrer Wünſche gelanget, ſehen ſie ſich auf demjenigen Thron erhaben, den der Pöbel mit Ehrfurcht betrachtet, und vor welcher derſelbe in heiliger Demuth die Knie beuget, und

und das Haupt zur Erde bücket, so zwingen sie sich nicht mehr. Sie geben alle ihre Fehler blos, die sie vorher sorgfältig vor den Augen derjenigen, die sie am allerwenigsten wissen durften, verborgen haben. — Da sieht man nichts als Pracht, Uebermuth und einen verdammlichen Ueberfluß in allen Dingen. Habt ihr etwas mit den Kardinälen, Prälaten u. d. gl. zu thun, so suchet sie ja nicht in dem Tempel, oder bey ihren Büchern; — wo werdet ihr sie aber finden? — In dem Gemach einer reizenden Dame, oder unter andern Frauenzimmern auf einem Stuhle mit ihnen tändelnd, an einem Spieltisch oder in einem prächtigen Wagen. *)

Dis

*) Gleichwie die Deutschen in allen Stücken der Franzosen Affen gewesen sind, also haben sie auch in allen diesen Stücken nicht unterlassen können, ihnen nachzuahmen.
Anmerkung des Uebersetzers.

Dufour war hierüber dermaſen in die Hitze gerathen, daß er nicht einmal wahrnahm, wie ſich die Wolken von allen Seiten aufthürmten, wie ſie den Himmel bedeckten, und wie am Horizont eine dunkle und finſtere Röthe aufſtiege. Ich wies ihm dieſes, und ſagte lächelnd zu ihm: Sehet ihr nicht, wie ſich der Himmel zu Vertheidigung der Großen waffnet, die jhr ſo bitter und mit Wahrheit durchgehechelt? — Wir werden gewiß ein rechtes Bad bekommen. Es blieb auch nicht lange außen. Die Wolken öfneten ſich, und ſchütteten unbarmherzigerweiſe die größten Waſſerſtröme auf uns herab, die uns ein raſender Wind noch dazu in das Geſicht jagte. Von ungefähr erblickten wir zum größten Glück eine Höhle, in die wir hineingehen, und uns für Wind und Regen ſicher ſtellen konnten. Wir gien-

gen da hinein, und warteten, bis uns das Wetter wieder gewogen wurde, und wir unſere Reiſe weiter fortſetzen konnten.

Neuntes Kapitel.

An dem Fluß eines Felſen, deſſen Gebürge mit lauter Ulmen und Eſchen bewachſen war, hatte die Natur verſchiedne unterirrdiſche Gemächer gebildet. Hier herrſchte eine immerwährende Kühle; die ruhige Stille wurde durch nichts, als durch das Geräuſch eines kriſtallnen Baches, der auf verſchiedne übereinander geworfne Kieſel fiel, unterbrochen. Von da ſchlicher in einem ſilbern reinen Ufer fort, und verurſachte zwiſchen dem bejahrten Mooſe

ein

ein ſo angenehmes Rauſchen, das auch die gröſten Sorgen und Bekümmerniſſe einzuſchläfern und vergeſſen zu machen vermögend war.

Ich durchwanderte dieſes unvergleichliche Labyrinth, und konnte mich über die verſchiednen Werke der Natur, womit ſie dieſen Ort ausgezieret hatte, nicht genug verwundern. Es zeigten ſich daſelbſt Muſcheln und Felſen von verſchiedner Art und allerley Figuren, Steine mit goldnen Adern, ganze Stücke Bergkriſtall hiengen oben an dem Gewölbe, alles dieſes machte den herrlichſten Anblick von der Welt.

Wir hatten uns innwendig in der Grotte auf einen Stein niedergeſetzt, ganz nahe beym Eingange derſelben, wo wir alle beyde in einer angenehmen Bewunderung

dieser Dinge warteten, bis die schon wieder hervorblickende Sonne den Weg ein wenig würde abgetrocknet haben. — Auf einmal sahen wir zwey junge Frauenzimmer von schlankem Wuchs und herrlicher Taille hineintreten. — — Sie zeigten alle Reizen einer blühenden Schönheit, die doch durch eine furchtsame Schamhaftigkeit noch mehr erhöhet wurde. Wir hatten kaum das Herze, Athem zu holen. Hätten wir uns gerührt, so würden diese liebenswürdigen Nymphen und unser Vergnügen zugleich mit ihnen geflohen seyn. Kaum konnten wir uns vorstellen, was zwey junge Grazien ganz allein in einer dunkeln Höhle machen wollten. — Es währete aber nicht lange, so kamen wir hinter das Geheimniß. — Ein altes runzlichtes Mütterchen erschien vor dem Eingange der Höhle, nahm die beyden Mädchen

chen bey der Hand, und führte ſie bis an das äußerſte Ende der Grotte hinein.

Kaum hatten wir uns von dem Erſtaunen wegen dieſes Zufalls erholet, ſo ſchlichen wir unter der uns in der Höhle begünſtigenden Dämmerung ganz ſachte an den Ort, wo das alte Weib hauſete. Wir ſetzten uns auf die Erde, bückten uns aber dennoch, weil wir ſonſt befürchten mußten, entdeckt zu werden. Die vermeyntliche Hexe nahm hierauf ein mit ſchwarzen Staub angefülltes Horn, und blies denſelben gegen der Höhle Eingang. Dieſe fliegenden Atomen verurſachten eine dicke Wolke, welche das noch in die Höhle eindringende Licht gänzlich verdunkelte. Hierauf zündete ſie eine Kerze an, und als ſie bey dem Schein derſelben bemerkte, daß die beyden Mädchen für Angſt ganz

bleich waren, ſprach ſie ihnen mit folgenden Worten einen Muth ein:

Was ſoll denn das ſeyn, meine Kinder? harret nur ein wenig, ſo ſollt ihr in dem Buche des Schickſals die Namen derjenigen ſehen, die euch daſſelbe zu euren künftigen Gatten beſtimmt hat. Tragt ihr etwan einigen Zweifel, ob es ſich wirklich ſo befindet? Woher glaubt ihr denn, daß die Charakters, Talismanns, magiſchen Ringe, Lukaszettel, feſtmachende Briefe, die Wachsmänner, die mit einer Nadel geſtochen werden müſſen, anders herkommen, als von der göttlichen Magie? Darauf ſtreckte ſie die Arme aus, — der Athem wurde kürzer, die Knie fiengen an ſich zu biegen, und von ihren betrügeriſchen Lippen hörten wir folgende Worte:

Ihr

Ihr schwarzen und fürchterlichen Gottheiten, die ihr den Schatten und den höllischen Geistern gebietet, kommt herbey, und meldet, wer diejenigen seyn, die einmal das Glück haben werden, diese Grazien zu umarmen, und sich mit ihnen unzertrennlich zu verbinden? — Sie wollte noch mehr Beschwörungsworte hören lassen, als eine Menge Fledermäuse, die in der Höhle befindlich waren, hervorgeflogen kamen, und mit ihren Flügeln das Licht auslöschten. Die vermeyntliche Hexe kam hierauf nicht mehr zum Vorschein. Wir nahmen diese beyden im Dunkeln irrende Mädchen, führten sie aus dem Labyrinthe, und begleiteten sie bis an ihre eine viertel Stunde davon gelegene Wohnung. Daselbst nahmen wir von ihnen Abschied, mit Warnung, sich für dergleichen Betrügereyen zu hüten, und solchen alten Weibern

bern keinen Glauben beyzumessen. Das Bild dieser liebenswürdigen Frauenzimmer schwebte mir mit allen seinen Annehmlichkeiten eine lange Zeit darnach noch immer vor den Augen.

Kaum waren wir in Paris und in unserer Wohnung angelanget, als ein junges Frauenzimmer mir eine mit Gold emaillirte Schachtel im Namen einer von den zweyen in der Zauberhöhle gesehenen Schönheiten überbrachte. Ein verborgenes Geschicke, welches die Herzen mit unsichtbaren Banden verbindet, und das wir Sympathie zu nennen pflegen, hatte die glückliche Wirkung gethan, daß es gerade diejenige war, die mir am vorzüglichsten gefallen hatte, und von welcher ich, ohne mein Wissen, sehr geliebet ward.

In dieser Schachtel sahe man ein unvergleichlich Stück von kleiner Mahleren. Es stellte Lisen (so war der Name der Grazie) in Schäferkleidung vor, wie sie durch ein Geländer von Geisblatt und Jasmin einen Schäfer, der auf der andern Seite auf der Erde in einer wollüstigen Stellung lag, — mit Früchten warf, und sich hernach versteckte.

Man kann sich meine Freude über dieses mir so kostbare Geschenk sehr leicht vorstellen, ich küßte es unzähligemal, und bezeigte mit den zärtlichsten Worten meine Erkenntlichkeit darüber. Indem erhielt ich noch ein Billet, worauf folgendes stand:

Zärtlichgeliebter Fremdling!

Ich habe Sie nur einen Augenblick gesehen, und hege schon die zärtlichste Liebe

gegen Sie. Iſt Ihnen ein gleiches begegnet, ſo iſt es der allgewaltigen Liebe nicht genug zu verdanken; demohngeachtet werde ich davon nicht eher überzeugt ſeyn, als bis ich es in der Ihnen bekannten Höhle ſattſam erfahre. — Aus Ihrer baldigen Dahinkunft werde ich von der Größe derſelben richtig urtheilen können. Meine getreue Louiſe, die Ueberbringerin dieſes Billets, wird mir die baldige günſtige Antwort, nach der ich ſehnend ſchmachte, zurück bringen. Lieben Sie mich ſo, wie ich Sie liebe. —

Ich gab ihr baldige erwünſchte Antwort, und noch begieriger befriedigte ich ihr ſchmachtendes Verlangen, nach dem ich auch ſowohl als ſie geſehnet hatte. — Wir ſchlürften den Becher der Wollust rein aus, und gaben uns alle diejenigen Merkmale,

male, die eine brennende Liebe verurſachen kann, zu erkennen. —

Nach einiger Zeit, die wir in Paris zugebracht hatten, reiſten wir von da ab, damit wir bey dem Raveaux eintreffen möchten. Wir fanden ihn in Todesnöthen, und ſein ganzes Haus voll lauter Traurigkeit. Wir mußten es nothwendig den andern auch nachmachen, und uns eben ſo, wie ſie, betrübt ſtellen. Ich fande aber allda eine beſondere Art Leute, die mir gänzlich unbekannt waren. In ihren Geſichtern hatten ſie etwas mürriſches und hochmüthiges; die allgemeine Betrübniß des Hauſes rührte ſie wenig, und wenn ſie ja zuweilen einige Empfindlichkeit ſpüren ließen, ſo war dieſelbe mehr gekünſtelt als natürlich. Sie redeten nicht, wie andre Leute, denn ſie hatten eine ganz andere

dere Sprache, sie bedienten sich derselben, wenn sie einige Arzeneyen verschrieben. Man sagte, daß sie dieses darum thäten, damit sie sich ein größres Ansehen mächten; andere aber behaupten, sie thäten es deswegen, damit man nicht hinter ihre geheime Betrügereyen kommen möchte. Ich hörte, daß sie öfters Medicíner genennet wurden. Dergleichen Gattungen Menschen hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, denn in meinem Vaterlande sind keine anzutreffen; Dufour aber sagte zu mir, daß sie in Europa ganz gemein wären. Er fügte noch hinzu, daß man in diesem Welttheile drey verschiedne Religionen anträfe, als: die alte, die neue und die Religion der Aerzte. Diese letzte fieng an vor allen andern zu glänzen, denn sie schmeichelte dem Hochmuthe des Menschen auf eine angenehme Art, wie nicht

wer

weniger ſeiner Neigung zum Vergnügen, und verſpräche ihm, daß er alle Laſter ungeſtraft ausüben dürfte. Man ſagt nemlich, daß ſie keine andere Gottheit als die Natur erkennet, und daß ſie lehre, die Seele des Menſchen ſey nichts anders, als ein in dem Menſchen eingeſchloſſener Dunſt, der, ſobald als er aus demſelben heraus käme, alsbald verſchwände und ſich verlöre. Düfour ſetzte noch hinzu, daß dieſe leichte und bequeme Religion alle Tage noch mehr Proſeloten machte, weil ihnen geſtattet würde, in derſelben zu leben, wie ſie wollten, und daß ſie niemanden unterwürfig wären; man nennte dieſes unter ihnen: das Joch abſchütteln. Das Volk, das in ſeiner von Jugend auf eingeprägten Religionen lebte und webte, ließ ſich durch dieſe die Sinnen ſchmeichelnde Religionen doch nicht verführen,

weil

weil ihnen so bange für den ewigdaurenden Höllenstrafen gemacht würde, und weil sie glaubten, daß keiner von einer andern Religion seelig würde; allein manche Fürsten und Große erwählten diesen Glauben für sich, wie nicht weniger einige andere, die sich **grosse Geister** nennten, blos deswegen, damit sie sich vor allen andern hervor thun, und ihr klein Lichtlein hervor leuchten ließen, die sie **kleine Geister** und **nicht scharf sehenden Pöbel** hiesen.

Damit wir aber wieder auf die Medicinen kommen, so muß ich noch sagen, daß Düsour dafür hielte, die Grundsätze ihrer Religion bestünden darinne, daß sie sich kein Gewissen machten, mit ihren Arzeneyen und neuen Versuchen die Leute nach ihrem Gefallen zu tödten. Dieses kommt

aber

aber daher, fügte er noch hinzu, weil ſie das Leben eines Menſchen nur als einen Hauch oder Funken betrachten, welchen zu verlöſchen oder verrauchen zu laſſen, man keine ſo große Sünde thäte.

Wir fanden alſo den armen Raveaux unter den Händen, und in der Gewalt dieſer unbarmherzigen Leute, die mit auſſerordentlichen und unbekannten Mitteln eine ſehr gewöhnliche und ganz bekannte Krankheit heilen wollten, blos deswegen, damit ſie ihrer einigermaſen unnützen aber doch höchſt einträglichen Kunſt ein rechtes Anſehen geben möchten; daher geſchahe es denn, daß der Kranke mehr Schmerzen als Linderung von ihren Arzeneyen empfand. Es war nichts anders, als der Stein, der den Kranken plagte. Die Anzeigen dieſer Krankheit, ſo bekannt ſie

auch

auch sind, und so sehr sie sich äußern, kannten sie nicht — (doch dieses geht ihren Mitbrüdern gar oft so) — alle Arzeneyen, die sie ihm gaben, vermehrten den Schmerz, anstatt daß sie ihn vermindern sollten; sie führten den Patienten unvermerkt zu seiner Ruhestätte, dem Grabe.

Unter diesen Mördern befand sich ein vor allen durch seine Unwissenheit und Kühnheit Hervorzeichnender. — Dieser war, nachdem er sein Geld, vermöge dessen er die Menschen unverantwortlich umbringen konnte, richtig bezahlet, auf eine sehr leichte Art Doktor geworden. Er hatte in den Werkstätten, wo die Arzeneyen zubereitet wurden, gewisse Zettel zusammen getragen, auf welchen geschrieben stund, was zu einer Arzeney gehöre, wie viel von jedem Stücke genommen werden

den müſſe, wie man es einnehme, und alles, was dazu gehöre. Die Mediciner ſchreiben dieſe Zettel mit Charakteren; kein Menſch, außer Kunſtverwandte können ſie leſen, man thut ihnen die Ehre an, ſie **Verordnungen** oder **Recepte** zu nennen.

Damien, ſo hieß der Herr, trug alſo eine große Menge ſolcher herrlichen Recepte zuſammen, und that ſie alle mit einander in eine Büchſe; kam nun jemand und verlangte wider dieſe und jene Krankheit ein Mittel, ſo ſchüttelte er ſeine Büchſe um, die man mit Recht die prophetiſche nennen konnte; der erſte Zettel, der ihm alsdann unter die Hände kam, den ſchickte er zum Apotheker; denn ſo werden diejenigen Leute genennet, welche reiben, diſtilliren, verſetzen, miſchen, unter einander

gießen, mengen, und alles dasjenige zu bereiten und zurechte machen, daraus die Arzeneyen beſtehen.

Es kommt mir nicht anders vor, als wenn ich den Minos, den berühmten Höllenrichter ſähe, der daſelbſt die fatale Urne umrühret, und bald Leben, bald Tod, heraus fahren läßt. *)

Das Glück hatte aber dem Raveaux gar nicht wohlgewollt, denn das Recept, das aus der Büchſe des Damien kam, hätte nicht ſchädlicher für ihn ſeyn können.

Es

*) Omnes eodem cogimur ominium
Verſatur urna, ſerius ocyus
Sors excitura, et nos in æternum
Exilium impoſitura cymbæ.

Horatius.

Es beſtund aus lauter hitzigen und anhaltenden Ingredienzien, die eine bloſſe Verdickung verurſachten, anſtatt alſo, daß ſie den Stein in den Nieren hätten aufweichen und auflöſen ſollen, ſo verhärteten ſie denſelben noch immer mehr und mehr, welches dem armen Kranken unglaubliche Schmerzen verurſachte.

Darüber wurde ich ſehr heftig gerührt, und befand mich in einer außerordentlichen Verwirrung. Ich hatte ein ſchlechtes Zutrauen zu der vermeynten Univerſalmedicin des Herzogs; demohngeachtet durfte ich mich nicht unterſtehen, ſeinem Freund mit einem andern Mittel zu heilen. Ueberdies hatte ich die grimmige Eyferſucht aller anweſenden Aerzte zu befürchten, denn dieſes ſind gewiß ſehr gefährliche Feinde, ſie haben den Tod und den Pluto zu ihren

vertrauteſten Freunden. Und, was konnte man wohl zu einem jungen dem Anſchein nach unerfahrnen Menſchen für ein Zutrauen haben? Ich hatte wohl einige Kräuterkenntniß, und wußte auch ſehr gut, daß eines ſey, welches den Stein in den Nieren, ja gar in der Blaſe, zermalmete; allein ich befürchtete nicht ohne Grund, dieſe Pflanze dürfte unter den europäiſchen Kräutern nicht anzutreffen ſeyn. Nichts deſto weniger erachtete ich mich für verbunden, alle meine Bemühungen und Kenntniſſe, die ich von den Kräutern hatte, anzuwenden, einem Menſchen, der die unerträglichſten Schmerzen litte, Linderung zu verſchaffen. Die Menſchheit verband mich dazu, und Gott, der mir dieſes Kraut hatte kennen lernen, verwies mir innerlich meine Unempfindlichkeit, und ſchien ein Leben, das ich retten konnte,

von meinen Händen zu fodern. Es war wohl möglich, daß dieſe Pflanze unter ſo vielen Kräutern, die auf den Gebirgen Frankreichs wachſen, zu finden ſey, und das meiſte war, daß die Nachſuchung keine lange Zeit und große Mühe erforderte. Dieſe letzte Urſache überwog die andern alle. Ich nahm mir alſo feſt vor, den Raveaux zu kuriren, in dem gewiſſen Vertrauen, Gott würde zu meinem Vorhaben Gedeyen geben. Dieſerhalb nahete ich mich zu dem Bette des Kranken mit ausgeheitertem Geſichte, damit ich ihn zu meiner folgenden Rede einigermaſen vorbereitete. Mein Herr, ſagte ich zu ihm, ich komme auf einen beſondern Antrieb des Himmels, Ihnen ihre baldige Beſſerung anzukündigen. Dies iſt aber noch nicht genug, ſondern ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich beſtimmt bin, Ihnen Ihre

Geſundheit wieder zu geben. Sie verwundern ſich dem Anſcheine nach darüber, ich verdenke es Ihnen auch nicht; laſſen Sie ſich aber durch meine Jugend nicht abſchrecken, und zweifeln Sie deswegen an der Vortreflichkeit meines Hülfsmittels nicht. Ich bitte weiter nichts, als daß Sie meiner Arzeney zu ihrer Wirkung drey Tage Zeit laſſen. Wenn Sie zu Ende dieſer Zeit nicht wieder völlig geſund ſind, ſo will ich mit meinem Kopfe dafür haften.

Raveaux ſahe mich mit einer froſtigen Mine an, und mochte ohne Zweifel Mitleiden mit meiner Einbildung haben, denn er ſagte zu mir:

Ach liebſter Freund! ich habe ſchon mit mehr Leuten geſprochen, die mir eben das verſichert haben. Es ſind ſchon viel

Markt-

Marktſchreyer, die ſonſt alle Naturgeheimniſſe wiſſen wollen, hergekommen, dieſe alle haben mir das nemliche, was ihr mir verſichert, verſprochen, und ich habe ihnen die Hofnung, geſund zu werden, theuer genug bezahlen müſſen. Ich glaube gewiß, es wird ſich mit euch auch alſo befinden. —

„Das wolle Gott nicht, gab ich hierauf zur Antwort, fällen Sie doch ein gütigeres Urtheil von mir. — Ich verlange kein Geld von Ihnen, ich habe weit edlere Abſichten, und verlange keinen andern Lohn, als das Vergnügen zu haben, einer Perſon von Verdienſten zu helfen.“

Raveaur fand in meinem Geſichte und in meinen Worten eine ganz beſondere Aufrichtigkeit, welche ihn glaubend machte,

könnte doch wohl an dieser Sache etwas seyn. Er erkundigte sich bey dem Düfour, wer ich wäre, und als er von ihm erfuhr, daß ich ein Fremdling und fast von dem entlegensten Theile der Welt hieher gekommen, so glaubte er ganz gewiß, ich müßte von einer höhern Macht zu seiner Heilung hergesendet seyn. — Diese Einbildung schmeichelte ihm, und erweckte bey demselben einiges Zutrauen gegen mich. Er vergaß meine große Jugend, und da sein Schmerz immer mehr und mehr zunahm, und ihm keine Ruhe ließ, so entschloß er sich endlich, sich meiner Kur zu überlassen. —

Sobald ich dieses vom Raveaur vernahm, begab ich mich auf einen hohen Berg, suchte sogleich den erhabensten Ort, den die Sonne am meisten beschiene, und stund

ſtund endlich an einem Ort gegen Mitternacht ſtille.

Das Erdreich war allda ſehr abhängig, und der Regen, der darauf gefallen war, ſchießet jählings ab, und bringet nicht durch. Durch die ſchnellen Güſſe wird das gute Erdreich, das obenher lieget, mit hinweg geriſſen, und es bleibet davon nur etwas weniges in einigen engen Schlünden übrig, die zwiſchen den Kieſelſteinen zu ſehen ſind.

In dieſen Schlünden und zwiſchen dieſen Kieſeln fande ich das ſo ſehnlich geſuchte Kraut; es wuchs auf einem holzigten Stengel, der eines Fingers dicke und einer Elle lang war, er war von unten an bis oben hinaus mit hellgrünen Blättern bewachſen, die ſehr lang, ausgezackt

und ſpitzig waren, wie das Eiſen an einer Lanze. Aus der Mitte dieſer Blätter und oben auf dem Stengel erhebet ſich ein dicker goldfarbiger Blumenſtrauß, der einer Ruthe oder Gerte ſehr ähnlich iſt; daher man es auch die güldne Ruthe zu nennen pfleget. Es kann aber auch ſeyn, daß es ſeinen Namen von ſeiner unvergleichlichen Tugend bekommen hat, indem es die Steine, die in des Menſchen Körper entſtehen, zermalmet, zerbricht und in Staub verwandelt.

Unter vieler Freude brach ich dieſes koſtbare Kraut ab, und brachte es voller Freuden ins Schloß. Ich ließ ſogleich den koſtbaren Wein von Schiras in Perſien darüber gießen, welchen der Kranke trinken mußte; alsdann mußte er auch davon kauen und den Saft hinterſchlucken.

Am

Am erſten Tage ſpürte er keine Linderung, aber am andern und dritten gieng ein dicker, trüber und mit Gries vermiſchter Urin von ihm, woraus man ſchließen konnte, daß das Kraut ſeine Wirkung gethan, und den zermalmten Stein durch den ordentlichen Gang abgeführet haben müßte.

Indeſſen beſſerte es ſich mit dem Kranken zuſehend, und jedermann hielt die Geneſung deſſelben für ein Wunderwerk, indem ſie ſagten: ich müßte ein Gott ſeyn.

Indem aber in dem Hauſe des Raveaur überall mein Lob ausgebreitet wurde, und ſeine ganze Familie mich mit Seegenswünſchen überſchüttete, ſo erhielt Düfour von dem Herzog Befehl, er ſollte ſich an die holländiſchen Grenzen zu ihm verfügen.

gen. Der König von Frankreich hatte ihn zu dem Ersten dieser Nation abgeschicket, um einige Vergleiche mit ihnen vollends zu Stande zu bringen. Und gleichwie diese Gesandtschaft blos zum Gepränge geschahe, so wollte der Herzog zur Ehre seines Königs auch nichts sparen, an diesem ausländischen Hofe mit der größten Pracht zu erscheinen; deswegen bekamen alle seine Bedienten Befehl, ihm zu folgen.

Ich begab mich demnach zu dem Rabeaur, um Abschied von ihm zu nehmen, und bat ihn, er möchte die Gütigkeit haben, mir einen Brief an den Herzog mit zu geben, und in demselben alles zu berichten, wie es mit seiner wunderbaren Kur zugegangen sey. Er war dazu ganz willig, und schrieb einen Brief an ihn, der überhaupt so verfaßt war, daß der Her-

Herzog immer in dem Gedanken ſtunde, Raveaux hätte ſeine Geneſung ſeiner überſchickten Arzeney zu danken; denn in dem ganzen Briefe war von nichts, als von der Hülfe Gottes und von lauter Wunderwerken gedächt, welches ſich gar leicht von dem Herzog und von ſeinen wunderbaren Hülfsmitteln verſtehen ließ. —

Da ich dieſen Brief empfangen hatte, und von dem Raveaux gehen wollte, ſo hielt er mich bey der Hand zurücke, und führte mich in ein klein Zimmer, worauf er die Thür zuſchloß. Er ließ mich neben ſich niederſetzen, und bemühete ſich, durch Worte und Minen mir alle ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen, die er in dem Innerſten ſeines Herzens hegete. Sinſchechli! ſagte er zu mir, ihr wiſſet, wie ſehr ich euch verbunden bin, und ich traue es euch

zu,

daß ihr von mir überzeugt ſeyd, daß ich es nimmermehr vergeſſen werde, was ihr mir erzeiget habt, ob ich mich gleich nicht im Stande ſehe, euch eine ſolche Vergeltung zu thun, wie ich wohl wünſchte. — Wenn ich ſage, daß ich euch mein Leben zu verdanken habe, ſo ſage ich die lautere Wahrheit, davon euch jedermann das Zeugniß giebt. Ich bin alſo nimmermehr im Stande, euch eine ſo große Wohlthat zu vergelten; nach längerer Ueberlegung bin ich endlich auf die Gedanken gerathen, ich könnte euch mit nichts ein angenehmes Geſchenk machen, als mit einem jungen ſchönen und artigen Weibchen.

Bey dieſen Worten rufte er einem in einer Seitenloge verſteckten jungen Frauenzimmer. Ich muß bekennen, daß ich bey dem erſten Anblick derſelben ganz verblen-

det

det wurde. Ihre natürliche Schönheit wurde durch den herrlichen Anzug noch um ein merkliches erhöhet. Eine ſchamhafte Röthe, die ihr bey meiner Erblickung ins Geſicht ſtieg, machte ſie noch reizender, denn dieſe Röthe kam mir als das natürlichſte und ungekünſtelſte Zeichen einer Schamhaftigkeit vor.

Sehet, mein lieber Sinſchechli, fuhr Rabeaux fort, indem er mir dieſe Schöne zeigte, — ſehet, das iſt diejenige, die ich für euch beſtimmet habe, und ich kann euch verſichern, daß ſie nicht unwürdig iſt, von euch geliebet, und mit euch auf ewig als eure Gattin verbunden zu werden. — Nehmet dieſes Geſchenk an, das ich euch damit mache. Dieſes junge Frauenzimmer gehöret mir zu, und erwartet einen Mann von meiner Hand. Ich bin verſichert,

ſichert, daß ich ihr keinen geben kann, der euch an Verdienſten beykommt; mit einem Worte: ihr ſeyd einander beſchert. Dieſe angenehme Schamhaftigkeit, die ihr bey ihr erblicket, giebt euch eine gewiſſe Verſicherung von der Unſchuld ihrer Seele. Dieſe reizende und rührende Verwirrung, worein ihr ſie durch eure Anweſenheit ſetzet, muß euch ein ausnehmendes Vergnügen verurſachen, denn es iſt ein deutliches Merkmal, daß ſie noch keinen Umgang mit Mannsperſonen gehabt. Mit ihrem Heyrathsgute ſollt ihr gewiß zufrieden ſeyn, und ich kann euch verſichern, daß ich mehr thun werde, als ihr hoffen, ja mehr, als ihr wünſchen könnet.

Bey dieſen Reden des Rabeaux war ich nicht ohne Unruhe; die Sache gieng mir gewaltig im Kopfe herum; — denn,

je

je ſchöner das Geſchenk, das mir gemacht werden ſollte, war, deſto verdächtiger ſchien mir ſolches. —

Wenn kein Betrug darunter ſteckte, ſagte ich bey mir ſelbſt, warum braucht man dieſe Sache ſo geheim zu halten, warum darf kein Menſch ſonſt dabey ſeyn, warum geſchiehet die Sache nicht öffentlich? — So ſchließet man keine Heyrath, und ich kann nicht begreifen, warum es mit der meinigen ſo hurtig zugehen ſoll. Was? ſoll dieſe ohne die gewöhnlichen Ceremonien geſchehen? Sollen ſich keine Matronen dabey einfinden, die ſich Mühe geben, eine ſchüchterne Schamhaftigkeit zu beſänftigen, und mit ihrem Zureden eine furchtſame Jungferſchaft zu bereden wiſſen, daß ſie ſich dem Geſetze des Eheſtandes unterwirft?

Alle diese Dinge wurmten mir gewaltig im Kopfe. Inzwischen mußte ich eine Antwort von mir geben; mich lange zu bedenken, war mir nicht erlaubet, noch viel weniger aber, jemanden deswegen um Rath zu fragen. Demohngeachtet suchte ich doch einige Ausflüchte, damit ich mit Ehren aus dem Spiel kommen möchte; allein dieses war keine so leichte Sache. Ich sollte eine Parthie ausschlagen, die, dem äußerlichen Ansehen nach, für mich so vortheilhaftig war. — Was war da zu thun? Was sollte ich vorbringen, eine Heyrath rückgängig zu machen, durch welche ich, wie es schiene, Zeit Lebens glücklich werden konnte? — — Endlich wagte ich es und sagte: In Wahrheit, gnädiger Herr, Sie müssen dieses schöne Frauenzimmer wenig lieb haben, da Sie solches an einen Sclaven verheyrathen wol-

wollen; ein König würde ſich nicht ſchämen, eine ſolche ſchöne Hand anzunehmen. Was machen Sie alſo, und was denken Sie, gnädiger Herr, daß Sie das Schickſal einer ſo unvergleichlichen Perſon mit einem unglücklichen Sclaven, wie ich bin, verbinden wollen? Ey! was? gab er mir hierauf zur Antwort. Wiſſet ihr nicht, daß die wahre Freyheit in der Tugend beſtehet? Ein jeder rechtſchaffener Mann iſt ein Freyer. Und, wiſſet ihr nicht, daß ein Sclave, wenn er eine Freygebohrne heyrathet, durch dieſe Heyrath frey wird, die Freye aber keinesweges in Dienſtbarkeit verfällt? —

Dieſe Worte gaben mir den letzten Stos. Jetzt ſtack ich zwiſchen Thür und Angel. Ich durfte nur ein Wort ſagen, ſo hatte ich den Augenblick eine ſchöne

Frau mit alle dem, was ich verlangte. Meine vorige Widerſpenſtigkeit verlor ſich in einem Augenblicke; wir ſetzten alle Ceremonien bey Seite, zumal, weil mich Raveaux verſicherte, daß ſie ganz unnöthig wären; ich verſprach der ſchönen Sophie meine Hand, und ſie mir die ihrige. — Gleich darauf geſchahe unſre Trauung, und Raveaux machte unſre Heyrath kund.

Indeſſen ſchickte der Herzog, als ich noch mit dem Einſammlen unſrer erſten Liebesfrüchte beſchäftiget war, Befehl über Befehle, um unſre Reiſe zu beſchleunigen, denn er gieng ſchon mit ſtarken Tagereiſen voraus. Seine Abſicht gieng dahin, daß er mich dem Fürſten der Holländer als einen unverwerflichen Zeugen von ſeiner Universalmedicin darſtellen wollte. Hierinne beſtunde ſeine Schwäche. — — Wie he-

ſchleu-

schleunigten also unsere Reise dermasen, daß wir, einige Stunden vor dem Herzog, zu Brüssel ankamen.

Der Fürst, der seine Macht und Reichthum sehen lassen wollte, hatte von den andern Städten seines Staats alles prächtige und kostbare in die Hauptstadt bringen lassen. Die Bürgerschaft stund in Waffen, ein Theil derselben war auf der Mauer in Ordnung gestellt, auf derjenigen Seite, wo der Herzog herkommen sollte, die andern aber stunden in zweyen Gliedern, von dem Stadtthore an bis zu dem Hause, allwo der Gesandte absteigen sollte. Nahe bey der Stadt auf einer Ebene stund ein Haufen Reuterey und ein Haufen Fußvolk; niemals habe ich schlechtere Völker gesehen, — sie sind auch dafür in der ganzen Welt bekannt. — Alle

junge Edelleute giengen dem Geſandten entgegen, bis auf eine Meile von der Stadt, allwo ſie ihn in die Mitte nahmen, und ihn bis in ſein Palais begleiteten.

Wir nahmen unſern Abtritt in demſelben; man wies uns unſere Zimmer an, wo wir ausruheten. Darauf nahmen wir einen Umweg, damit wir dem Herzog zuvor kämen.

Ich war alſo ſchon in dem Hof, als er abſtieg. Er gab mir ein gnädiges Zeichen mit dem Kopfe, weil er nicht Zeit hatte, mit mir zu reden; denn er mußte die Rede anhören, die der Vornehmſte aus dem Rathe an ihn hielte. Er beantwortete dieſelbe mit ſeiner natürlichen Beredſamkeit, und dieſe Beantwortung war in der That mehr werth, als alle das verdrießliche

liche Gewäſche, das noch die übrigen Redner von allen Kollegiis machten.

Ich wurde es endlich überdrüßig, ſo viel Unwahrheiten, die man in den prächtigſten Ausdrücken einkleidete, anzuhören, und beſahe die merkwürdigſten Sachen, die in dieſer Stadt anzutreffen waren.

Ich beſahe das Rathhaus, und betrachtete die Richter, die alle um einen Tiſch ſaſſen. Einige hatten Gläſer einer Elle lang, die ſie Flöten hieſen, in der Hand. Dieſe füllten ſie bis an die Mitte mit einem gewiſſen mürben Stein, der aus Indien kommt, und ſüß wie Honigſeim iſt. Auf dieſe zerſchlagenen Steingen ſchenkten ſie alsdann Wein, und füllten die Gläſer damit bis an den Rand; alsdann ſchmelzten die Steingen, und vermiſchten ſich mit

dem Weine. Ich ſahe allda noch andre, die lange Röhren in dem Mund hatten, durch welche ſie einen dicken Rauch in den Mund zogen, den ſie auf der andern Seite wieder heraus blieſen. Ich war begierig, zu wiſſen, woher denn dieſer Rauch entſtünde, und beobachtete, daß er von gewiſſen trocknen Blättern herkame, die man unten in die Röhren ſteckte und ſie hernach anzündete. Der Rauch, der aus allen dieſen Röhren heraus fuhr, machte eine dicke Wolke, die alle Anweſende bedeckte. Inzwiſchen trug man einen halben gebratenen Ochſen in einer außerordentlich großen Pfanne auf; ein jeder fiel darüber her, und nahm ſich ein Stück davon.

Hier traf mich Dufour an; er ſagte zu mir, er hätte mich an allen Orten geſucher, und nimmermehr hätte er ſich ein-

ge-

gebildet, daß ein ſo zärtlicher Menſch, wie ich, ſich an dieſen Ort begeben würde. — Wie könnt ihr den Geruch von dem verſchütteten Bier ertragen? ſagte er. Könnet ihr den unerträglichen Tabacksgeſtank, und dieſen entſetzlichen Tumult, den kein Menſch, als dieſe ungeſchliffene Nation, ausſtehen kann, leiden? — Aber, mein lieber Düfour, antwortete ich ihm, ſaget mir doch, was es ſo nothwendig giebt, daß ihr mich ſo geſchwinde überall auffuchet? — Ihr wiſſet, ſagte er, daß der Herzog eine weite Reiſe vor hat. Ja, fiel ich ihm in die Rede, mir iſt bekannt, daß er in dasjenige Gebürge gehen ſoll, das auf ſeinen mit noch nie zerſchmolzenem Schnee bedeckten Gipfeln dem Winter eine beſtändige Herberge verſtattet, wenn er von dem Lenz aus den andern Himmelsgegenden vertrieben wird.

Dieſer Reiſe wegen ſuche ich euch auf, gab mir Dufour zur Antwort. Der Herzog iſt Willens, euch voraus zu ſchicken, vermuthlich darum, daß ihr das Quartier überall beſtellen, und in allen vornehmen Städten, wo er durch reiſen muß, ſeine Ankunft bekannt machen ſollt, damit man alle Anſtalten zu ſeinem Empfang vorkehren könne. Der Herzog hat euch für andern zu dieſer anſehnlichen Verrichtung auserſehen; denn ich habe ihm verſichert, daß ihr euch vortreflich dazu ſchicken würdet.

Unter dieſen Reden brachte er mich zu demſelben, der mir ſogleich meine Päſſe und Beglaubigungsbriefe ausfertigen ließ, und mich ohne Verzug mit dem Befehle, meine Sachen fleißig und genau zu verrichten, fortſchickte.

Zehendes Kapitel.

Als ich zu Pferde ſteigen wollte, kam mir ein aus den Dienſten des Raveaux gegangener Bediente entgegen. Als ich ihn, nach einigen mit ihm gehaltenen Reden, unter andern fragte, wie ſich meine Gemahlin befände, ſo gab er mir zur Antwort: So ziemlich wohl, ſie ſieht nur ein wenig blaß aus, und wird ganz mager im Geſichte, aber man darf ſich darüber gar nicht wundern, denn ſie ſieht einer baldigen Niederkunft froh entgegen. — — Wie? einer baldigen Niederkunft? fiel ich ihm haſtig in die Rede. Nicht anders, verſetzte der Bediente; man weiß, daß mein voriger Herr Vater zu dem Kinde

iſt,

ist, es ist dieses das dritte Kind, das sie nunmehr von ihm hat, wie die Rede geht. Man muß es ihr aber auch zum Ruhme nachsagen, daß sie es niemals mit andern gehalten hat; zum wenigsten hat sie dem äußerlichen Scheine nach gegen sie spröde gethan.

Die Offenherzigkeit dieses Menschen würde mich sehr belustigt haben, wenn ich an seiner Erzählung nicht soviel Antheil gehabt hätte; allein die Sache gieng mich nur allzuviel an, und da ich den abscheulichen Betrug, den man mir hierbey gespielet hatte, betrachtete, so konnte ich meinen Zorn ohnmöglich mehr bändigen. Er brach völlig aus, und ich machte mir wenig daraus, daß der Bediente solches mit ansahe. Ich gab ihm eine ansehnliche Summe Geldes, und sagte zu ihm, er soll-

sollte wieder zu seinem Herrn zurückgehen, und ihn berichten, daß ich ihn einen niederträchtigen Betrüger und ehrlosen Menschen geheisen, und daß ich geschworen, ich wollte lieber den Tod leiden, als eine so offenbare Hure an meiner Seite zu haben. Weiter sagte ich ihm nichts, sondern schwung mich auf mein Pferd, und jagte in vollem Gallop davon. Ich trat also meine Reise traurig an, und ein so unglücklicher Anfang konnte nichts als traurige Folgen nach sich ziehen.

In den ersten zehen bis zwölf Tagen begegnete mir nichts sonderliches; als ich aber in Italien kam, und schon anfieng, die Alpen zu besteigen, so erfuhr ich erst, daß ich mit meinem Unglück noch nicht gänzlich ausgesöhnet sey. Ich hatte zwar entsetzliche Mühe mit der Wegeverbesse-

rung,

rung, und mußte alle Augenblicke befürchten, mich in den vielen Abwegen des Berges zu verirren, und in einen Abgrund zu stürzen, die nicht ohne Entsetzen allda anzusehen sind; zudem war ich auch für den allda häufig anzutreffenden Räubern nicht sicher; alleine alles dieses machte mir nicht soviel Noth, als die Grobheit, Dummheit und Gottlosigkeit der Bergbauren, die halb Menschen und halb Vieh sind, deren einige mir gar nicht einmal eine Antwort gaben, wenn ich sie auch mit der größten Höflichkeit um den rechten Weg befragte; andere aber waren noch boshafter, und wiesen mir einen ganz andern Weg, wo diese Böswichter wußten, daß ich mich nothwendig verirren würde.

Unter andern kam ich in ein gewisses Wirthshaus, das vor einem ziemlich grossen

ſen Flecken lag. Ich war von dem langen Reiten ſehr abgemattet, von der Kälte ganz ſteif, und ſo hungrig als ein Wolf. Nachdem ich alſo mein Pferd in den Stall geführet hatte, ſo gieng ich gerade in die Küche, und wollte mir etwas zu eſſen geben laſſen, allein, wie erſchrack ich nicht, da ich weder Feuer noch Rauch darinne antraf. — Ey! wie kommt es, ihr lieben Leute, ſchrie ich, daß ihr hier nicht einmal Feuer habt? Warhaftig auf den Gipfeln eurer Berge iſt es wärmer, als auf eurem Heerd. Der Wirth und ſein ganzes Hausgeſinde, die nicht gewohnt waren, ſo freye und ſcherzhafte Reden zu hören, beſahen mich von dem Kopfe an bis zu den Füſſen, wie die Kuh das neue Thor, und zwar ſo kaltſinnig und trotzig, daß mir dabey nicht wohl zu Muthe war. Sie ſahen einander an, und ſchlugen ein

groſ-

großes Gelächter auf, worauf sie mich verächtlich und über die Achsel beaugeten. Alsdann kam ein altes, schmutziges und eckelhaftes Weib, welche mit ihren Händen die Butter, die aus ihren rothen Augen quolle, abwischte. Diese langte aus dem Schornstein ein Stück gelben Speck herunter, schnitte einen Theil davon ab, und legte es so, wie es war, nemlich mit einer schwarzgelben, glänzenden Rinde, ohne es abzuwaschen, auf die Kohlen, die sie mit harter Mühe anblasen konnte.

Ob ich gleich einen ziemlichen Hunger mit ins Wirthshaus gebracht hatte, so vergieng er mir doch den Augenblick, da ich das niedliche Gebratene sahe. Ich verlangte Brod, und man brachte mir welches, das aber so hart und ausgetrocknet war, daß man es kaum mit einem Schlegel zerschlagen konnte.

Ich

Ich gieng hierauf fort, und sagte zu den Leuten, ich wollte mich ein wenig in dem Orte umsehen; es geschahe aber um keiner andern Ursache willen, als weil ich von diesem Abscheu erregenden Gerichte nichts essen wollte. Jedoch, das mißgünstige Glück, das mir allezeit zuwider war, spielte mir einen gewaltigen Streich. Ich hatte kaum ein paar Schritte gethan, so traf ich bey dem nächsten Hause einen Mann vor der Thüre an, der auf einem Stein saß, und seine Kuh molke, und damit sie die Milch besser fahren ließ, so sang er ein Liedgen dazu, welches die Weiber gemeiniglich in der Gegend zu singen pflegen, wenn sie ihre Kühe melken.

Ueber eine so niederträchtige Arbeit ärgerte ich mich nicht wenig, und in voller Wuth hub ich einen scharfen Feuerstein

auf, und warf ſolchen dieſem nichtswürdigen Mann nach dem Kopf; der Stein fuhr aber zum gröſten Unglück der Kuh in die hintere Kniekehle. Dieſe ſchlug für Schmerzen den Kühmelker dermaſen vor den Kopf, daß er der Länge lang auf die Erde fiel, die Milch verſchüttete, und den Topf zerſchlug; darauf zog ſie aus, und lief in vollem Grimm durch den ganzen Flecken. Sie erſchreckte dieſes tapfere Volk dermaſen, daß ein jeder für ihr ausriſſe und flohe.

Ich konnte mir leicht einbilden, daß dieſer Zufall nicht viel Gutes nach ſich ziehen würde, deswegen machte ich mich gar bald aus dem Staube, und begab mich wieder in mein Wirthshaus. Die ganze Dorfſchaft verſammlete ſich, und fragte, was es gäbe, und warum ein ſolcher Auflauf

lauf geſchähe? Man gab ihr zur Antwort: daß eine Kuh einen Mann beſchädiget habe. Ein jeder bildete ſich ein, dieſes vermeyntliche Unglück ſey von ohngefähr geſchehen. Die Sache konnte für mich nicht beſſer ſeyn, als eben ein kleiner Knabe, der mich den Wurf hatte thun ſehen, daher kam und ſagte: es ſey ein Fremder in ihrem Wirthshauſe, der habe die Kuh mit einem Stein geworfen, weswegen dieſe ausgeſchlagen, und den Mann, der ganz nahe und gleich hinter ihr geſeſſen, über'n Haufen geſchmiſſen hätte. — Kaum hatte er ſeine für mich höchſt unglückliche Erzählung geendiget, ſo drang der ganze Haufe in das Wirthshaus hinein, und fragten mit dem größten Ungeſtümm nach mir. Ich ſtellte mich ihnen dar. — Hierauf erhub ſich ein entſetzliches Geſchrey; man drohete mir, und

wollte mich gleich auf der Stelle an einen Thürpfosten aufhängen.

Ich gestunde ihnen die ganze Sache ohne alle Schwierigkeit, denn ich glaubte nicht, daß eine so geringfügige That den Hals kosten würde; allein der ganze Haufe schrie: ich hätte mir mein Urtheil selbst gesprochen. Man verurtheilte mich also, ohne langen Proceß, zum Tode, und verschob die Vollstreckung nur deswegen bis auf Morgen, weil es schon Nacht werden wollte, und weil die Sonne meine Hinrichtung mit ihrem Glanze erleuchten sollte.

Ich mußte indessen ins Gefängniß, und verschlief meinen Gram bis morgens, da das Getöse der Riegel und das Gerassel der Schlösser, sammt dem Geschrey eines rasenden Volkes, meine letzte Stunde ver-

verkündigten. Ein Haufe mit Hellebarden verſehener Mannſchaft kündigte mir den Tod an, ſchleppte mich aus dem Gefängniß, und führte mich auf den Markt des Fleckens.

Hier richteten ſie den Galgen auf, und machten die Leiter daran feſte. Man verkündigte mir nunmehro, daß es Zeit ſey, hinauf zu ſteigen. Indem dieſe auf meinen Untergang recht raſenderpichte Verſammlung mir nicht die geringſte Hofnung übrig ließ, davon zu kommen, ſiehe! da erhub ſich ein großes Getümmel, — denn man brachte mir einen Erzdieb, der eine Ziege geſtohlen hatte, unverhoft an die Seite.

Unterdeſſen deckte man einen Tiſch, und beſetzte ihn mit vielen Speiſen und

dickbäuchigten Krügen voll Wein. Der Scharfrichter kam, und bat mich ſehr höflich, ich mögte mir dieſe Mahlzeit wohl ſchmecken laſſen. Ich wußte ihm aber, wegen ſeiner außerordentlichen Höflichkeit, wenig Dank; denn ich hatte ſchlechten Appetit, eine Mahlzeit zu verzehren, die ich, allem Anſehen nach, niemals verdauen ſollte. Ich erſtaunte jedoch nicht wenig, da ich meinen Gefährden, der mit mir ſterben ſollte, oben an ſitzen ſahe, und dabey wahrnahm, daß man den andern Platz neben ihm für mich leer gelaſſen hatte. —

Die vornehmſten Gäſte ließen mir hier keine Ruhe, ich mußte mich an den Tiſch ſetzen, ob ich gleich nicht die geringſte Luſt zu eſſen hatte. Indeſſen muß ich doch geſtehen, daß ich diejenige Furcht und Todesangſt gar nicht bey mir ſpürte, die ei-

ner

ner ſonſt zu fühlen pfleget, wenn er die Todesſtrafe ausſtehen ſoll. Es leuchtete noch immer ein verborgner Hofnungsſtral in meiner Seele; es regte ſich etwas in mir, das mir ſagte: ich würde nicht ſterben.

Ich ſuchte mir alſo die unruhigen Gedanken durch die Süßigkeit einer übelgegründeten Hofnung zu vertreiben, da hingegen mein Galgenkompan wie ein Bürſtenbinder den Wein in ſich hinein keilete, und dazu fraß, als wenn er acht Tage Hunger leiden müßte.

Wir hatten nunmehro faſt abgeſpeiſet; man gab uns aber noch immer zu trinken. Endlich wurde die hohe Tafel aufgehoben, und wir wurden vor den Richter (ſeines Handwerks ein Schweinſchneider) geführet, allwo wir unſer Endurtheil er-

halten ſollten. Als wir vor ihm erſchienen, ſo ließ er ſich die Verbrechen, die man uns zur Laſt legte, noch einmal kürzlich vortragen, und ſprach hierauf, ohne weitern Proceß, das Urtheil in folgenden Worten: Hänget ſie alle beyde. *)

Sobald das Urtheil geſprochen worden war, wurden uns die Hände gebunden, man that uns den Strick um den Hals, und führte uns alſo unter den Galgen. —

*) Faſt wie jener Graf von Wallenſtein, Herzog von Friedland, Generaliſſimus der kayſerl. Armee im dreyßigjährigen Kriege, der, wenn einer von ſeinen Soldaten nur das geringſte Verbrechen begangen, allemal das kurze und bündige Urtheil führte: Laßt die Beſtie henken.
Anmerk. des Ueberſetz.

gen. — Man mag es glauben oder nicht, ich machte mir nicht das geringſte aus dem Sterben. Weder die glücklichſten Zufälle ſetzen uns allemal in große Freude, noch die traurigſten Begebenheiten machen uns jederzeit betrübt. Unſere Leidenſchaften richten ſich bey dergleichen Zufällen gemeiniglich nach demjenigen Zuſtand unſrer Seele, in welchem ſie ſich zu derſelben Zeit befindet; ja, es geſchiehet zuweilen, daß wir alle unſere Empfindlichkeit bey einem mittelmäſigen Unglück verſchwenden, ſo, daß uns keine mehr übrig bleibt, wenn wir in das äußerſte Unglück gerathen.

Eben ſo gieng es mir damals auch; wo ich nicht irre, ſo zeigte ſich auf meinem Geſichte eine beherzte und ſtandhaftige Mine. Nichts ärgerte mich mehr, als daß ich keine beſſere Zeugen meiner hel-

denmäßigen Standhaftigkeit haben sollte, als lauter halbbesoffene Bauren.

Indessen schritte man zur Execution. Den Anfang mußte mein Kammerad machen; er wurde bis oben auf gewunden, allwo man ihm den Hals dichte zuschnürte, und alsdann die Leiter, worauf er stund, hinweg zog. Da nun also sein ganzer Leib in der Luft schwebte und auf nichts mehr fußen konnte, so mußte er sich nothwendigerweise selbst erwürgen. Dieser Tod war sehr schmählig und langweilig; allein den Zuschauern kam er lächerlich vor, weil der Gehenkte verschiedene tolle Bewegungen des Leibes machte. —

Wie dieser hingerichtet war, so kam die Reihe an mich. Ich stund schon auf der siebenden Sprosse, als mir eine nicht gänz-

gänzlich unbekannte Stimme zu Ohren kam. Dies gab meiner in letzten Zügen liegenden Hofnung wieder einiges Leben. Es war die Stimme des Raveaux, der auch nach Italien reiſte. Dies häßliche Schauſpiel hatte ihn auf ſeinem Reiſewege in Beſtürzung geſetzt; er fragte, warum die beyden armen Sünder gehenkt werden ſollten? — Seine Augen fielen gleich auf mich, und er erkannte mich auch ſogleich. Er war, wegen meiner in der Hitze rechtmäſig ausgeſtoſſenen Worte, heftig erzürnet, denn der Bediente hatte, wie ich ihm befohlen, alles getreulich ausgerichtet und haarklein erzählet. Anſtatt alſo, daß mir das Glück einige Hülfe verſchaffen ſollte, ſo vermehrte es nur die Zahl meiner Feinde noch mehr, und zwar mit einem der allergefährlichſten und unerbittlichſten, weil ich ihn am meiſten be-

lei-

leidiget hatte. Er schrie daher auch sogleich: ha! Bösewicht, treffe ich dich endlich doch noch da an, wo du hingehörest! Jedoch die Strafe, die du leiden sollst, ist für einen solchen, wie du bist, noch viel zu gelinde; ich kann nicht begreifen, wie die Gott noch so wohlgewollt, und dich nur noch hat an Galgen kommen lassen; jedoch er hat dich meiner Rache nicht entziehen können, ihm zum Trotz werde ich das Vergnügen haben, dir deinen Tod noch empfindlicher zu machen. — Nein, man muß nicht sagen, daß du dein Leben um eines andern Verbrechen willen, als um desjenigen, das du wider mich begangen hast, verlierest.

Diese so wohl geordnete Anrede machte, daß man mit der Vollstreckung des Urtheils inne hielte. Ein jeder betrachtete

dies

dieſen Fremden mit der größten Aufmerkſamkeit. Man muthmaſete, ich müßte ihm zugehören; ſie hielten mich für einen entlaufenen Sclaven, der etwas Böſes bey ſeinem Herrn gethan haben müßte. Dieſes iſt ohne Zweifel der Herr des armen Sünders, murmelten ſie unter einander; gebt Achtung, ſagten ſie, er wird geſtohlen oder eine andere Betrügerey vorgenommen haben.

Indem aber einige behaupteten, man müßte die Sache weiter unterſuchen, da andere hingegen ſagten, man ſollte das Urtheil an mir vollſtrecken, ſo führte mein Schutzgeiſt den Herzog, meinen Herrn, ſelbſt an dieſen Ort. Da er ſoviel Leute beyſammen ſahe, ſo ſchickte er den Dufour hin, um ſich nach der Urſache dieſes Auflaufs zu erkundigen. Dieſer

rann

rann in vollem Jagen wieder zurück, und brachte die Nachricht, in was für großer Gefahr ich mich befände. — Der Herzog gerieth darüber in keine geringe Bestürzung, deswegen gab er seinem Rosse die Sporen, und rann damit durch die Leute hindurch, die ihm auf allen Seiten Platz machten. Weil er nichts als Bauren sahe, so wollte er im Anfange sein Ansehen zeigen; allein er bedachte sich bald eines andern, indem er sich vorstellte, man möchte hier nichts darauf achten, und er also nur Schande davon haben; derohalben verbiß er seinen Zorn, mäßigte seine Hitze, und suchte die Bauren auf eine andere Art zu gewinnen; (denn so dumm diese Leute in ihren Sitten sind, so muß man doch, was den Punkt ihrer uneingeschränkten Freyheit betrifft, sehr behutsam mit ihnen umgehen.) Ey! meine lieben Leutgen, so re-

dete

dete er sie an, ich will nicht hoffen, daß ihr es so weit kommen lasset, daß ein elender Sclave die Ursache sey, warum das alte Bündniß der Franzosen mit den Einwohnern der Alpen unterbrochen werden soll. Ey! wie vergeht ihr euch nicht da? Wo bleibt die Mäßigung und die natürliche Gütigkeit, die eure Nation sonst besitzet? — Ich will nicht sagen, daß dieser ganz und gar unschuldig ist, und bin versichert, daß ihr ihn aus gerechten Ursachen zum Tode verurtheilet habt; aber ihr werdet es nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß es billiger gewesen wäre, wenn ihr die Vollstreckung des Urtheils bis zu der Ankunft seines Herrn, der etwa noch hundert Schritte von eurem Wohnort entfernt war, verschoben hättet. Hierauf bat er, man möchte inne halten, bis er mit dem Stadtrichter gesprochen hätte.

Zorn

Zorn und Mitleiden hatten den Verſtand des Herzogs ſo eingenommen, daß er auf nichts anders bedacht war, als mich zu retten, deswegen hatte er auch den Raveaux nicht einmal wahrgenommen, geſchweige denn, daß er hätte wiſſen ſollen, daß dieſer Herr ſo erbittert auf meine Hinrichtung war; folglich hatte er ihn auch nicht gegrüßet, denn er hätte ſich wohl ehe was andres verſehen, als denſelben an dieſem Orte anzutreffen. Dieſem ohngeachtet nahm es dieſer boshafte, niederträchtige Menſch ſehr übel, und bildete ſich ein, der Herzog habe dieſes mit Fleis gethan, um ihn zu beſchimpfen. Er ſetzte ſich in den Kopf, der Herzog ſuchte meine Befreyung aus keiner andern Urſache, als weil er wüßte, daß er (der Raveaux) Urſache hätte, mich zu beſtrafen, und er müßte blos deswegen hieher gekommen

ſeyn,

ſeyn, um ihm die Rache aus den Händen zu winden. In ſolchen unruhigen Gedanken und mit einem von Galle und Bitterkeit angefüllten Herzen begab er ſich in's Wirthshaus; der Herzog aber verfügte ſich ohne Zeitverluſt zu dem Richter, dem Herrn Schweinſchneider, den er inſtändig bat, daß er doch die Gütigkeit haben möchte, das Todesurtheil zu wiederrufen. Dieſer vornehme Richter befürchtete, er möchte zu Schanden werden, fertigte alſo den Herzog kurz ab, indem er ſagte: Je nun, meinetwegen Herre, ich bin es zufrieden, — er mag ſich bey euch bedanken, denn ihr habt ihm das Leben errettet.

Wie mir dieſes mein Herr verkündigte, ſo fiel ich ihm zu Füſſen, und umfaßte ſeine Knie mit den allerdemüthigſten Dankſagungen.

Inzwischen kochte Raveaux in seinem Herzen lauter Galle und Rache wider den Herzog, denn er glaubte nicht anders, als er sey von ihm gröblich beleidiget worden. Er schickte daher dem Herzog ein Billet zu, mit Vermelden, daß er sich, wegen großer Beleidigung, mit ihm schlagen müßte; er hielte ihn für einen rechtschaffenen Mann, der sich nicht entbrechen würde, durch dieses Mittel, das die Ehre an die Hand gäbe, Rechenschaft zu geben, und er verlangte, diese Beleidigung mit seinem Blute abzuwaschen; er würde sich noch zu erinnern wissen, wie verächtlich und unhöflich er gestern vor ihm vorbey gegangen sey; er hätte ganz eigentlich gemerket, daß er sich ein Vergnügen daraus gemacht habe, seiner zu spotten, indem er dem Böswicht, Sinschechli, das Leben gerettet, ob ihm gleich nicht unbewußt ge-

geweſen wäre, daß er ſich an ihm, wegen einer großen Frevelthat, habe rächen wollen.

Der Herzog hätte genugſame Einwendungen und gegründete Urſachen gehabt, womit er dem Raveaux ſeine Ausfoderung hätte abſchlagen können; allein er glaubte, es ſey dieſes ſeiner Ehre nachtheilig. Er ließ ſich alſo dieſen angetragenen Zweykampf ganz wohl gefallen, zum wenigſten ſtellte er ſich ſo; damit aber ihre beyderſeitigen Bedienten nichts davon merken, und ſie nicht verhindern möchten, ſich mit einander zu ſchlagen, ſo ſchlug der Herzog Raveaux vor, ſie wollten in einen Garten vor dem Flecken ſpatzieren gehen, bis man das Frühſtück würde zubereitet haben. Er ſtund auf, kleidete ſich an, lachte und ſcherzte nach ſeiner Gewohnheit mit einem Mann, dem er nach einer Viertelſtunde den Hals

brechen wollte. Hierauf nahm er seinen Degen, und gieng mit Raveaux, nach genommner Abrede, in den Garten.

Wie sie daselbst ankamen, erwählten sie sich zum Schlachtfeld eine etwas abgelegene Allee, und machten alle Anstalten zu dem bevorstehenden Zweykampfe. Sie unterließen keine einzige von den närrischen Ceremonien und den lächerlichen Vorspielen, die man sonst bey dergleichen Gewohnheiten beobachtet. — Den Anfang machten sie mit dem Ausziehen ihrer Westen, alsdann fühlten sie einander an, ob nicht etwa einer unter dem Hemde gepanzert wäre; hierauf umfaßten sie sich, und drückten ihre Mägen, die sie einander zu durchbohren Willens waren, feste zusammen. Endlich verziehen sie einander ihren Tod, und stellten sich also fort in Positur,

tur, indem ſie die Degen kreuzweis über einander hielten. Nach einigen Stößen, die von beyden Seiten ausparirt wurden, geſchahe es, daß der Herzog, der entweder handfeſter war, oder das Fechten beſſer verſtand, oder auch nicht ſo hitzig fochte, und folglich ſich beſſer mäſigen konnte, ſeinen Degen dem Raveaux in das dicke Bein ſtieß. Raveaux fiel von dem Stoß, er wollte aber demohngeachtet nicht geſtehen, daß er überwunden wäre, ſondern fackelte mit dem Degen immer noch mit der ſchwachen Hand herum, und ſuchte noch beſtändig ſeinem Feind einen tödtlichen Stich beyzubringen; dieſer aber war viel zu großmüthig, als daß er ſeinen Sieg hätte mißbrauchen ſollen, er verſicherte den andern vielmehr, daß er ſich ſeines erhaltenen Vortheils nicht weiter bedienen würde, wie er denn auch ſeinem alten Freund die

Hand reichte, und ihm wieder in die Höhe half. Mit einem Worte: der Ueberwinder war sehr höflich und dienstfertig gegen den Verwundeten, und versicherte, daß er ihn für einen rechtschaffenen Mann hielte. Hierdurch ließ sich endlich der Ueberwundene bewegen, daß er sich von dem Ueberwinder nach Hause führen ließ.

Durch dieses großmüthige Bezeigen wurde Rabeaux ungemein gerührt; daher bat er ihn tausendmal um Verzeihung. Der Herzog hingegen küßte ihn, und also versöhnten sie sich wieder mit der größten Aufrichtigkeit; allein diese Versöhnung geschahe auf meine Unkosten, und ich mußte das Schlachtopfer davon abgeben.

Nachdem sie unter unzähligen Versicherungen einer beyderseitigen Freundschaft alle

alle Feindſchaft vergraben hatten, ſo wollte der Herzog wiſſen, wodurch denn wohl ſein Freund bewogen worden, daß er es ſo weit habe kommen laſſen, und wie er ſich erinnerte, daß er geſehen, wie dieſer ſo böſe auf mich geweſen, daß er auch meinen Tod beſchleunigen wollen. — Mein Lieber! ſagte er zu ihm, was hat Ihnen denn der arme Sinſchechli gethan? Wodurch hat er Ihre Gnade verlohren? Er ſtunde ja ſonſt ganz wohl bey Ihnen, wenn ich anders dem Brief glauben ſoll, den Sie mir nach Ihrer Geneſung geſchrieben haben. — Raveaux, da er eine ſo ſchöne Gelegenheit ſahe, ſeine Abſichten, die meinen Untergang zum Zweck hatten, auszuführen, ſäumte nicht, ſich derſelben zu bedienen; er verbarg ihm aber die wahrhafte Urſache ſeines Haſſes gegen mich, denn durch deren Entdeckung hätte er nicht

nur selbst allen Kredit bey dem Herzog verlohren, sondern es würde ihm auch dieses zur Ausführung seines Anschlags mehr hinderlich als nützlich gewesen seyn. Er machte sich also kein Gewissen, mich auf die allerschändlichste und boshafteste Art anzuklagen. Er wußte sich die Schwäche des Herzogs vortreflich zu Nutze zu machen, als welcher es seinem Vetter nicht würde verziehen haben, wenn er die oft erwähnte Universalmedicin, für deren Erfinder er sich ausgab, verachtet hätte. Raveaux wußte gewiß, daß es ihm damit nicht fehl schlagen würde, und antwortete also dem Herzog folgendermasen: Ich muß bekennen, Sinschechli hat mich geheilet, aber wissen Sie auch wohl, was er mir für Arzeney gegeben hat? Sie werden bishero nicht anders geglaubet haben, als daß es von der Ihrigen gewesen wäre; allein,

allein, weit gefehlt, er traute der Ihrigen lange nicht ſoviel zu. Er hatte über Ihre Arzeney und über Ihnen ſeinen tauſendfachen Scherz, deſſen ich nicht einmal erwähnen will, weil er mir unerträglich war. Er machte alſo ſelbſt eine zuſammen, die aber ihre Wirkung auf eine recht wunderbare Art that; ich mußte ſie aber, (weil er ein höchſt geiziger Menſch iſt) theuer genug bezahlen. Er zog von mir verſchiedenemal 10000. Livres; dieweil er aber wußte, daß Sie ſehr viel auf Ihre Arzeney hielten, ſo brachte er mich, ich weiß ſelbſt nicht wie, ſo weit, daß ich ihm einen Brief mitgab, in welchem ich mich bey Ihnen, mein Freund, (weswegen ich ſehr um Vergebung bitte) höchlichſt bedankte, daß Sie mir durch dieſes vortrefliche Mittel wieder zu meiner Geſundheit verholfen hätten. Dieſer Galgenſtrick

brachte mich durch seine Schmeicheleyen dazu, daß ich meinen Brief also abfaßte, in welchem ich ihn so heraus gestrichen habe. Aus lauter Freude über meine Gesundheit that ich dies alles, was er von mir verlangte, und machte mir kein Gewissen, an seinen Betrügereyen Antheil zu nehmen; sobald er aber von mir entfernt war, so konnte ich weder ruhen noch rasten, daß ich so leichtsinnig gewesen war, und mich mit demselben, Sie zu hintergehen, eingelassen hatte. Jetzt kam mir erst die Frechheit dieses Betrügers recht abscheulich vor, ich hatte einen Abscheu dafür, ja, ich haßte sie ganz außerordentlich, welches ich aber nicht zu meinem Ruhme, sondern blos um Ihres eigenen Nutzens willen sage.

Man hätte nicht leicht etwas lächerlicheres, noch etwas, das sich weniger auf

auf einander reimte, ausſinnen können, als dieſe Anklage, ſogar die Wahrſcheinlichkeit fehlte ihr; unterdeſſen that ſie doch die von dem Erfinder derſelben gewünſchte Wirkung.

Als der Herzog vorher alle ſeine Leute hinaus gehen hies, damit er bey ſeinem Freunde allein ſeyn könnte, ſo war ich außen vor der Thüre ſtehen geblieben, denn eine geheime Ahndung meines bevorſtehenden Unglücks ſagte mir ſchon nichts Gutes von einer ſo geſchwinden Verſöhnung, — und dieſe war es auch, die mir damals eingab, ich ſollte beyde behorchen. Ich konnte auch durch den Ritz, der in der Thüre war, die allergeringſten Bewegungen, die ſie mit den Augen und Geſichtern machten, ſehr deutlich beobachten. Es ſtörte mich niemand in der verborgenen

nen Anhörung einer Unterredung, wo man mich einzig zum Gegenſtand hatte, und deren unglückliches und elendes Schlachtopfer ich zuletzt werden mußte.

Auf dieſe Weiſe erfuhr ich alles, was die allergrauſamſte Erbitterung dem Raveaux zu meinem Untergang in den Mund legte, und wie leicht ſich der Herzog durch die handgreifliche falſche Anklage berücken ließ; denn er hatte ſich dadurch wider mich in den Harniſch jagen laſſen, daß er mein allerunverſöhnlichſter und allergrauſamſter Feind und Herr wurde. So lange Raveaux redete, ſchlug der Herzog die Augen unter ſich, ſobald aber derſelbe aufgehöret hatte, ſo richtete er ſie wieder in die Höhe, und ich erblickte in dieſen alle Merkmale der Raſerey, und einen höchſt empfindlichen Verdruß. Es war mir nicht anders,

ders, als ſähe ich mein Todesurtheil darinne geſchrieben ſtehen.

Seine erſte Frage an den Raveaux war, ob Dufour an meinem Verbrechen auch Antheil mit gehabt hätte? Raveaux aber, der dieſen Niederträchtigen zu einem Zeugen wider mich brauchte, und überdieſes auch befürchtete, wenn er ihn mit in das Spiel mengte, ein Geheimniß zu verrathen, welches ſchlechterdings verſchwiegen bleiben mußte, antwortete: Dufour hat nicht den geringſten Antheil daran. Es beſtand aber das Geheimniß in denjenigen beiſſenden und anzüglichen Spöttereyen, die er in ſeiner Gegenwart wider den Herzog ausgeſtoſſen hatte; daher mußte er ſich hüten, dem Dufour etwas zur Laſt zu legen, er mußte vielmehr denſelben durch allerhand Gefälligkeiten auf ſeine Seite zu bringen ſuchen.

Der

Der Herzog konnte ſich nicht länger halten, er ſtund auf, eröfnete die Thür, und rief mit einer Stimme, die dem Allerbeherzteſten Furcht eingejaget hätte: Sinſchechli! — Düfour! — Wir erſchienen alle beyde. Sobald wir aber in das Zimmer traten, ſo zog Raveaux den Düfour auf die Seite, und verführte denſelben, entweder mit Schmeicheleyen oder Drohungen, oder auch durch großes Verſprechen, da inzwiſchen der Herzog mich als den größten Böſewicht und Uebelthäter herunter machte. Wie unbegreiflich iſt nicht die Wankelmuth des menſchlichen Verſtandes! — o Menſch, wenn du nicht mit einer unbändigen Neigung zu allen Laſtern gebohren wäreſt, wie wäre es möglich, daß ein einziger Augenblick dein Herz umkehren, und dich aus einem Freunde zu einem der unverſöhnlichſten

Fein-

Feinde, zu einem Treuloſen und Verräther machen könnte? Dieſes waren die erſten Ueberlegungen, die ich bey mir ſelbſt machte, als ich die ſchändlichen Veränderungen des abſcheulichen Dufour wahrnahm. Ja! wer hätte wohl glauben ſollen, daß dieſer, mein voriger Buſenfreund, derjenige hätte ſeyn ſollen, der die grauſamen Befehle eines der allerungerechteſten Menſchen am meiſten zu befördern ſuchte, und ihn noch in ſeiner Grauſamkeit blos deswegen ſtärkte, weil er dem Herzog damit einen Gefallen that? Die Wuth deſſelben war durch die ſchimpfliche Art, mit welcher er mir begegnete, noch nicht völlig beſänftigt; er befahl noch, man ſollte mir 50. Prügel auf die Fußſolen und 5. auf den Bauch geben, und mich mit einem glüenden Eiſen auf der Stirne brandmarken.

Die

Die entſetzlichen Schmerzen, die ich bey dieſen barbariſchen Strafen ausgeſtanden habe, ſind gar nicht zu beſchreiben. Die Vollſtreckung dieſer ſchändlichen Verrichtungen wurde dem Düfour aufgetragen. Ich konnte mir immer noch nicht recht einbilden, daß er ſo treulos an mir handeln würde, ich glaubte vielmehr, er thäte nur ſo emſig, damit er eine Gelegenheit finden möchte, mir im geheim davon zu helfen, wenigſtens mit mir ſo glimpflich und beſcheiden umzugehen, als es unſre Freundſchaft erforderte; allein, weit geirrt, ich mußte bald das Gegentheil erfahren, demohnerachtet er mich ganz gelinde hätte können durchſchlüpfen laſſen, wenn es anders ſein böſes Herz erlaubet hätte, obgleich der Herzog damals hinaus gegangen war, ſo zerhieb er mir dennoch meine Füße, als der allergrimmigſte Feind, und gab mir noch

dazu mehr Streiche, als ihm befohlen worden war. Ich bat ihn mit Thränen, er möchte doch einen Menſchen ſchonen, der ſein ehemaliger beſter Freund geweſen wäre; allein er war unerbittlich, ja, er verfuhr ſo ſtrenge mit mir, daß er den ſichtbarſten Ort an meiner Stirne recht mit Fleis ausſuchte, um auf demſelben mit einem glüenden Eiſen die Merkmale einer ſchimpflichen Knechtſchaft einzuprägen.

Aus dem ſchändlichen Bezeigen dieſes niederträchtigen Menſchen lernte ich, wie vorſichtig man in der Wahl ſeiner Freunde ſeyn müſſe, und daß es nicht nur gefährlich, ſondern auch wider alle Regeln der Klugheit ſey, ſich mit einem Unbekannten ſo genau zu verbinden; denn da die aufrichtige und wahre Freundſchaft ein

Geschenk des Himmels ist, der Himmel aber seine Geschenke niemals verschwendet, so sollte man daraus schließen, daß die wahre Freundschaft unter den Menschen sehr selten anzutreffen sey. Wenn man alle Pflichten derselben genau erfüllen will, so muß man eine außerordentliche Tugend und eine solche Hoheit der Seele besitzen, die das Herz über alle Geschenke des Glücks, über die Gunst der Großen, und über die Reizungen der Wollust erhebet. Man muß sich einer Treue rühmen können, die alle Proben aushält, und eine Seele haben, die sich weder durch Furcht noch Hofnung überwältigen lässet; sie erfodert ein gefälliges Wesen, Gedult und eine gewisse Mäßigung, die, in Ansehung der geliebten Person, weder einer übereilten Hitze, noch dem Verdruß und der Verachtung einigen Platz verstattet. Mit einem

nem Worte: eine Seele, welche fähig iſt, die heiligen Eindrücke der Freundſchaft zu faſſen, muß ein Wohnhaus aller Tugenden ſeyn. Ein wahrer Freund ändert ſich gegen den andern niemals, das Glück mag demſelben wohlwollen oder den Rücken zu kehren. Sein Herz und ſein Vermögen ſtehen ihm offen und bereit, und er hat weder vor ihm etwas geheimes noch etwas verborgenes, und gleichwie zwey Freunde nur eine Seele in zweyen Leibern haben, ſo müſſen ſie auch beyde einerley Neigungen, Willen und Abſichten hegen. Mit einem Worte: die Freundſchaft erfodert eine völlige Gleichheit in allen Stücken, dieſe kann aber bey Perſonen von ungleichem Stande ohnmöglich gefunden werden, und daher kommt es auch, daß Könige keine Freunde haben.

Eilftes Kapitel.

Nachdem der Herzog und Raveaux einige Tage ausgeruhet hatten, so machten sie Anstalt, diese Reise mit einander weiter fortzusetzen. Die Packwägen waren auch schon vorausgegangen, als ein Abgeordneter von dem Palutzi bey ihnen ankam, welcher ihre Abreise verzögerte.

Dieser Palutzi war von den Italienischen Grenzen, die an Frankreich stossen, gebürtig. Sein Vater war der Erste, der die Kunst, neue Auflagen zu machen, sie zu vermehren, und auf hunderterley Art zu verändern, aus seinem Vaterlande Frankreich, dem wirklichen Vaterlande aller Auflagen, mit dahin gebracht hatte.

Bey den innerlichen Unruhen des Reichs hatte er die Bagage des Raveaux plündern laſſen, und das unter einem ganz unnützen Vorwande.

Raveaux, der über dieſen Schimpf, den man ihm, als einem vornehmen und angeſehenen Mann, angethan hatte, grauſam erzürnet war, hatte dem Vater und der ganzen Familie den Untergang geſchworen. Nachdem aber der Friede wieder hergeſtellt war, ſo erhielt Raveaux von hoher Hand Erlaubniß, dieſe Beſchimpfung an dem Sohne zu rächen, weil der Vater vor weniger Zeit geſtorben war, nachdem er das Reich bis auf das Blut ausgeſauget hatte. Er hatte dieſem ſeinem Sohne unzählige Reichthümer hinterlaſſen, und dieſer verſtand ſie recht geſchickt durchzubringen. So war der Mann beſchaffen, den Raveaux demüthigen wollte.

Er war auf seiner Reise nach Italien mit großen Machtbriefen des Königs von Frankreich versehen, dessen Staaten sich bis diſseits des Gebürges erstrecken, wo Palutzi seine Güter hatte. Diesem wollte er jetzo damit zeigen, daß man einen Mann, wie ihn, nicht ungestraft beleidigen könnte.

Der bestürzte Italiener kam dem Rabeaux entgegen, und suchte alles hervor, die traurigen Wirkungen der Rache durch seine Demüthigung aufzuhalten, er erklärte sich, ihm eine solche Genugthuung zu verschaffen, wie er sie selbst verlangen würde; allein dieses half alles nichts. Er ließ ihn einstmals in einer Nacht, niederträchtig genug, durch einen gedungenen Meuchelmörder*) ermorden.

Die-

*) Banditen, Schande für die Menschheit, daß solche noch geduldet werden; doch ein gewisser niederträchtiger Fürst in Italien hat sich so öffentlich für ihren Beschützer aufgeworfen.

Anmerk. des Uebersetz.

Dieſer Palutzi war von einer ſehr freygebigen Gemüthsart; wir empfanden dieſelbe einſtmals im vollesten Maaſe. Etliche von meinen Gefährden und ich unterſtanden uns, ihm früh Morgens unſere Aufwartung zu machen. Dieſe Höflichkeit gefiel ihm ſo wohl, daß er einem von ſeinen Dienern befahl, er ſollte uns aus etlichen großen Geldſäcken ſoviel Geld nehmen laſſen, als wir wollten, und wenn wir etwa nicht recht zugriffen, ſo ſollte er uns alle Taſchen voll pfropfen; allein dies brauchte er nicht. — Wir bedienten uns nicht allein dieſer Freyheit, ſondern ſteckten auch ſogar das Rockfutter, unſre Hüte, unſre Strümpfe, ja, alles, wo wir nur etwas beherbergen konnten, voll.

Ich war gar nicht gewohnt, ſoviel Geld beyſammen zu ſehen, und weil ich

aus einer glücklichen Unwissenheit die verschiednen Münzsorten nicht kannte, so glaubte ich, ich wäre sehr reich, und bildete mir gänzlich ein, ich könnte mit diesem Geschenke des Paluzi die ganze Welt durchreisen. Dieses brachte mich auch auf die Gedanken, mich selbst in Freyheit zu setzen, weil ich solche nimmermehr von meinem Herrn, dem Herzoge, zu hoffen hatte. Ich nahm daher die äußere grüne Schaale von welschen Nüssen, vermischte sie mit dem tollmachenden Bilsenkrautsafte, und rieb mir damit das Gesicht und die Hände. Dieses gab mir eine Farbe, die weder schwarz, noch braun, und in der ich ganz unerkenntlich war.

In dieser Verstellung, zu welcher ich mir den Namen Clairville gab, gieng ich, zwey Stunden vor Tages, aus unserer Woh-

Wohnung, und lief dermaſen geſchwinde, daß ich, ehe die Sonne mit ihrem majeſtätiſchen Glanze die ganze Welt belabte, ſchon drey Meilen zurück geleget hatte. Weil ich auch wußte, daß der Herzog und Raveaux ihren Weg durch das genueſiſche Gebiet nehmen würden, ſo kehrte ich mich ſorgfältig von dieſer Straße ab, und hielt mich immer linker Hand gegen das Land der Venetier zu. Endlich gelangte ich, ohne den geringſten Unfall, zu der wunderbaren Stadt, welche weder auf der Erde, noch auf dem Meere ſtehet, und dennoch zu beyden Elementen gehöret.

Ich verließ Venedig, und begab mich, ohne der Venus ein daſelbſt ſehr gewöhnliches Opfer zu bringen, nach Verona. (von den Italiänern ihrer Schönheit wegen la Degna, die Sehenswürdige genannt)

nannt) Als ich etwa noch acht Meilen von da war, so begegnete mir ein Bürger aus Venedig, der eben auch nach Verona reiste, um daselbst einen seiner Freunde zu besuchen.

Dieser Mann traf in meinem Gesichte etwas an, das ihm gefiel. Sein Name war Peratti. Er tauschte mir meine Sclavenkleider aus, und gab mir dafür meiner Person anständigere. Wir wurden gar bald gute Freunde, und ich mußte ihm versprechen, daß ich ihn nicht eher, bis er in Rom wäre, (denn dahin gieng seine fernere Reise) verlassen wollte. Mir war es gleichgültig, ich mochte hingehen, wo ich wollte, wenn ich mich nur von dem Herzog und dem abscheulichen Raveaux entfernte. —

Dieſer Perratti war ein Mann, mit dem recht wohl auszukommen war, und der, wider die Gewohnheit ſeiner Nation, ein aufrichtiges Herz beſaß; er war aber lange in Deutſchland und Engelland geweſen, und hatte ſich die Eigenſchaften der Einwohner derſelben ziemlich angewöhnet.

Bey anbrechender Nacht trafen wir zu Verona ein, allwo wir unſern Abtritt bey dem Saccharini, einem guten Freund des Peratti, nahmen. Wir wurden, ſo lange wir uns bey ihm aufhielten, herrlich traktiret. Die wohlſchmeckenteſten Weine, als Schiras, Cyper, Chios, Lakrimä Chriſti u. ſ. w. blinkten allda in koſtbaren kriſtallenen Gefäſſen, und beſtralten mit ihrer Gold- und Purpurfarbe den weißen Schnee, der ſie dagegen aus

Dank-

Dankbarkeit erfrischte. Eine so vortrefliche Mahlzeit hätte mir, allem Ansehen nach, nothwendig Eßlust machen sollen, und man sollte glauben, es würde mich da nichts bekümmert haben, als wie und wo ich unter so vielen herrlichen Speisen die besten wählen sollte; allein mir vergieng auf einmal aller Appetit, als ich einen Menschen hinter meinem Stuhl erblickte, der blos darauf bestellt war, mich zu bedienen. Dieser Kerl, der sich besser zu einem Büttel als zu einem Bedienten schickte, hatte ein mürrisches Gesicht, der Mörder guckte ihm aus den Augen, — die Augenbraunen hingen ihm über die Augen herunter, und in dem Gesichte hatte er fünf bis sechs Schmarren. Er war überdies am ganzen Leibe bewaffnet, als wenn er tournieren wollte. Seine eiserne Sturmhaube hatte er zwar abgelegt, doch

trug

trug er den Schild noch am Arm. An seiner rechten Seite führte er zwey Dolche, und auf der linken einen breiten Degen.

Als ich diese fürchterliche Figur, nebst noch vier andern dergleichen, die um die Gäste herum standen, erblickte, so wurde mir's wirklich ganz angst; es war nicht anders, als wenn sie auf mein Verderben bestellet wären. Ich trieb daher den Peratti immer an, er sollte Aufstand machen, und von seinem Freunde Abschied nehmen. Ich stellte ihm vor, wir hätten noch einen weiten Weg vor uns, und die Sonne wollte schon fast untergehen, wie nicht weniger, daß wir durch einen Wald müßten, für den sich alle Reisende, wegen der Mörder und Räuber, die sich beständig darinne aufhielten, fürchteten. — Meine Vorstellungen würkten endlich soviel, daß

er

er aufſtund. Wir bedankten uns bey dem Saccharini für die gute Bewirthung, und verließen Verona Nachmittags ohngefähr gegen drey oder vier Uhr.

Als wir kaum drey Meilen zurück gelegt hatten, ſo ſahen wir einen Reuter von der Stadt her in vollem Rennen auf uns zukommen. Er ritte einen Tarentiniſchen Klepper, der ſehr geſchwind lief. Als er noch eines Steinwurfs weit von uns war, ſo ſahe ich, daß es derjenige Kerl war, der mir bey dem Saccharini über der Mahlzeit eine ſolche Furcht eingejaget hatte.

Dieſe unvermuthete Erſcheinung vermehrte meine Furcht noch weiter; ich hatte kaum noch ſoviel Zeit, daß ich zu dem Peratti ſagen konnte, wie ich mir von der ge-

geschwinden Ankunft dieses Kerls nichts Gutes verspräche. — Sobald er uns erreichte, und wir ihn fragten, warum er denn sein Pferd also anspornte, so sagte er ganz ungescheut: sobald als wir weggewesen wären, hätte ihm sein Herr befohlen, er sollte einen er vornehmsten Herrn dieser Stadt, der eben damals auf dem Markte spazieren gegangen wäre, ermorden. Dieses habe er auch also fort ins Werk gesetzet, und jetzo flüchte er in das Mantuanische, allwo er in Sicherheit wäre. — Nachdem er dieses gesagt hatte, gab er seinem Pferde die Sporen, und wir verloren ihn bald hernach aus dem Gesichte.

Während seiner Rede erstaunte ich nicht weniger über die frostige Art, womit er uns diesen Mord erzählte, als über die

Mord-

Mordthat selbst. Ey! was? sagte ich, so begehet man in Italien die abscheulichsten Laster ohne alle Strafe? Man ermordet einen Menschen öffentlich am hellen Tage und vor den Augen einer ganzen Stadt? Also sind ja die Bürger weder in ihren Häusern, noch in dem Schoos ihrer Stadtmauer sicher? Wo findet man in den vorigen Zeiten dergleichen abscheuliche Thaten, wofür die Menschheit zurück bebt? — Ich sehe wohl, versetzte mir hierauf Peratti, daß euch unsere Gebräuche noch nicht bekannt sind. Wir sind dergleichen Begebenheiten schon dermasen gewohnt, daß wir uns gar nichts mehr daraus machen. Ihr müßt wissen, daß man sich in diesem Lande kein Bedenken macht, einen Menschen, wegen eines Stücks Brods, oder um einer geringen Geldsumme willen, ermorden zu lassen.

Hat

Hat man einen Feind, den man ſich gerne vom Halſe ſchaffen möchte, ſo läßt man ſich ſolcher Leute holen, die ſich blos von dem Meuchelmorde ernähren, trägt ihnen die Sache vor, und handelt mit ihnen um einen gewiſſen Lohn, der jederzeit nach der Größe der Gefahr, die dabey iſt, eingerichtet wird; man weiß aber ſchon, was man ihnen ohngefähr geben ſoll. — Die Gewohnheit hat die Abſcheulichkeit dieſes Laſters faſt ganz und gar verdeckt. Und, glaubt ihr es wohl? auch die Freundſchaft ſelbſt hat in dergleichen Fällen nichts zum Voraus, und die allerheiligſte Verbindung iſt von dieſer abſcheulichen Menſchengattung, die alles um's Geld thut, nicht befreyet. Das Leben der Menſchen iſt hier feil, und man kann ſich gewiß allemal rächen, wenn man nur ſoviel Geld hat, daß man die Rache bezahlen kann. Eine Klei-

nigkeit, ein Scherzwort, ein ohngefährer Blick, von dem man glaubt, er habe eine böse Absicht, alles dieses ist schon genug, das Leben eines Menschen in Gefahr zu setzen, und wenn er ja dem Dolche entgehet, so könnt ihr doch versichert seyn, daß er dem Gift nicht entlaufen wird. — Diese letzte Art, die Leute, die uns im Wege sind, von der Welt zu schaffen, ist die allergewöhnlichste. Ihr könnt euch nimmermehr vorstellen, auf wie vielerley Weise man einen vergiften kann, und man kann mit Grund der Wahrheit sagen, daß man diese höchst niederträchtige Kunst zu unsern Zeiten zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht habe. Man vergiftet einen Menschen mit einem Blumenstrauße, mit einem Brief, mit einem Wachslicht, oder mit einem Vorlegmesser, das zwey Schneiden hat; mit der einen vergifteten schnei-

ſchneidet man das Fleiſch für diejenigen, die man hinrichten will, mit der andern aber wird für diejenigen abgeſchnitten, die verſchont bleiben ſollen. *) Ueberhaupt, aller Haß hier iſt tödlich, und der iſt unglücklich, der einem verſöhnten Feind gar zuviel trauet. —

*) Selbſt der ſich um die Menſchheit, durch Ausrottung des ſchädlichen Jeſuitenordens, ſo verdient gemachte Pabſt Ganganelli blieb von dieſer letztern Art nicht befreyet; denn er wurde mit dem bekannten tödlichen Gift, Aqua tofana genannt, der wie ordentlich Waſſer ſieht, und auch ſo ſchmeckt, und deſſen vornehmſte Ingredienzien Opium und ſpaniſche Fliegen ſind, niederträchtig genug — von den Herrn Jeſuiten in die andere Welt geſchickt. —

Anmerk. des Ueberſetz.

Mir schauerte die Haut, da mir Peratti solche Dinge erzählte, und ich konnte solchen abscheulichen Lastern in meinem Verstande kaum Glauben beymessen, ob ich gleich das beste Zutrauen zu demjenigen hatte, der mir solche erzählte.

Wir sahen uns aber bald genöthiget, von dieser Sache abzubrechen, als wir einen Haufen Bauren ansichtig wurden, die sich an dem Eingange eines Waldes versammlet hatten, und sich über etwas zu berathschlagen schienen. Wir riethen hin und her, was das wohl seyn müßte; es war aber eben dieses der Wald, für welchen man uns in Verona so angst gemacht hatte, — und diese ehrlichen Leute versammleten sich allda, um denselben, wegen der Spitzbuben, die sich darinne aufzuhalten pflegten, zu durchstreichen. —

So

Sobald sie uns zu Gesichte bekamen, liefen sie auf uns zu, und weil sie uns bewaffnet sahen, so übertrugen sie uns das Kommando über ihre kleine Armee. Ich überließ dem Peratti das Generalkommando, und begnügte mich nur mit der Generallieutenantsstelle.

Indem wir nun mit einander rathschlageten, in was für einer Form wir unsern Haufen anrücken lassen wollten, so überfiel uns unversehends ein anderer eben so starker Haufe, und griff uns an. Zu gleicher Zeit machten beyde Haufen ein solch entsetzliches Geschrey, daß die Bäume davon erzitterten, und die Felsen erbebten. — Das Echo vermehrte solches noch mehr, und schickte es uns noch zehnmal gräßlicher wieder zurück, als es zu ihm gekommen war.

Keiner von allen hatte aber weniger Herz zu schlagen, als unser General; ich muß bekennen, als ich sahe, daß er leichenweiß wurde und seine Knie zitterten, so konnte ich mich nicht enthalten, zu ihm zu sagen: Peratti! der Sieg ist gewiß in unsern Händen, wenn wir nur Herz genug haben, zu überwinden; wir haben es ja nur mit Räubern zu thun, mit Leuten, die an und für sich selbst furchtsam sind, und die sich allemal von der Furcht derjenigen, die sie anpacken, mehr als von ihrer eignen Tapferkeit versprechen. Peratti billigte alles, was ich sagte, nur bat er mich dabey, zu bedenken, daß er Weib und Kinder hätte, um derentwillen er sein Leben schonen müßte. — Indem er also mit mir redete, so bemächtigten sich die Feinde der Anhöhen, und suchten uns zu umringen; sie rückten in guter Ordnung

auf

auf uns an. Ich muß bekennen, daß ich nicht viel bloſſe Degen unter ihnen blizen ſahe; ihre gewöhnlichen Waffen beſtunden in langen geſchärften Prügeln, die auf der einen Seite mit Eiſen beſchlagen waren. Ich hatte einen ſolchen Prügel erwiſcht, und ſchlug damit tapfer um mich herum. Peratti hatte indeſſen von den Mänteln und Kütteln, welche unſre tapfere Soldaten, um im Streite nicht verhindert zu werden, von ſich geworfen hatten, eine Verſchanzung um ſich herum gemacht. Er war alſo ſchußfrey, und ertheilte hinter den Schanzkörben ſeine Befehle. Er war der Meynung, ein General, der eine Armee kommandirte, dürfte ſich eben nicht in das erſte Glied ſtellen, ſondern er müßte ſich an einem ſichern Ort aufhalten, wo er alles beobachten, alles veranſtalten, und einen Ueberfall von hinten verhüten könne;

er müßte denjenigen, die Noth litten, Verstärkungen schicken, und diejenigen, die weichen wollten, unterstützen. *)

Nachdem das Gefecht eine Zeitlang gedauret hatte, so wurde man von beyden Theilen erst gewahr, daß ein Irrthum vorgegangen war. — Man legte daher die Waffen nieder, welche eine allzu geschwinde Uebereilung und eine vergebliche Furcht den Kämpfenden in die Hand gegeben hatte. Dieser andre Haufen, der den unsrigen angefallen hatte, bestand ebenfalls aus lauter Bauren, die sich aus den benachbarten Dörfern von der andern Seite des Waldes her zusammen geschlagen hatten. Sie sahen uns für Räuber an,

*) Fast die Meynung des saubern Prinzen Soubise, der sich durch seine heroische Thaten bey Roßbach ein ewiges Schanddenkmal in Deutschland gesetzet. — Anmerk. des Uebersetz.

an, und wir hielten sie auch für dergleichen Leute. — Es war zum guten Glück kein Mensch, als ich und unser tapferer General verwundet. Ich hatte an einem Arm von einem Stockschlag eine ziemliche Beule, und weil Peratti die Schlacht schon für verlohren hielte, und deswegen beherzt ausrisse, so verblendete ihm die Furcht das Gesicht, daß er, wie blind, in einen Dornenstrauch hinein rann, und sich an unterschiednen Orten verwundete. Er schrie ganz erbärmlich, weil er sich gewiß einbildete, man hätte ihm den Degen durch den Leib gestossen. Freund und Feind lief auf ihn zu, nemlich beyde Haufen, die jetzt nur einen ausmachten. Bey dem letzten Haufen befand sich auch ein Feldscheer. Sobald Peratti mich erblickte, schrie er: ach! mein lieber Clairville, ich bin verwundet, habe ich's euch nicht gesagt, daß ich

nicht davon kommen würde? — Ich wendete alle meine Beredſamkeit an, ihm dieſe Gedanken zu benehmen, indem ich ihn verſicherte, daß ſeine Wunden nicht tödlich wären. Ach! ich ſpüre es wohl, ſagte er mit einer matten Stimme, daß ich keine Stunde mehr leben kann. Ach! meine arme Gattin und nun verlaſſenen Kinder, — wer wird ſich ihrer annehmen? Ich befahl dem Feldſcheer und etlichen Bauren, daß ſie ihm aus der Dornhecke heraus helfen ſollten. Man unterſuchte hierauf die ſo gefährlichen Wunden, es waren aber weiter nichts, als etliche Tropfen Bluts, die von den Dornen herkamen; es war alſo eine bloſſe furchtſame Einbildung.

Nachdem ich und Peratti etliche Tage hinter einander durch rauhe und beſchwerliche Wege gereiſet waren, ſo kamen wir end-

endlich in dem berühmten Rom (der Reſidenz der Venus und der Schwelgerey) wohlbehalten an. Nachdem ich daſelbſt alle Merkwürdigkeiten und vermeyntlichen Reliquien nicht ohne groſſem Belachen betrachtet hatte, gieng ich mit einem vornehmen Herrn, als Secretair, nach Paris wieder zurück. Ich gerieth zwar dadurch meinen Feinden einigermaſen wieder in die Hände; allein ich ſtand nicht nur unter dem Schutz eines in ganz Frankreich angeſehenen Herrn, ſondern, da der Herzog und Rayeaur nach damaliger Sage innerhalb eines Jahres nach Paris nicht zurück kamen, ſo gedachte ich, während der Zeit es alſo einzurichten, daß ich wieder in mein Vaterland zurück gehen könnte. — Das Geld, das ich durch oben erzählte Begebenheit von dem Palutzi bekommen hatte, hub ich ſorgfältig auf, damit es mir einmal

mal bey meiner Rückreiſe an einer ſo nöthigen Sache nicht fehlte. Den Buchſtaben, den mir der Herzog durch den verfluchten Dúfour auf meine Stirne hatte brennen laſſen, verbarg ich mit allem Fleis, und um deswillen ließ ich mir die Haare in das Geſicht wachſen, ſo weit es nur möglich war. Auf meiner Rückreiſe von Italien traf ich auch zu Lion einen Künſtler an, der mir für 600. Livres dieſen ſchimpflichen Buchſtaben faſt ganz und gar vertrieb, dergeſtalt, daß die noch davon übrig gebliebene Narbe nicht anders ausſahe, als wenn ich einen Hieb an den Kopf bekommen hätte.

Einige Tage nach meiner Ankunft zu Paris bekam ich Luſt, den Ort, wo man Gericht hielt, zu ſehen. Die Gerechtigkeit ſtund in der Gerichtsſtube oben an, und hatte eine Waag in der Hand; wie man mir ſagte, ſo diente dieſelbe zur Wägung

gung des Goldes und der Geſchenke der Partheyen. An verſchiednen Orten dieſer Stube fand man finſtere Behältniſſe, worinnen ſich gewiſſe gemäſtete Vögel — mit Geyerklauen, Luchsaugen und Eulenſtimmen befanden, die ſchwarz wie Raben ſahen. Der Name, den man ihnen giebt, kommt von den Klauen, womit ſie den Raub feſte halten, her. *) An einem andern Orte (der Sybilliſchen Höhle nicht ungleich) erblickte ich etliche dickbäuchigte Männer, **) die göttliche Ausſprüche ertheil-

*) Beſteht im Franzöſiſchen in einem Wortſpiele; ſie heiſen Greffiers, auf deutſch: Kanzelliſten. Der Autor leitet dieſes Wort von Grife, welches eine Kralle oder Klaue bedeutet, her.

**) Le Chambre des conſultations iſt zu Paris derjenige Ort im Parlement oder andern Gerichten, wo die Advokaten den Partheyen Rath ertheilen.

Anmerk. des Ueberſetz.

theilten. Sie sind allemal bereit, auf die vorgelegten Fragen Antwort zu ertheilen, wenn man ihnen nur zuvor einige Stücke Silber, auf welchen das Bildniß des Fürsten gepräget ist, in die Hand gedrücket hat. Hier sahe ich auch die sogenannte zweyte französische Inquisition, die Bastille genannt; sie giebt der in Spanien, in dem aufgeklärten Portugall und Goa in keinem Stück etwas nach. *)

Als ich mich zurück begeben wollte, so nahete sich mir ein Mensch mit einer stillen und ehrerbietigen Stellung, welches etwas ungewöhnliches an diesem Orte ist. — Sein

*) Von diesem abscheulichen Gefängniß und Schande der französischen Nation besiehe: Constantin de Renneville Histoire de Bastille, trois Tomes: et Les Memoires des Bastilles.

Anmerk. des Uebersetz.

Sein Kleid ſchien einmal ſchwarz geweſen zu ſeyn; es würde einem aber ſehr ſchwer gefallen ſeyn, die Zeit auszurechnen, wenn es neu gemacht worden. — Er vertrat mir den Weg, ſahe ſich darauf überall um, ob jemand in der Nähe ſey, und fragte mich mit leiſer Stimme, ob ich ihm nicht einen ziemlichen Vorrath an Gold, den er beyſammen hätte, abkaufen wollte? er verſicherte mich, er wollte mir ſolches um einen billigen Preis laſſen. Wie er ſahe, daß ich ihm Gehör gab, ſo zog er mich auf die Seite, und ſagte mit einem tiefgeholten Seufzer: ach! wie ſchmerzlich fällt es nicht einem rechtſchaffenen Mann, wenn er ſich, wegen ſeiner außerordentlichen Gaben, die er vom Himmel erhalten hat, von einem unwiſſenden und flatterhaften Volke muß verſpottet und verachtet ſehen. — Ich, wie Sie mich da ſehen,

bin

bin ſo glücklich geweſen, daß ich dasjenige gefunden habe, was andere ſo vielfältig vergebens ſuchen. Ich weiß (ſagte er mir heimlich ins Ohr) das Gold eben ſo gut zu machen, als man es aus den Bergwerken gräbt; iſt es aber nicht ein recht elender Zuſtand, daß ich mich verbergen muß, und ſolches nur rechtſchaffenen Leuten ganz geheim bekannt machen kann? ich darf mich nicht gegen jedermann entdecken, aus Furcht, hintergangen zu werden; denn das Vorurtheil, welches man wider diejenigen gefaßt hat, die an dem großen Werk arbeiten, iſt ſo allgemein geworden daß ſich ein Philoſoph nicht mehr unterſtehen darf, in einem gewiſſen Verſtande von der Sonne, vom Mond, vom Merkur oder vom rothen Löwen zu reden, wenn er ſich anders nicht zum Gelächter machen will. Ihre Geſichtsbildung verſichert

ſichert mich aber ganz eines andern; ich finde darinne etwas redliches und erhabnes, welches macht, daß ich mich Ihnen ganz und gar anvertraue. Wenn Sie ſich alſo durch dieſe pöbelhafte Meynung noch nicht haben verführen laſſen, ſo ſtehet es blos bey Ihnen, in kurzem ein reicher Mann zu werden. Wenn es Ihnen beliebet, ſo wollen wir abends mit einander ſpeiſen, und da wir über Tiſche offenherzig mit einander reden können, ſo werde ich vor Ihnen mein Herz ausſchütten, und ich bin verſichert, daß Sie mir alsdann Ihre Freundſchaft, ja vielleicht auch Ihre Hochachtung nicht verſagen werden.

Wie war es wohl möglich, daß ich bey dergleichen Reden, die ſo aufrichtig ſchienen, und ganz ungezwungen und natürlich vorgebracht wurden, auf die Ge-

danken gerathen konnte, daß derjenige, der dem Scheine nach so aufrichtig redete, ein Erzbetrüger sey? — Ich nahm also die Einladung zum Abendessen an, und gieng noch viel eher zu meinem Artisten, als ich bestellt war; er hatte sich Elias genannt.

Ich fande ihn bey einem Ofen sitzen, allwo er mit der größten Vorsicht ein gelindes Kohlenfeuer anblies, welches er, wie er vorgab, schon viele Jahre unterhalten, ohne daß er solches hätte ausgehen lassen. Auf dem Ofen stund ein Schmelztiegel, in welchem sein Merkurius bey einer gelinden und feuchten Wärme nach und nach schmolze. Hierinne, sagte er, erhält und stärket er sich, und endlich bricht der geheiligte Keim des glückseeligen Pulvers hervor, welches die Menschen reich

und

und glücklich macht. Hierinne verändern ſich die geringſten und gröbſten Metalle in das allervornehmſte. Hierinne bringt die Kunſt, die weit fleißiger als die Natur ſelbſt iſt, ihr Gold in wenig Tagen zu Stande, wo dieſe ſonſt viele Jahre dazu braucht; denn, wenn die Erde durch die Sonnenſtralen erhitzet und fruchtbar gemacht wird, ſo empfängt ſie gleichſam dieſe köſtliche Frucht, welche nichts anders iſt, als der in dieſen Eingeweiden eingeſchloſſene Merkurius; dieſem giebt ſie die Nahrung, und ſondert davon die gröbſten Theile ab. Dieſes Embrion (wenn man es ſo nennen darf) reiniget ſich von Tag zu Tag, und erhebt ſich immer mehr und mehr, bis es endlich durch ſeinen Glanz und Schönheit das lebendige Bild ſeines Vaters (der Sonne) wird. Durch dieſe groſſe Kunſt habe ich es ſo weit gebracht, daß ich ſowohl

Gold, als auch Edelgeſteine machen kann, weswegen ich nicht ſowohl den Neid meiner Mitbrüder (der Philoſophen) als vornehmlich die Mißgunſt der Natur ſelbſt befürchte.

Indem er dieſes ſagte, langte er aus einer Truhe einen Sack hervor, den er aufmachte, und mir in demſelben verſchiedene Stücke Goldblech und eine Anzahl großer Edelgeſteine, die ungemein ſchön ſpielten, ſehen ließ. Hierbey blickte er mit einem gefälligen Lächeln auf mich, womit er mich gleichſam bitten wollte, ich möchte ihm doch eben dergleichen Gefälligkeit für ſeine Waare bezeigen. Wie hoch ſchätzen Sie die Goldbleche und Edelgeſteine, die darinnen ſind, ſagte er zu mir? Ich antwortete ihm, wie man gemeiniglich denjenigen Leuten zu antworten pflegt, die

die man nicht gerne vor den Kopf ſtoſſen, noch ihre Waare herunter ſchlagen will, mit welcher ſie hoch hinaus wollen, deswegen ſagte ich zu ihm: ich glaubte, daß dieſes alles zuſammen gar leicht 12000. Louis'dor werth ſeyn könnte. — Wie? 12000. Louis'dor? ich gebe es nicht für 100000. — lange nicht für 100000. ſetzte er noch mit einem ſtärkern Tone hinzu; jedoch, ſehen Sie nur einmal, wie es manchmal geht, wenn man einem Menſchen gut iſt, man weiß da ſelber nicht, was man thut. Sie ſollen ſehen, ich will Ihnen alles dieſes, was in dieſem Sack iſt, für 12000. Louis'dor laſſen, nemlich für denjenigen Preis, den Sie ſelbſt darauf geſetzet haben. Ich verliere daran, wie Sie ſelbſt glauben werden; allein ich gewinne ſchon mehr als zuviel, wenn ich mir dadurch Ihre Freundſchaft erwerbe.

Es iſt wohl keine thörichtere Schamhaftigkeit, als wenn man einen Betrüger nicht beſchämen will, der doch ſelbſt keine Scham beſitzet; und keine Höflichkeit wird ſchlimmer angewendet, als diejenige, die man ſolchen Leuten erweiſet, welche weder das Vermögen noch die Ehre andrer ſchonen. Ich konnte faſt nicht mehr zweifeln, daß der Kerl ein Erzbetrüger ſey, und demohngeachtet ließ ich mich, wie der allerdümmſte Menſch, bey meinem Wort halten, blos deswegen, damit es nicht das Anſehen haben möchte, als wenn ich an ſeiner Redlichkeit zweifelte. Ich leerte alle meine Ficken aus, konnte aber mit meiner ganzen Paarſchaft nicht mehr, als 800 Louiſen zuſammen bringen. Als dieſes der ehrliche Mann wahrnahm, that er, als wenn er ſeinen Sack wieder zumachen wollte; er beſann ſich aber bald eines

nes andern, und ſagte: wir wollen die Sache doch noch machen. Weil Sie nicht mehr als 800 Louiſen bey ſich haben, ſo will ich die Koſtbarkeiten, ſoviel möglich, in vier gleiche Theile theilen, und Ihnen alsdann die Wahl laſſen, einen von dieſen vieren zu nehmen, welchen Sie wollen. Ich war mit der vorgeſchlagenen Auskunft vollkommen zufrieden, und dieſe anſcheinende Redlichkeit unterdrückte nicht nur die vorige böſe Meynung, ſondern löſchte auch allen Argwohn aus, den ich wider ihn gefaßt hatte. Demnach zahlte ich dem Mann meine 800 Louiſen getroſt hin, nahm dagegen einen von den vier Theilen, und gieng nach geendigter Mahlzeit über mein gehabtes Glück recht vergnügt nach Hauſe, indem ich die ganz außerordentliche Uneigennützigkeit des Philoſophen in meinem Herzen bewunderte.

Sobald es Tag wurde und ich ausgehen konnte, lief ich voller Hofnung, etwas rechtes zu gewinnen, zu einem Goldſchmidt, welchem ich mein Gold zeigte. Zu Paris trifft man eine Brücke an, die auf vielen ſteinernen Schwibbögen ruhet, und auf beyden Seiten mit Häuſern von einerley Höhe gebauet iſt; in dieſen Häuſern wohnen lauter Gold- und Silberarbeiter, und Leute, die mit Edelgeſteinen handeln. Ich machte mich zuerſt an einen alten Mann; als er aber das Stück anſahe, das ich ihm zeigte, ſagte er: ich glaube, ihr wollt mich foppen. Bildet ihr euch wohl ein, daß ihr einen Mann betrügen könnt, der bereits funfzig Jahr mit dergleichen Sachen handelt? das ſind ja nur Stückgen Glas. Wenn ich euch rathen ſoll, ſo macht euch an jemand anders, denn bey einem Mann von meinem Alter kommt ihr blind an. Ihr mögt mich wohl ſelbſt anfüh-

führen wollen, gab ich ihm hierauf zur Antwort, und vielleicht sucht ihr euch meine wenige Erfahrung zu Nutze zu machen; der Himmel sey Richter zwischen mir und euch. Nachdem ich dieses gesagt hatte, begab ich mich zu einer andern Bude, wo ein Edelgesteinhändler, Namens Tavernier, hausete, ich bat ihn, er möchte mir doch sagen, was diese rubinenen Ohrengehänge werth wären, denn ich that, als hätte mir jemand dieselben zum Kauf angeboten; der Kaufmann gab mir zur Antwort: sie sind soviel werth, als ein Paar Ohrengehänge von rothgefärbten Glas. Was sagt ihr aber zu diesem Smaragd, fuhr ich weiter fort? und zu dieser Perle? seht nur, ist sie nicht, wie ein Tropfen Wasser? wie unvergleichlich spielet sie nicht! Der Edelgesteinhändler aber, der sich nichts anders einbildete, als wollte ich ihn mit glatten Worten betriegen, fieng an, mich einen

Betrüger, Schelm und Spitzbuben zu nennen. Er hatte kaum diese Worte ausgesagt, so blieben alle Vorbeygehende stehen, und das Gedräng fieng schon an stark zu werden; ich sahe, daß es für mich nicht gut wäre, hier länger zu weilen, und schlich mich, als sie unterdessen ihre Augen auf einen andern Gegenstand geworfen hatten, ganz unbemerkt davon.

Hier merkte ich bey ruhiger Ueberlegung erstlich, was für ein entsetzlicher Betrug mir war gespielet worden; ich gieng in das Haus, wo ich bey ihm gespeiset hatte, allein der Gastwirth wollte von keinem solchen Menschen wissen, wie ich ihm selbigen beschriebe; er behauptete noch dazu mit einer erstaunungswürdigen Frechheit, daß am vorigen Abend kein einziger Mensch bey ihm gespeiset hätte. — Was sollte ich machen?

sollte

ſollte ich die beſtechbare Policey zur Hand nehmen, und mir mehr Koſten machen? — Ich mußte die Sache an ſeinem Ort geſtellt ſeyn laſſen, und mit Schaden klug werden. —

Zwölftes Kapitel.

Jetzt überlegte ich erſt den Zuſammenhang meiner gehabten Unglücksfälle, die ſo geſchwind als die Wellen, die das Meer ans Ufer ſchmeiſet, auf einander gefolget waren, mit ruhigem Gemüthe. Alles dieſes hatte ich meinem unglücklichen Verhängniß zuzuſchreiben, deswegen nahm ich mir feſt vor, mich endlich ganz gewiß ſeiner Gewalt zu

ent-

entziehen, und seinen unversöhnlichen Haß gegen mich fruchtlos zu machen. Ich beschloß, mich beständig an einen Ort zu begeben, wo ich nicht Ursache hätte, mich für den Ansehen meines sonstigen Herrn, des Herzogs, zu fürchten, und wohin weder ein strenges Verfahren, noch Gewalt und Ungerechtigkeit jemals einen Eingang finden könnten.

Diese glückliche Freystatt fand ich in einem Walde. Hier baute ich mir eine kleine Hütte, und pflanzte mir einen kleinen Garten darneben, wo ich die Früchte meines Fleißes ungestört genießen kann.

Bis jetzt, das doch schon über zehen Jahre ist, hab' ich in dieser unschuldigen und stillen Einöde noch keinen Menschen erblicket, und wünsche auch keinen ansichtig zu werden. Hier erwarte ich meinen Tod ohne

Un-

Ungedult und Bekümmerniß; hier lerne ich, wie man das unſterbliche Weſen fürchten und lieben muß; hier opfre ich dem großen Gott, als dem Urheber alles Guten, bald die Erſtlinge meines Gartens, bald aber die ſchönſten Blumen, die darinnen wachſen, weil er ſelbſt die vollkommenſte Schönheit, und alleine würdig iſt, geliebt zu werden.

Zuweilen gehe ich an das Ufer des Fluſſes, der nahe an meiner Hütte vorbey flieſſet; hier nehme ich eine Hand voll Waſſer, und ſchütte ſie ihm zu Ehren aus, wobey ich ſpreche: ſo verfließen unſre Jahre, — nichts bleibt ewig, als du unvergängliches, liebens- und verehrungswürdiges Weſen! Zuweilen ſetze ich mich des Abends, wann die Sonne in das Meer niederſinket, daſſelbe röthet, und auf dem Wagen einer glänzenden Wolke dahin getragen wird, mit einer

An-

Angelruthe in der Hand, an das Ufer eines Fluſſes; alſobald verſammlet ſich allda eine Menge Fiſche mit goldgelben Schuppen, die alle um die Lockung, die an der Angelſchnur hängt, herum fahren. Keiner will ſie dem andern laſſen; ein jeder will es ſelbſt gerne haben, und einer jagt immer den andern davon weg; ſie ſtreiten, ohne es zu wiſſen, nicht um den Sieg, ſondern um den Tod; der Stärkſte, aber auch der Allerunglücklichſte, ſchnappet es endlich hinweg. Trauriger Vortheil, der ihm ſein Leben koſtet! Dieſer Unvorſichtige ſieht nicht, daß unter dem Biſſen, den er ſo haſtig in ſich ſchluckt, der Tod verborgen ſteckt. Setzet, ſage ich alsdann bey mir ſelbſt, wie ein ſo kurzes Vergnügen den Tod verurſacht; iſt das nicht ein wahrhaftiges Bild derjenigen ſinnlichen Menſchen, die ſich nur den verdammlichen Wollüſten ergeben? kaum haben ſie dieſelben gekoſtet,

ſtet, ſo bleibet ihnen die Angel in dem Mund ſtecken, die Reue quälet ſie, die Spitze bleibt in der Wunde hangen, das Vergnügen zu ſündigen iſt vorbey, aber der Schmerz, den die Gewiſſensbiſſe verurſachen, hat kein Aufhören. —

Wenn aber der Winter alle dieſe Annehmlichkeiten meiner Einöde verderbet, und der Schnee die Blumenkeime bis auf den zukünftigen Lenz gleich als mit einem Tuche umhüllet, ſo ſtelle ich an einen von Bäumen leeren Ort, der nahe an meiner Hütte liegt, einen Vogelheerd. Ich baue mir eine Laube von Taxbaum und Fichtenzweigen dazu; unter dieſen dünnen aber in einander geſchränkten und allezeit grünen Aeſten verberge ich mich. Die jungen Stieglitzen, die einfältigen keuſchen Turteltauben, die liebenswürdige und annehmlich

ſin-

singende Grasmücke, der hellpfeifende melodische Hänfling, und alle geliebten Einwohner unsres Waldes lassen sich durch die Körner, die ich um die Wände herum gestreuet habe, anlocken, daß sie haufenweise dahin fliegen, zu fressen anfangen, und sich über ihr gutes Glück recht freuen und lustig machen; in einem Augenblicke aber schlagen die Wände zusammen, und berauben sie ihrer geliebten Freyheit. — Eben so verlohr ich auch die meinige um ein geringes Abendessen, als ich das erstemal nach das verführerische Paris kam.

Diese traurige Erinnerung bringt mich auf den Entschluß, daß ich sie den Augenblick wieder frey lasse. Gehet, sage ich, ihr unschuldigen Geschöpfe, gehet ihr geliebten Gesellschafter meiner frohen Einsamkeit, empfanget die unschätzbare, allein glück-

glücklich und vergnügt machende goldene Freyheit von den Händen des Sinſchechli, den die endlich nachlaſſende Härte des Schickſals von der elenden Knechtſchaft der Menſchen und ſeinen eigenen ungeſtümmen Leidenſchaften frey und zugleich zeitlich beglückt gemacht hat.

Oftmals ſitze ich in einem angenehmen Nachdenken ganze Stunden unter einem ſchattichten Baum, der mich mit ſeinen kühlenden Blättern für der Sonnenhitze bedecket, und Ruhe in meine ſtille Seele gießet. — Bey demſelben ſcherzet ein ſchalkhafter leichter Zephyr mit den Roſen; ſie ſind zwar alle Schweſtern, allein nicht nur ihre Schönheit, ſondern auch ihr Glück iſt gar ſehr unterſchieden. — Einige ſind keuſch und züchtig, und dieſe halten ſich zugeſchloſſen unter den Aeſten

des beſchützenden Roſenſtocks auf; kaum laſſen ſie einige Blätter von ſich blicken, dabey aber bleiben ſie beſtändig ſchön friſch und lebhaft mit der Farbe der Unſchuld angethan; andere hingegen eröfnen ihre ſchwellenden Buſen, und erlauben dem Zephyr, daß er ſich ihnen nahet, und ihnen tauſendfältige ſüſſe Küſſe ertheilet; — aber ſehet, in einem Augenblick verlieren ſie alle ihre blühende Schönheit, indem ihre allzu ſehr aufgeblüheten Blätter abfallen und verderben. — Der unbeſtändige und untreue Zephyr verläßt ſie ſpottend, und fliegt zu den andern Blumen, mit denen er eben ſo verfährt.

Solchergeſtalt lernet mir die heilige und ſinnreiche Philoſophie, die ich in dieſer ſo angenehmen Einſiedlerey treibe, alle

alle mir in die Sinne und Gedanken fallende Gegenſtände zu meinem Nutzen anwenden. — Alles giebt mir Lehren; das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige; der Himmel, die Erde, die Menſchen, als Bewohner derſelben, wie auch die Thiere, die Erdgewächſe, die Elemente und die ganze ſchöpferiſche Natur. —

Allhier in dieſer ſo unvergleichlichen Einſamkeit, wo ich von allen irrdiſchen Dingen abgeriſſen bin, und von den Hofränken und dem Stadtgetümmel ganz entfernt lebe, nähre ich meinen ſich immer noch mehr und mehr aufklärenden Verſtand mit ewigen Wahrheiten, und mein Herz mit lauter Verlangen nach dem gröſten Gute, bis dermaleins die große unſterbliche Gottheit die Bande

meines Leibes auflöſen, und meine Seele in Freyheit ſetzen, dieſe aber alsdann ſich in den Himmel ſchwingen, und in dem Schoos der ewigen Gottheit ihre beſtändige Ruhe finden wird. —

Pfaffen- Nonnen-

und

Mönchs-Intriguen.

Rom 1795.
Bey Franz Cesar Borgia.

Vorrede.

Wir haben in dieſer Vorrede weiter nichts zu ſagen, als daß die in dieſem Buche enthaltenen Geſchichten wahr ſind, und ſich wirklich ſo zugetragen haben, wie ſie darinnen erzählt werden. Sie ſind aus Anton Gavin le Passe-par-tout de l' Eglise Romaine genommen, und waren zu ihrer Zeit allbeliebt. Der Verfaſſer war erſt Laienprieſter zu Saragoſſa in Spanien, veränderte aber 1715 ſeine Religion und wurde, durch die Protektion des Lord Stanhope in Engelland, Schiffsprediger. Sie trugen ſich meiſtens zu ſeiner Zeit zu, von vielen war er Augenzeuge, dayer war es nicht leicht

möglich, erdichtete Geschichten für wahre auszugeben, weil dann die Spanier — seine ärgsten Feinde nachmals — nicht unterlassen haben würden, ihn sogleich vom Gegentheil zu überzeugen, und so seine ganze Glaubwürdigkeit in den übrigen Nachrichten zweifelhaft zu machen.

Sein Buch, das im Original in der englischen Sprache in drei Theilen erschien, wurde bald ins Französische, Holländische und Deutsche übersetzt, und damals fast verschlungen. Die deutsche Uebersetzung kam 1727 zu Cölln am Rhein unter dem Titel heraus: „Der Dietrich, dessen sich die römische Kirche statt des Schlüssels Petri bedienet," und ist nach der damaligen Art und Weise steif und inkorrekt.

K. H.

Inhalt

der in dieſem Buche enthaltenen Geſchichten.

I. Bubenſtreiche des Pater Luzindo, erzählt von Joſeph Chueca, einem Mitgenoſſen ſeiner Schandthaten. , S. 3

II. Beichte einer Nonne, dem Pater Antonio Gavin gethan, und von ihm ſelbſt erzählt. , , 57

III. Luzie Fouleant, in dem Harem der Inquiſitoren zu Saragoſſa. , 72

IV. Maria Guerero, oder die ſchwangere Heilige. , , 98

V. Mönchsbetrug und Weiberschwäche, oder die neuen Wunder des heiligen Patriciut. S. 109

VI. Die schwangere Nonne als Jungfrau, oder die unbefleckte Empfängniß der Donna Valera. 132

VII. Roderich und Nina, oder die glückliche Entführung, eine deutsche Klostergeschichte, in Briefen an die Frau von Z**. 155

VIII. Wilhelmine von Rothenburg, oder die Nonne wider ihren Willen. 195

Pfaffen, Nonnen- und Mönchs-Intriguen.

Bubenſtreiche des Pater Lucinde,

erzählt von Joſeph Chueca,

einem Mitgenoſſen ſeiner Schandthaten. *)

Zu Mediana, einer Stadt, zwölf Meilen von Saragoſſa, der Reſidenz der ehemaligen Könige von Arragonien, lebte ein Edelmann, welcher wegen ſeines guten Verſtandes, ſeiner hohen Geburt und Glücksgüter vor andern einen Vorzug verdiente. Er ehlichte eine Dame, die ihm in allen angeführten Stücken nichts nachgab, und ihm in dieſer glücklichen Ehe drei Söhne und drei Töchter gebahr, welchen er eine gute Erziehung gab. Der jüngſte von den drei Söhnen blieb in des Vaters Hauſe, da die andern hingegen in königlichen Diensten ihr Glück zu machen ſuchten. Schon in jün-

*) Man fand dieſe Erzählung nach ſeinem Tode unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren.

gern Jahren lebte er so, daß man recht deutlich sah, in welcher Gestalt er in reifern Jahren der Welt sich zeigen würde. Er hat mir versichert, daß er sich von seinem siebenten Jahre her alles noch erinnern könnte, wie er z. B. mit seinen Gespielen und Gespielinnen Mann und Frau gespielt, und noch vor seinem zwölften Jahre den Trieb der Natur erfahren, auch mit einer seiner Muhmen, einem blühenden, jungen Mädchen, nicht die züchtigsten Händel vorgenommen habe. Sein Vater, der ihn gerne standesmäßig erziehen lassen wollte, schickte ihn in das Jesuiter-Collegium, um dort die Wissenschaften zu lernen. Und da er nicht weniger Verstand zu guten, als zu bösen Dingen hatte, so nahm er binnen zwei Jahren in den Wissenschaften, die dort den Kindern gelehrt werden, so zu, daß ihn die Herren Patres für einen Jüngling von Verstand und Kopf hielten. Diese ehrwürdigen Herren wenden insgemein allen möglichen Fleiß an, diejenigen jungen Leute, die sie für geschickte, feine und verschlagene Köpfe halten, in ihre Gesellschaft zu ziehn und in allen den Feinheiten, wodurch sie die ganze christkatholische Menschengesellschaft in ihr Interesse ziehen, recht zu unterrichten, und versäumen gewiß hierinne nichts, das etwas hierzu beitragen kann. Die Fähigkeiten und der ungemeine Verstand, den die schlauen Herren an dem Luzindo merkten, bewog sie, daß sie ihm sehr schmeicheltten, und öfters zu ihrer schwelgerischen Tafel einluden. Sie boten ihm sogar Geld

an, allein er war viel zu fein, um es von ihnen anzunehmen, weil er, ob er gleich noch jung und unerfahren war, die Absichten dieser listigen Patres doch leicht einsah. Da er aber dennoch einige ihrer Streiche und Kniffe, die sie sich in großer Anzahl zu eigen gemacht haben, zu erlernen wünschte, so hielt er mit seinem Entschlusse zurücke, damit er sie immer noch in der Hoffnung ließ, an ihm ein würdiges Mitglied ihrer Gesellschaft einst zu besitzen, und dieses dauerte ohngefähr acht Monate lang.

Als diese guten Mönche erfuhren, daß er von seinem Vater viel zu erben hätte, so setzten sie ihm mit Versprechungen und süßen Lockungen noch mehr zu. Allein er war bei ihren Ueberredungen ganz taub, weil ihre eingeschränkte Lebensart zu seinen Planen, die er sich für die Zukunft gemacht hatte, in keinem Stücke passeten. Als die Patres nun endlich sahen, daß ihre List hier nichts vermochte, ihn in ihren Orden zu bringen, so brauchten sie Gewalt. Sie schlossen ihn in eine Zelle ein, und sagten ihm mit dürren Worten, daß er Zeitlebens ein Bewohner dieser stillen Wohnung bleiben würde, wenn er sich nicht entschlösse, ihren Orden anzunehmen.

Luzindo, der sich in ihrem Netz gefangen sah, mußte vorjezt der Gewalt nachgeben und bei dem bösen Spiele gute Miene machen. Er nahm sich

daher vor, die Herren Jesuiten mit gleicher Münze zu bezahlen, und machte ihnen daher mit der größten Gelassenheit folgendes Compliment: Ehrwürdige Patres! ich habe bisher nur geglaubet, daß ihr meiner spottetet, und daß ihr niemals im Ernste dran gedacht habt, eine so geringe Person wie mich, der Ehre, ein Mitglied eures Ordens zu seyn, zu würdigen. Jetzt aber, durch das Gegentheil überzeugt, bin ich versichert, daß es euer rechter Ernst ist, und ich sehe euer Anerbieten für die größte Ehre an, die mir nur hat widerfahren können. Um euch hiervon am kräftigsten zu überzeugen, daß ich nichts mehr als dieses wünsche, so bitte ich inständigst, mir diesen Augenblick den Jesuitenhabit anzuziehen, ehe mein Vater sich meinem Entschluß widersetzen möchte. Ich bitte euch noch zuletzt um die Gefälligkeit mit einigen aus eurer Gesellschaft bei ihm zu speisen. Die Mönche waren mit diesen Gesinnungen des Luzindo sehr zufrieden, und willigten ohne Umstände in alles, worum er sie gebeten hatte. Abends geschah sogleich die Zeremonie seiner Einkleidung, worüber das ganze Collegium große Freude bezeigte. Luzindo sann noch diesen Abend darauf, wie er sich aus diesem verwickelten Handel herausziehen und den Herren Jesuiten Gleiches mit Gleichem vergelten wollte. Nach einiger Ueberlegung fiel ihm endlich ein, seinen Vater von seiner jetzigen Lage in folgendem Briefe zu benachrichtigen:

Theurer Vater!

Ich bin gestern von den ärgsten und grausamsten Räubern gefangen genommen worden, und nachdem sie mich hinweggeführet, hat mich das Haupt dieser Räuberbande beredet, daß ich mit ihnen in Jesuiterkleidung zu Euch gehen sollte, um Euch desto gelegener zu bestehlen. Weil Ihr nun Corregidor von Saragossa seyd, könnt Ihr Euch ihrer versichern, und dadurch zugleich Euren gehorsamen Sohn Luzindo wieder befreien.

Außer diesem Briefe schrieb er noch einen andern an seinen Vater, welcher folgendes Inhalts war:

Mein Vater!

Wundert Euch nicht, wenn ich als Jesuite gekleidet, bei Euch heute erscheinen werde; die heiligen Ursachen, die mich dazu bewogen haben, will ich Euch mündlich erzählen. Morgen hoffe ich mit meinen Herrn Confratern bei Euch zu speisen. Ich bin u. s. w.

Diesen zweiten Brief wies er des andern Tages darauf dem Pater Rector und der ganzen Gesellschaft, welche ihn mit der größten Freude und Bewunderung billigten. Endlich begab er sich, mit einem der Ansehnlichsten aus der Gesellschaft, auf den Weg. Als sie noch zwei Meilen von der Stadt entfernt waren, wo sein Vater wohnte, schickte Luzindo einen Diener mit dem ersten Briefe

voraus. Als der Vater den Inhalt dieses Briefes verstanden hatte, ließ er sogleich den Ueberbringer desselben gefangen nehmen und sechs Personen bewaffnen, um sich des Gefährten seines Sohnes zu bemächtigen. Sie kamen nicht allzulange darauf an, und kaum waren sie abgestiegen, so nahm man den alten Räuber gefangen, und warf ihn, ohne seine Vertheidigung erst abzuwarten, in ein finstres Loch, worin er den Tag und die folgende Nacht, mit seinem Diener, ohne Essen und Trinken zubringen mußte. Luzindo erzählte seinem Vater hierauf den Verlauf der ganzen Sache, welcher dem ehrwürdigen Pater das Jesuiterhabit wiederschickte, und ihn mit der Bedeutung, sogleich die Stadt zu meiden, toeließ. Dieser gieng voller Schaam und Verwirrung, vor Hunger und Durst halb todt, ohne seinen Luzindo wieder nach Hause, und jedermann lohte diesen, wegen seines, den Jesuiten so fein gespielten Streiches.

Er blieb nun wieder einige Zeit bei seinem Vater, wo er sichs zur angenehmsten Beschäftigung seyn ließ, Weiber und Mädchen zu verführen. Weil er jung, gut gebildet und von aufgewecktem Temperamente war, so glückte es ihm, mit sechs vornehmen Mädchen in den genauesten Umgang zu gerathen, die aber leider zu ihrem Schaden zu spät erfuhren, was sinnliche Leibesbefriedigung für üble Würkung nach sich zog. Sein Vater, der dieses alles mit ansah, wollte seinem Sohne diese Aus-

ſchweifungen nicht ungeſtraft hingehen laſſen, und that ihn, um allen fernern Uebeln vorzubeugen, auf die Univerſität. Hier thaten ſeine Wiſſenſchaften in dem gelehrten Fache mit denen in dem Gebiet der Venus gleichen Schritt. Weil er viel Kopf hatte, ſo brachte er es in kurzem dahin, daß er Doctor wurde, und an eben dieſem Tage, da er zu einem vollkommnen Gelehrten geſtempelt wurde, machte ich mit ihm Bekanntſchaft. Wie wir gleich die erſte Stunde, da wir uns kennen lernten, gleiche Geſinnungen an einander entdeckten, ſo wurden wir auch bald die beſten Freunde von der Welt. Ich bewohnte ein ganzes Haus, und ich bot meinem Freunde ſogleich die Hälfte deſſelben an, um ſie zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen. In Kurzem wurden wir ſo vertraute Leute, daß einer dem andern ſeine heimlichen Liebesabentheuer und die liſtigſten Streiche, deren ſich jeder zur Erhaltung ſeines Zwecks bediente, unverholen mittheilte. Dies war unſer größtes Vergnügen, wenn wir uns von ſolchen Sachen unterreden konnten.

Weil er mich für einem ſeiner beſten Freunde hielt, ſo erzählte er mir eines Abends, daß ſein Vater einen Prieſter aus ihm machen wollte, und daß er, wenn er ihm ſich hierinne widerſetzte, ſeines Vaters Liebe und Vermögen zu verlieren befürchtete, an welchem letztern ihm wohl am meiſten gelegen ſeyn mochte. Ich wußte ihm bei dieſer kitzlichen Sache keinen beſſern Rath zu geben, als

seinem Vater schlechterdings zu gehorchen, und nach weiterm Ueberlegen sagte ich: Freund, befürchte in keinem Stücke etwas. Deinem Vater mußt du zwar gehorchen, damit dir sein Vermögen nicht entgeht, aber durch folgende List kannst du dich einmal aus deiner ganzen unangenehmen Lage ziehen. Wenn du zum Bischoff gehen und dich ordiniren lassen willst, so will ich dich dorthin begleiten, und daselbst sage mir nur ins Ohr, daß du gezwungenerweise, deinem Vater zu gefallen, nur die Ordination annähmst. Wenn du bei erlangtem Vermögen hernach deinen Zustand zu ändern Willens bist, so will ich bezeugen und beschwören, daß du mir zuvor gesagt, daß du nur durch Gewalt genöthiget die Weihe habest annehmen müssen, welche dann sogleich für null und ungültig erkannt werden wird.

Mein Rath gefiel meinem neuen Freunde sehr wohl, er versprach mir zu folgen, und schrieb sogleich den andern Tag seinem Vater seine Sinnesänderung, wozu er muthmaßlich durch das Treiben des heiligen Geistes genöthiget worden wäre. Dieser Brief machte dem Vater viel Vergnügen, und damit kein böser Geist das Treiben des guten durch ein mächtigeres verhindern möchte, eilte er sogleich zu dem Bischoff in die Stadt, und brachte es durch Vergoldung der Hände leicht dahin, daß er seinen Sohn in der Fasten zum Subdiakono, Diakono und Priester weihete, daß auf diese Art Luzinde zu Ostern

alle Orden zum größten Vergnügen ſeines Vaters hatte, welcher ihn darauf zum einzigen Erben ſeines Vermögens in einem Teſtamente machte. Der Alte ſtarb nicht lange darnach, und Luzindo ſah ſich kaum in völliger Freiheit, ſo fing er ſogleich nach ſeiner Art zu leben an, wozu er mich denn zu ſeinem Rathgeber und Lehrer annahm.

Die erſte Schwierigkeit, die er in ſeiner neuen Laufbahn antraf, um zu den Genuß eines ſchönen Mädchens zu gelangen, war nicht die kleinſte, und man wird ſehen, wie er mit Hülfe meines Kopfs alle ihm ſich entgegenſetzende Hinderniſſe glücklich überwand. Der Rath Gonſalvo Hereiras, der ein Wittwer, ungemein reich und zugleich ſtupid bigott war, hatte eine Nichte von außerordentlicher Schönheit bei ſich, die er ſo ſorgfältig bewachte, daß es unmöglich war, ſie nur einmal zu ſehen. Denn dieſer alte Vetter ſchloß allemal, wenn er ausgieng, die unterſte Treppenthüre zu, und wenn er zu Hauſe war, gleichfalls. Sie hatte nur ein Mädchen zu ihrer Bedienung, und dieſe bekam allemal bei der Treppe für ſie das Eſſen von einem Diener, der ſolches durch ein Loch hineingeben mußte. Auf dieſe Art war das arme Mädchen eingeſchränkter, als in einem Kloſter.

Luzindo hatte große Luſt, dieſes Mädchen aus ihrer Einſamkeit zu erlöſen. Er gieng daher eines Tages zu dieſem ſeinem alten Anverwandten, um

sich bei ihm um einige die Erbschaft betreffende Umstände zu befragen. Als er von dem Alten Bescheid in dieser Sache erhalten hatte, so lenkte er die Rede auf gottseelige Gegenstände, er sprach von der Kraft des Gebetes und von dem Vergnügen eines heiligen Lebens mit so viel Feuer und Nachdruck, daß der Alte ihn schon für einen halben Heiligen hielt, und Gott für dessen Herzensänderung herzlich dankte. Dieser Rath hatte die Freiheit, sich einer eigenen Kapelle und Altars zu Anhörung der Messe zu bedienen, er bat daher den Luzindo, den morgenden Tag Messe bei ihm zu lesen. Dieser ließ eine so gute Gelegenheit, bei welcher er die schöne Nichte des Alten zu sehen bekommen konnte, nicht vorbei, wurde aber in seiner Hoffnung sehr betrogen, weil sie in einer Kappe die Messe hörete.

Er stellte sich bei Lesung derselben sehr heilig an, und als er sahe, daß er den Alten durch seine frommen Grimassen ganz für sich eingenommen habe, zweifelte er nicht länger an dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmung. Nach geendigtem Gottesdienst blieb Luzindo noch lange auf seinen Knien vor dem Altar liegen, als ob er in Gebet, Betrachtung und Danksagung versunken wäre. Der Alte ließ ihn hierauf durch seine Magd auf eine Tasse Chocolate zu sich bitten. Wie Luzindo eine so schöne Gelegenheit sah, so wollte er sie auch nicht gerne ungenutzt vorbeistreichen lassen, er sagte dahero zu der Magd: „Meine Schwester, ich befehle euch an Gott

tes Statt, eurer Gebieterin ganz alleine zu ſagen, daß der Herr in der conſecrirten Hoſtie mir etwas offenbaret, das ihrer Seelen Wohlfurth betriffe, dahero ſie mir Gelegenheit an die Hand geben ſolle, mit ihr ohne Vorbewußt ihres Oukels zu ſprechen, und durch einige Zeilen ihre Meinung hierüber zu eröffnen. Dieſe legt das erſtemal, wenn ich wiederkomme, in den Kelch.“ Dieſe Worte brachte er mit einem ſolchen freundlichen und zugleich heiligen Weſen vor, daß das arme Geſchöpf in dem feſten Glauben ſtand, Gott ſelbſt rede durch Luzindos Mund mit ihr.

Als er hierauf zu dem Alten kam, äußerte dieſer den Wunſch, daß, wenn er täglich in ſeiner Kapelle Meſſe leſen wollte, es ihm ſehr angenehm ſeyn würde, nur müſſe er befürchten, daß es ihm allzuſchwer fallen würde, alle Morgen ſo weit nüchtern zu gehen. Der ſchlaue Luzindo entgegnete mit gen Himmel gehobenen Augen hierauf: „Wenn unſre Leiber in den Gräbern ruhen werden, ſo werden ſie ſtets faſten und unſre Seelen das herrliche Anſchauen Gottes genießen. Damit wir nun die wenige Zeit in dieſem Jammerthale am beſten anwenden, ſo müſſen wir beten und faſten, wodurch wir allein die drei Todtfeinde unſrer Seele überwinden können. Durch dieſes aſcetiſche, frömmelnde Gewäſch machte er ſich vollends des Alten Herz ganz zu eigen.

Hierauf empfahl er ſich dem Alten, und kam gleich zu mir gelaufen, mir von allem Nachricht zu geben. Ich billigte ſeine Unternehmungen, gab ihm aber auch zugleich den guten Rath, weil er noch nicht Beichte hören durfte, ſich dieſes Recht zu verſchaffen, indem ich ihm die großen Vortheile, die er dadurch erreichen konnte, zeigte. Dieſen guten Rath befolgte er, und er hat mir, als er hernach den Nutzen deſſelben einſah, nicht genug dafür danken können. Als den folgenden Tag Luzindo wieder Meſſe bei ihm las, ging auch der Alte, mit ſeiner Nichte und Magd zugleich bei ihm zur Beichte. Der Erſtere war mit ſo viel Gewiſſensſcrupeln geplagt, daß eine gute Stunde Zeit dazu gehörte, ſie ihm aufzulöſen. Die Nichte beichtete hierauf gleichfalls, aber mit verdecktem Angeſichte, Luzindo ſah aus ihren Bekenntniſſen, daß die Schönheit ihres Charakters der ihres Körpers, von der man ſo viel Rühmens gemacht hatte, gleich kommen müſſe. Dies veranlaßte ihn bis jetzt, die Geſetze der Beſcheidenheit nicht zu überſchreiten. Er legte ihr daher eine kurze Pönitenz auf, und entließ ſie. Endlich kam die Magd, welche ſo kniete, daß ſie dem alten Herrn den Rücken kehrte, welcher eben in tiefen Gedanken war, und durch dieſe Wendung zog ſie einen Brief hervor, den ſie dem Luzindo übergab. Alle Sünden, der ſie ſich beim Luzindo anklagte, waren lauter ausgeſtoßene Flüche und Verwünſchungen des Alten, der ſie ſo unrechtmäßigerweiſe mit ihrer Gebietherin einge-

ſchloſſen hielt. Sie hoffte aber, daß der Alte, durch Luzindo's Zureden, bald andres Sinnes wer den würde, denn den Abend zuvor habe er in der Ermahnung, die er an ſie allemahl gewöhnlich hätte, ihnen befohlen, Gott für die Wohlthat, daß er ihnen in dem Luzindo einen ſo frommen und heiligen Mann geſchickt hätte, inbrünſtig zu danken. Luzindo verſprach der Magd, ſich ihrer Gefangenſchaft zu erinnern und auf Mittel, ſie aus derſelben zu bringen, bedacht zu ſeyn, wenn ſie nur alles verſchwiegen hielte. Dieſes verſicherte ſie ihm hierauf mit dem Zeichen des Creutzes, und gieng ſeelenvergnügt von dem Luzindo weg, welcher kaum noch Zeit hatte, ihr zu ſagen, daß ſie die Antwort darauf morgen in dem Keiche finden ſollte. Er las hierauf die Meſſe mit der größten Gemüthsruhe, und als er der Nichte hierauf die Hoſtie reichte, die ſie mit entblößtem Geſicht annehmen mußte, ſahe er, daß das Gerücht von ihrer Schönheit noch zu wenig geſagt hatte, und von dieſer Stunde an beſchloß er ihren Untergang.

Er endigte die Meſſe mit großer Mühe, und wünſchte dem Alten wohl zwanzigmal den Tod. Das Feuer, daß die ſchöne Nichte in ihm angefacht hatte, machte, daß er den alten Rath mit aller ſeiner Andacht zu tauſend Teufeln wünſchte, weil ihm dieſe an den Genuß der ſchönen Nichte hinderte. Er ſchlug hierauf die Einladung des Alten, mit ihm zu ſpeiſen, ab, weil er nach dem Inhalt des Briefes

sehr begierig war. Der Vorwand, daß er heute Gott zu Ehren fasten wolle, gefiel dem Alten so, daß er ihn unzähligemal umarmte und ihn den andern Tag dringend zu sich zu Gaste bat, damit er desto länger seine Gesellschaft genießen, und sich mit ihm von geistlichen Dingen unterreden könnte.

Als er nach Hause kam, öffnete er sogleich den Brief, und las folgendes:

Ehrwürdiger Vater!

Weil Ihr Euch durch Euer tugendhaftes Betragen bei meinem Vetter in große Hochachtung gesetzt habt, so hoffe ich ehestens Gelegenheit zu finden, um das, was Euch meinetwegen vom Himmel offenbaret worden, zu erfahren. Ihr werdet mich Euch unendlich verpflichten, wenn Ihr mich mit dieser Offenbarung, durch einen Brief, den Ihr in den Kelch legen könnet, bekannt machet. Ich halte mein Mädchen für glücklicher, weil sie Euch bei der Chocolate bedienet. Ihr seyd morgen bei meinem Vetter zu Tische, ich aber bin niemals dabei, wenn eine fremde Person zugegen ist. Dennoch will ich nahe um Euch seyn, um eure fürtreflichen Reden mit anzuhören, denn diese gefallen ungemein

Eurer gehorsamen Antonie.

Luzindo, der aus diesem Briefe die Unschuld und Einfalt des guten Mädchens ersahe, wankte

nach

noch zwischen Wollen und Nichtwollen. Sobald er aber mich deswegen befragte, war das Unglück des armen Mädchens so gut als entschieden. Ich stellte ihm vor, daß er durch sein Außenbleiben die Achtung des Alten verlieren würde, es wäre vielmehr besser, durch eine fortgesetzte verstellte Heuigkeit und Andacht den Alten mit seiner Nichte zu blenden, damit er desto leichter sein Vorhaben bewerkstelligen könnte, und unterdessen sie mit einer Erscheinung oder Offenbarung zu unterhalten. Was das übrige betrefe, so wollte ich ihm schon aus allem herausheilfen. Es wurde nun beschlossen, folgenden Brief an die Antonia zu schreiben:

Geliebteste Schwester in Christo!

Ein göttlicher Befehl läßt Euch durch mich erinnern, Euch vor einer bevorstehenden Gefahr zu hüten, welcher ihr nicht anders, als durch Hilfe des Allmächtigen, und seines unwürdigen Werkzeuges, Luzindo, entgehen werdet.

Dieser Brief schien uns zu unserm Vorhaben recht weislich abgefaßt zu seyn; das übrige überließen wir dem Glücke. Den andern Tag las Luzindo hierauf, wie gewöhnlich, in des Alten Kapelle Messe, und ließ bei dieser Gelegenheit obigen Brief in dem Kelche liegen. Er gieng hierauf mit dem Alten in ein nicht weit entferntes Zimmer, um dort bei einer Tasse Chocolate ihre gottseligen Unterredungen fortzusetzen. Hinter des Luzindo

Stuhl, war ein kleines Fenster, durch welches der Alte alles sehen konnte, was seine Nichte in ihrem Zimmer machte. An diesem lauschte das unerfahrne Mädchen damals, um alle Unterredungen mit anzuhören, wie sie nachher dem Luzindo gestand.

Der Alte erzählte ihm hierauf den Zustand seines jetzigen Lebens und Gewissens mit folgenden Worten, auf welche der schlaue Pater hernach seinen ganzen Plan gründete: „Ich will euch mit der Erzählung meiner Jugendsünden, die so schlimm, als man sie sich nur einbilden kann, gewesen sind, nicht aufhalten. Ich habe aber zur göttlichen Barmherzigkeit so viel Vertrauen, daß ich versichert bin, sie sind mir alle vergeben. Wie ich eure Muhme geheirathet hatte, so stellete sie mir die Thorheiten und Eitelkeiten dieser Welt öfters vor, wie sie denn eine gute und andächtige Christin war, die bei mir immer in gutem Andenken bleiben wird. Mir träumte viele Nächte, ja, ich glaube, ich habe es selbst gesehen, daß mir eine Person in weißen Kleidern in meiner Kammer erschien, die sich mit mir über das künftige Leben unterhalten, und mich erinnerte, ein eingezogenes Leben zu führen. Diese Erscheinung und das Absterben meiner Frau sind die Gründe, die mich bewegen, in dieser Lebensart zu verharren, und daß ich meine ordentlichen Geschäfte bei Seite setze, weil ich sie für meine Gewissensruhe und Seelenwohlfarth allzugefährlich befinde.

Mein vor einigen Wochen verſtorbener Beichtvater iſt allein Schuld, daß ich mein Leben nicht in einem Kloſter, oder einer Einſiedelei zubringe, weil er mir die Erziehung und Verſorgung meiner Nichte als die wichtigſte Obliegenheit empfahl, die ich noch auf dieſer Welt zu beobachten hätte. Ich wollte ſie als Nonne einkleiden laſſen, allein ſie ſchien zu dieſer Lebensart nicht die größte Luſt zu haben und hänget leider nur zu ſehr noch an dem Zeitlichen. Weil ſie mir immer in allen Stücken gehorſam geweſen iſt, ſo hoffe ich, daß ſie mir auch darinne Folge leiſten wird, daß ſie den Don Pedro, welchem ich ſie verſprochen habe, ehelichen wird. Mit 3000 Piſtolen, die ich ihr mitgebe, kann ſie das beſte Leben von der Welt führen. Mein übriges Vermögen vermache ich dem Franziſkanerkloſter, welches mich dafür meiner verſtorbenen Frau an die Seite legen, und für uns beide täglich Seelenmeſſen leſen ſoll. Sobald ich meine Nichte nun verſorgt weiß, bin ich entſchloſſen, mich von der Welt ganz lo zuſagen, und ein gottſeeliges Leben zu führen. Weil ich euch für einen von Gott erleuchteten Mann halte, ſo bitte ich euch, mit eurem Rathe meinem ſchwachen Verſtande zu Hülfe zu kommen und mir aufrichtig zu ſagen, ob ihr mein Vorhaben billiget, oder nicht.

Als der ſchwatzhafte Alte ausgeredet hatte, ſchwieg der ſchlaue Pater eine kleine Weile ſtille, ſchlug die Augen nieder, und ſagte mit frommer

Miene endlich folgendes: Ich bewundere Gottes unbegreifliche Geheimniſſe! Wie vielerlei Wege hat er nicht, um uns arme, elende Creaturen zu erleuchten! Euer frommes Vorhaben kann ich nicht genug loben, allein der Himmel fängt niemals durch ſeine Offenbarungen ſich zu erklären an, ohne ſeine heiligen Abſichten dadurch zu Ende zu bringen. Ich halte daher fürs beſte, ihr bewerkſtelliget nicht eher euren Vorſatz, bis euch eine abermalige Offenbarung von dem Wollen oder Nichtwollen des Himmels überzeugt hat. Deswegen will ich, ſo gering ich bin, fleißig faſten und Gott bitten, euch durch ſeine Erſcheinung ſeinen heiligen Willen zu offenbaren.

Der alte Gonſalvo, der ein großes Vertrauen zu des Luzindo Frömmigkeit hatte, fand ſein Urtheil ſo verſtändig, daß er ſich auf eine neue Erſcheinung gefaßt machte. Donna Antonia war ſo lange die Mahlzeit dauerte, hinter dem kleinen Fenſter, und hörte dieſe ganze Unterredung aufmerkſam mit an. Als mir Luzindo zu Hauſe den ganzen Verlauf ſeiner Liſt erzählte, ſo machte ich ihm mit Recht die größte Hoffnung, daß in kurzem ſeine Wünſche in die ſchönſte Erfüllung gehen würden.

Einige Zeit darauf beſchloß der fromme Gonſalvo wiederum zu beichten, wobei denn ſeine Nichte mit ihrem Mädchen auch ſeyn mußte, und hier

hoffte Luzindo wieder etwas Neues zu lesen oder zu hören, worinn er sich auch nicht irrete. Der Alte machte wieder zuerst den Anfang und erkundigte sich bey dem Vater, wie er sich bei einer neuen Erscheinung zu verhalten hätte. Ihr müßt, erwiederte Luzindo, erst das anhören, was die Erscheinung von euch verlangt, und dann ist es eure Schuldigkeit, euch dem göttlichen Ausspruch in allem gehorsam zu unterwerfen. Hierauf beichtete die schöne Nichte, die ihm ihre große Unruhe, in welche sie durch die letzte Unterredung die sie am Fenster mit angehöret hatte, insbesondre durch den Schluß, den ihr Onkel gefaßt hatte, zu erkennen gab. Sie setzte hinzu, daß sie dieß alles in einem weitläuftigen Briefe aus einander gesetzt hätte, damit ihre allzulange Beichte dem Onkel keinen Verdacht bringen möchte, auf diesen wünschte sie baldige Antwort zu erhalten. Luzindo wünschte auch aus eben dieser Ursache keinen allzulangen Aufenthalt, und sagte ihr daher nur kürzlich, sie sollte nur sich bis auf morgen gedulden, und ihm sodann den Schlüssel vom Hause und von der Treppe in Wachs abgedrückt geben, worauf er denn alles weitere über sich nehmen wolle. Diesen Rath versprach sie mit dem größten Vergnügen zu befolgen, worauf ihr Luzindo die Absolution ertheilte. Die Magd beichtete zuletzt, und übergab ihm den Brief. Der Beichtvater sagte ihr, sie solle nur gutes Muthes seyn, und der Antonia versichern, daß er sie die andre Nacht sprechen, und ihr alsdann den besten Rath,

den sie bei ihren Umständen nöthig hätte, geben wolle. Ihr Glück wolle er ebenfalls machen, wenn sie nur seine Vorschläge befolgen wolle. Dieses machte dem guten Mädchen viel Vergnügen, sie versprach ihm in allem zu folgen, und auch ihre Gebietherin dazu zu bereden.

Als er zu Hause kam, erbrach er den Brief, welcher folgendes enthielt:

Mein Vater!

Die kurze und geheimnißvolle Schreibart Eures Briefs macht mich sehr unruhig; besonders hat dieses die Unterredung mit meinem Onkel bewürket. Ich hasse den Don Pedro, und nie werde ich ihm den Genuß meines Körpers und Vermögens einräumen. Ich weiß auch mit völliger Gewißheit, daß niemand als Ihr meines Onkels Entschluß zu ändern vermögend ist, Ihr werdet mich daher Euch außerordentlich verbindlich machen, wenn Ihr den Gonsalvo hierinn zum Gegentheil beredet. Ich erwarte Eure Antwort mit der größten Begierde.

Eure Antonia.

Luzindo besann sich nicht lange, und antwortete folgendermaßen darauf:

Liebe Antonia!

Gott und Luzindo werden Euch von Eurer Unruhe befreien, wenn Ihr Euch der Offenbarung ge-

mäß bezeiget, welche der letztere von dem erstern hat. Die Schlüssel werden morgen fertig seyn, wodurch ich in Euer Zimmer verkleidet kommen werde. Haltet Euch mit Eurem Mädchen bereit, so wollen wir mit Eurem Vetter, doch ohne sein Wissen und Willen, Euer Glück, zu unser aller Vergnügen, zu befördern anfangen.

Mein Freund las den andern Tag wieder Messe in des Alten Kapelle, und fand unter dem Meßbuche den in Wachs abgedrückten Schlüssel. Nach geendigter Messe legte er den Brief in den Kelch, und machte sich, unter dem Vorwand bei dem Alten, sogleich fort, daß er etwas wichtiges zu verrichten habe. Und was konnte für den Schlauen Wichtigeres seyn, als die Schlüssel machen zu lassen? Durch diese Ausflucht wurde er den Alten los, der eben wieder von der Erscheinung zu reden anfangen wollte.

Er ließ sogleich die Schlüssel verfertigen, und nach ihrem Empfang wartete er mit der größten Begierde auf die Nacht. Donna Antonia mit ihrem Mädchen waren nicht weniger nach dem Genuß derjenigen unschuldigen Ergötzung begierig, die ihr von dem Luzindo versprochen worden war. Endlich kam die Stunde. Mein Freund gieng nach behutsamer Verkleidung getrost in des alten Gonsalvo Haus. Er schloß die Thüren auf, und gieng sogleich in der Antonie Zimmer, welche ihn in einem reizenden Ne-

gliger voller Sehnsucht erwartete. Als Luzindo von ihr gehört hatte, daß der Alte schliefe, so machte er Anstalt, ihn aufzuwecken. Antonie erschrak nicht wenig, und glaubte, daß alles Verrätherei wäre, und der Pater nun käme, um die ganze Sache ihrem Onkel zu entdecken. Sie warf sich ihm daher zu Füssen, und bat ihn, den Alten ja nicht aufzuwecken. Denn wenn dieser, setzte das arme Schlachtopfer hinzu, erfährt, daß ihr durch meine Hülfe hereingekommen seyd, so bringt er mich um, oder jagt mich wenigstens mit Schimpf und Schande aus dem Hause. Liebe Antonia, versetzte Luzindo, ihr thut mir großes Unrecht, wenn ihr von mir einen so falschen Verdacht habt. Ich bin aus keiner andern Absicht hergekommen, als um euch Gefälligkeiten zu erweisen. Ihr habt ohne Zweifel meine Unterredung mit eurem Vetter mit angehöret, und wie derselbe, Kraft meines Gebetes eine Erscheinung erwartet. Durch diese Erscheinung, die nicht mein Gebet, wohl aber mein Körper bewürken wird, sollt ihr völlige Gebietherin eures Willens, und noch dazu Erbin von eures Onkels Vermögen werden. Er wird mir auch alsdann die Sorge für dieses Haus überlassen, und sein übriges Leben in der Einsamkeit zubringen. Antonia antwortete voller Freuden darauf: Alle Gefälligkeiten, die ihr von mir verlangen könnet, werden der nimmermehr beikommen, zu der ihr mir jetzt Hoffnung machet. Wenn ihr sie völlig in Erfüllung bringen werdet, so will ich

euch durch strengen Gehorsam gegen eure Befehle zeigen, daß ich euch in keinem Stücke etwas abschlagen werde.

Luzindo machte, nachdem er die Lichter ausgelöscht hatte, das Fenster, das in des Alten Schlafzimmer gieng, auf, und rufte dreimal mit singender Stimme: Gonsalvo, Gonsalvo, Gonsalvo! Der Alte rief: Hier bin ich, Herr! worauf die Erscheinung fortfuhr: Gott hat das Gebet seines Dieners Luzindo erhöret, und ich bin hierhergekommen, euch zu melden, daß ihr ihm in allem folgen müßt, wenn ihr seelig werden wollet. Von nun an will ich durch seinen Mund mit euch reden. Widersprecht ihm in keinem einzigen Stücke, denn die Boten Gottes können nichts sagen, als wozu sie von Gott Befehl haben. Betet, fastet und verlasset die Welt.

Hierauf machte er das Fenster zu. Antonie wunderte sich über diese listige Erfindung, und glaubte dadurch bald die völlige Freiheit und ihres Onkels Vermögen zu bekommen. Luzindo machte hierauf die nöthigen Anstalten, damit die Erscheinung nicht verrathen würde, und weil er es nicht für dienlich erachtete, gleich diese erste Nacht der schönen Antonie seine Anträge zu thun, so wollte er sich wieder nach Hause begeben. Der Antonie Mädchen nahm ihn aber bei der Hand und sagte: So geschwinde lassen wir euch nicht fort, ihr seyd

der Erlöser zweier gefangenen Sklavinnen, ihr müßt uns die Ehre eurer Gegenwart noch einige Stunden gönnen und mit uns eine kleine Collation zu euch nehmen. Als Donna Antonia ihn gleichfalls bat, noch eine Weile zu warten, so ließ er sich nicht länger nöthigen. Nunmehr vergaß er ganz des ersten Vorsatzes, und war nur darauf bedacht, das zu genießen, was ihm so viel List und Mühe gemacht hatte. Er gab der Antonia zu verstehen, daß alles, was er gethan, zu keinem andern Endzwecke geschehen sey, als zu dem Glücke zu gelangen, welchem er bereits ziemlich nahe war. Was wollte das gute Mädchen machen? Sie gab ihm die Gewährung seiner Wünsche durch ein tiefes Stillschweigen mit verschämtem Blick zu erkennen, weil sie sah, daß sie ihm nicht widerstehen konnte. Denn sie fürchtete sich vor ihrem Onkel, und glaubte auch, ihrem Versprechen, das sie doch in aller Unschuld gethan hatte, nachleben zu müssen. Die Unschuld fiel, Luzindo'n sagte ein schwellender Busen und feuriger Kuß, was für ein Glück er zu genießen hätte, und er genoß es auch, wie er mir nachher gestand, in seiner ganzen Größe.

Nachdem Luzindo genug in des schönen Mädchens Reizen geschwelgt hatte, entfernte er sich früh um fünf Uhr von ihr, mit dem Versprechen, die folgende Nacht wieder zu kommen; zuvor hatte er sie in allem unterrichtet, damit ihr Handel nicht

entdeckt würde. Die verführte Antonie legte sich nun nieder, dachte aber, statt des Schlafens, an ihr Unglück, wie sie ihre Freiheit und ihres Vetters Vermögen, durch eine so theure Aufopferung, habe erkaufen müssen. Ihr ganzer Trost bestand in der Hoffnung, daß sie Luzindo heirathen würde, welcher dem guten Mädchen weiß gemacht hatte, daß er kein Priester wäre, und dieses alles nur deswegen gethan habe, damit er Gelegenheit finden möchte, sie zu sehen und ihr sein Herz anzubieten, welches sie auch für in der That gegründet hielt.

Luzindo kam nach Hause und schlief bis neun Uhr ruhig, und nun mußte er wieder bei dem alten Rath Messe lesen und Beichte hören. Antonie mußte mit ihrem Mädchen, ob sie gleich die vorige Nacht nicht in der besten Vorbereitung zugebracht hatten, dennoch das Sacrament empfangen, um dem Alten keine Gelegenheit zum Argwohn zu geben. Luzindo sagte dem alten Gonsalvo in der Beichte mit einer frommen Miene, daß er von seinem Schutzengel erfahren habe, wie der Geist mit ihm geredet. Gonsalvo antwortete unter vielen Thränen, daß sich die Sache wirklich so verhielte, er erzählte, wie ihm die Erscheinung bedeutet, daß er beten, fasten und die Welt verlassen solle, wenn er anders seelig werden wollte; ingleichen, daß sie ihm befohlen, Luzindo's Befehlen in allem zu gehorchen. Er achte sich also für verbunden, seine

Sachen in Ordnung zu bringen, und des morgenden Tages die Einsamkeit zu erwählen. Die größte Schwierigkeit, schloß der betrogene Alte, wäre nur diese, wie er es mit seiner Nichte halten sollte. Er bäte ihn daher angelegentlich, ihm seine Meinung hierüber zu eröffnen.

Mein Rath, den ich euch gebe, entgegnete Luzindo, ist dieser, daß ihr heute Gott von Herzen anrufet, daß er euch durch eine nochmalige Offenbarung belehren wolle, wie ihr es mit eurer Nichte sowohl, als auch mit eurem zeitlichen Vermögen und irdischen Gütern halten sollet. Denn ich, setzte er vorsichtig hinzu, bin ein armer, sündiger Mensch, der leicht irren kann, und deswegen, euch einen Vorschlag zu thun, nicht unterfangen darf. Der Alte fand in des Paters Antwort so viel Demuth, daß er sich ihm nicht zu widersprechen unterstand, da ihm die Erscheinung zumal befohlen hatte, Luzindo's Vorschlägen in allem zu gehorchen. Daher er auch nach geendigter Beichte Gott von ganzem Herzen um eine neue Erscheinung anruste.

Nun kam die Nichte an die Reihe, welche wegen der vergangenen Scenen sich so schämte, daß sie kein Wort reden konnte. Luzindo fragte sie, wie sie die Zeit über, da er nicht bei ihr gewesen wäre, gelebt habe? Ich habe stets an euch, ehr-

würdiger Vater, gedacht, war die Antwort, in der süßen Hoffnung, daß ihr euer Versprechen halten werdet. Luzindo versicherte das betrogene Mädchen, daß er sie bis an ihren Tod nicht verlassen würde. Diese Antwort machte sie so vergnügt, daß sie ganz bezaubert ihm die Hand drückte und mit den zärtlichsten Worten Abschied von ihm nahm.

Der Antonie Mädchen beichtete wie gewöhnlich zuletzt, und war so verwirrt, daß sie statt der Beichte ihm gestand, sie habe die ganze Nacht, seit er weggegangen wäre, kein Auge zuthun können. Sie hoffe an dem Vergnügen, das ihre Gebieterin vorige Nacht durch ihn genossen hatte, künftigen Abend auch Theil zu nehmen, weil sie sonst noch morgen aus dem Hause laufen müsse. Die Einfalt dieses Mädchens machte den Luzindo befürchten, daß durch sie der ganze Handel entdeckt werden könnte, daher sparete er keine Ueberredungskünste, und versprach ihr den künftigen Abend gleiche Ergötzung zu verschaffen. Hierauf stund sie voller Freuden, ohne die Absolution zu erwarten, auf, und Luzindo hielt die Messe, wo er denn dem Alten und dessen Familie das Sacrament reichte. Der Alte bereitete sich auf die Erscheinung mit strengem Fasten vor, und bat Gott, er möchte ihm doch in der folgenden Nacht seinen Willen wegen seiner Nichte und seines Vermögens offenbaren.

Abends um neun Uhr begab sich Luzindo in der vorigen Verkleidung wieder zur Donna Antonia, und traf derselben Mädchen auf der Treppe an, die ihn also anredete: Ich weiß, mein Herr! daß, wenn ihr einmal bei meiner Donna seyn werdet, meine Person bei euch ganz in Vergessenheit gerathen wird, daher bitte ich euch, mir das, was ihr mir versprochen habt, zu halten, und ich lasse euch nicht ehe von mir weg, bis ihr eure Zusage erfüllet. Weil Luzindo befürchtete, der Alte möchte bei langem Verweigern es hören, so sahe er sich genöthiget, dem Mädchen zu willfahren; er hat mir nachher versichert, daß das Vergnügen, was er bei dieser fleischigten Dirne genossen, jenes bei der Antonia beinahe übertroffen hätte. Ob er gleich das Mädchen bat, solches vor der Antonie geheim zu halten, so konnte sie es doch, noch voll von dem genossenen Vergnügen, so wenig verschweigen, daß, als sie mit dem Luzindo zur Antonie ins Zimmer kam, sie voller Enthusiasmus ausrufte: Dies ist in der That ein wackerer Herr, Donna! und wenn ihr meine Sinnesart habt, so werdet ihr den seltnen Vogel nicht so bald entschlüpfen lassen.

Luzindo gestand nun der Antonie die Gründe, die ihn so zu handeln bewogen hatten; er bewies ihr, daß es höchst nöthig wäre, es mit dem Mädchen nicht zu verderben, weil diese sie sonst alle beide unglücklich machen könnte, welches sich auch

Antonie ganz wohl gefallen ließ. Sie brachten, in dem höchsten Wollusttaumel, die Nacht bis früh um zwei Uhr mit einander zu, worauf Luzindo die Lichter auslöschte, und den betrogenen Alten also anredete:

Gonsalvo! Gonsalvo! Dieser lag gleich damals auf den Knien und betete; als er die Stimme vernahm, antwortete er voller Andacht: Himmlische Erscheinung und Bote Gottes, erlaube mir, daß ich unwürdiges Geschöpf reden darf. Der Geist antwortete aber hierauf: Gott befiehlt euch durch mich, daß ihr morgen euer Testament machen, und euer Vermögen, ja sogar eure Nichte selbst dem Luzindo überlassen sollt. Seine große Demuth wird ihn zwar verleiten, solches auszuschlagen; aber saget ihm nur, daß es Gottes Wille sey, der euch durch ihn offenbaret worden wäre. Erwählet sodann die Einsamkeit, und seyd versichert, daß ihr Gottes Angesicht alsdann sehen werdet. Bleibet fest bei eurem Vorsatz und höret die Weltkinder nicht, die nichts, um euch zu verführen, unversucht lassen werden.

Hier endigte sich die Prophezeiung des Geistes, welcher hierauf das Fenster wieder zumachte. Der Alte hatte unterdessen lauter gottseelige Gedanken, sein Herz war voller Freuden, weil ihm die Erscheinung verheißen hatte, aus der Einsamkeit geradezu in den Himmel zu fahren. Die Freude der Anto-

nie war so groß, daß sie mit ihrem Mädchen die ganze Nacht durch von nichts, als von ihrem großen Glücke sprach. Weil sie alle beide unschuldige und unerfahrne Geschöpfe waren, so konnten sie sich anfangs nicht einbilden, das Luzindo nur aus Verstellung, wollüstigem Naturtrieb und Eigennutz dieses alles nur thue. Sie fanden sich aber späterhin sehr betrogen, wie dieses der Erfolg bald beweisen wird.

Sobald es Tag worden war, gieng der Alte, nachdem er sein Testament gemacht hatte, zu dem Luzindo, den er darinn, nach dem göttlichen Ausspruche alles vermacht hatte. Er fiel vor ihm auf die Knie nieder, und redete ihn also an: „Mein werther Freund! ich komme auf göttlichen Befehl hierher, um euch mein gemachtes Testament zu übergeben, und euch zu bitten, mein Vermögen, meine Nichte und alles, was ich habe, anzunehmen, weil ich nunmehr die verderbte Welt zu meiden, und mein Leben in einer gottgefälligen Einsamkeit zuzubringen, entschlossen bin. Als Gonsalvo sah, daß Luzindo Miene, sich zu entschuldigen, machen wollte, fuhr er also fort: „Ich habe durch göttliche Offenbarung vernommen, daß ihr, diese Sorge zu tragen, euch weigern würdet, allein sie gab mir auch Befehl, euch zu verkündigen, daß es Gottes Wille sey. Wenn dieses sich so verhält, antwortete Luzindo, so bin ich schuldig, Gottes heiligem Willen zu gehorsamen.

Der

Der Alte übergab ihm sodann die Schlüssel des Hauses, bat ihn um seinen priesterlichen Seegen, nahm auf ewig von ihm Abschied, und begab sich auf ein entlegenes Gebürge, um dort in der Stille seine Tage zuzubringen.

Luzindo gieng hierauf zu der Antonie, um sie von dem glücklichen Erfolge seiner gebrauchten List zu benachrichtigen. Er übergab ihr die Schlüssel des Hauses und alles vorhandene Geld, war aber innerlich überzeugt, daß sie dies alles nicht lange behalten würde. Er gab ihr hierauf seinen getreuen Diener, nicht sowohl zur Aufwartung, als vielmehr zur Aufsicht, um durch ihn alle ihre Handlungen beobachten zu können. Er gab ihr zu verstehen, daß es wohlgethan seyn würde, wenn man nach wie vor die Thüre zuhielte, damit man den Nachbarn zeigen könne, daß man nach wie zuvor lebe, er wolle ihr aber künftig schon mehrere Freiheit verschaffen. Er würde ihr seinen Diener zu ihrer Aufwartung geben, und er selbst werde sie allemal vor dem Abendessen besuchen. Antonie genehmigte alles, was ihr geliebter Luzindo wollte. Die Freude ihres Mädchens war am größten, die nun durch die bereits erlangte Freiheit mit dem Marino, des Luzindo Bedienten, sehr bekannt wurde. Dieser abgerichtete Menich vergaß nicht, das arme Mädchen mit vielerlei Ergötzlichkeiten zu belustigen, und dieses betrieb er mit solchem Eifer, daß, ehe noch

Luzindo wieder kam, sie wie Mann und Frau mit einander lebten.

Die liebetrunkene Antonie empfing den Luzindo, als er wieder kam, mit den heißesten, liebevollesten Umarmungen, dieser aber, der sich nun schon an ihren Reizen zur Genüge gesättiget hatte, sann auf Anschläge, wie er sie auf die beste Art los werden könne. Dieses verursachte in seinem Betragen eine solche Kälte, daß die Antonie sie sogleich gewahr ward, und er hatte alle mögliche Mühe anzuwenden, der Antonie dieses auszureden, und sich mit einer kleinen Unpäßlichkeit zu entschuldigen. Dieses dauerte die zwei Wochen über, da er noch bei ihr war, fort. Endlich wurde er der Verstellung überdrüßig, und beschloß durch den Tod sich das arme Schlachtopfer vom Halse zu schaffen. Er entdeckte dies Vorhaben seinem Diener, der in allem seinem Herrn blinden Gehorsam leistete, und also auch in diesem Stücke ihm nicht zuwider war. Als sich nun Luzindo mit der Antonie, und Marino mit ihrem Mädchen niedergelegt hatten, erwürgten sie beide, unter den wollüstigen Umarmungen, in ihrem Bette, und versenkten die Körper vermittelst großer angehängter Steine in einem Brunnen. Hierauf durchsuchten sie das ganze Haus, und fanden 4000 Pistolen, die sie nebst andern Kostbarkeiten zu sich nahmen, und dann das Haus verschlossen.

Mein Freund Luzindo erzählte mir den ganzen Verlauf der Sache, worauf wir beschlossen, den Marino, des Luzindo Bedienten, damit kein Augenzeuge von seinen Schandthaten übrig bliebe, ebenfalls umzubringen. Etliche Dolchstiche versetzten ihn bald in die elysäischen Gefilde, und brachten ihn zu ewigem Stillschweigen. Ueberdieses gab ich ihm noch den guten Rath, den folgenden Tag an des Alten Thüre zu gehen, wie er sonst gethan hatte, und nach seiner Art anzuklopfen, und nachdem er etwas gewartet, des Gonsalvo Nachbarn zu fragen, ob sie nicht wüsten, warum die Thüre zu wäre. Er befolgte dieses, und als ihm niemand Bescheid hierinne geben konnte, nahm er die Gerichten zu Hülfe, um das Haus durchzusuchen. Man fand die Thüren verschlossen und Koffer und Schränke offen, aber nichts, woraus man muthmaßen konnte, daß die Antonie mit ihrem Mädchen nach Gonsalvo's Abschied dieses alles zu sich genommen und mit Jemanden davon gegangen wäre. Man gab in des Vize Roi's Namen Befehl, sie in Verhaft zu nehmen, wo man sie träfe, aber jener tiefe Brunnen hatte sie vor allem Nachspähen in traurigen Schutz genommen. Auf diese Art wurde Luzindo Herr von dem Hause und allen Gütern des Gonsalvo, welcher, wie die ersten Christen es machten, auf den Bergen bei den wilden Thieren starb.

Ich und mein Freund Luzindo befanden uns nach dieser Geschichte noch in völliger Freiheit, und

sannen, durch den ersten glücklichen Versuch kühn gemacht, noch feinere und listigere Streiche zu unternehmen. Ob ihn gleich sein Vater durch seinen Tod zu einem Herrn von 1500 Pistolen gemacht hatte, so wurde er doch durch die obige Unternehmung ein Herr von sechstausenden, und konnte daher wichtigere Pläne ausführen. Ich rieth ihm, von diesem Gelde 2000 Pistolen auf Allmosen und Liebeswerke zu verwenden, wodurch er bekannter, und in seinen Unternehmungen glücklicher werden würde. Luzindo übergab diese Summe dem Erzbischof, welcher durch diese seine verstellte Demuth so von ihm eingenommen wurde, daß er ihn zur Beichnung eines so verdienstvollen Werks zum Domherrn in der Cathedralkirche machte. Hierdurch bekam er noch mehr Gelegenheit, einen vollkommnen Heuchler zu spielen, und Frauenzimmer jedes Standes zu seiner Wollust zu gebrauchen.

Der Ruf von diesem Liebeswerke und des Luzindo neue Würde machte uns mit Personen aus allen Ständen bald bekannt. Als Luzindo alle diese Damen sondirt hatte, machte er sich endlich an eine junge Dame, eine Tochter des Marquis d'Oro, die ihn mit ihrer Mutter einmal besuchte. Ob dieses Frauenzimmer gleich mehrere Freiheit als die Juvonte hatte, so schien meinem Freunde doch dies Mädchen weit schwerer zu verführen seyn, als die Erstere, theils wegen ihrer hohen Geburt, theils

der vielen Bedienten halber, die immer im Hauſe um ſie waren.

Er befragte ſich deswegen bei mir, und bat mich, einige Mittel auszuſinnen, die ihm ſein Vorhaben in Kurzem anzufangen und zu vollenden helfen ſollten. Wir betrachteten die Sache auf allen Seiten, und beſchloſſen, ſie auf folgende Art anzugreifen.

Dieſe junge Dame, deren äuſſerliche Reize die der Antonie beinahe übertrafen, liebte den Don Joſeph, den älteſten Sohn des Baron Cenarſchens, welcher wegen ſeines Anſehens und groſſen Vermögens in vielem Anſehen ſtand. Der Marquis, ihr Vater, mißbilligte, aus irgend einer Grille, dieſe Wahl einer Tochter, dieſe aber hatte die Mutter auf der Seite. Don Joſeph beſuchte den Luzindo, und gratulirte ihm zu ſeiner neuen Würde. Ich antwortete ihm im Namen meines Freundes, daß wir uns ſehr erfreuen würden, wenn wir ihm zu einer glücklichen Verbindung der Donna Flora (ſo hieß die Dame) auch Glück wünſchen könnten. Wenn ich jemanden von ſolchem Anſehen, wie den Luzindo, auf der Seite hätte, erwiederte Don Joſeph, welcher gleich Feuer fieng, ſo würde ich mein Glück bei dieſer Dame machen können. Luzindo erwiederte, wenn er ihm mit ſeiner wenigen Geſchicklichkeit hierin dienen könnte, ſo würde er es ſehr gern thun. Das erſte, fuhr er fort, das ich fürs

Wichtigste bei der ganzen Sache halte, ist, daß ihr an die Donna Flora schreibt, damit sie ihrer Mutter sagen möge, wie ich euch meine Dienste angeboten, und den Marquis zu eurer Heirath zu überreden suchen würde. Schreibt ihr zugleich, daß ich mit ihnen morgen die Sache weitläuftiger verabreden wollte.

Don Joseph schrieb dieses sogleich seiner Angebeteten, und diese wies den Brief sogleich ihrer Mutter, die darüber sehr vergnügt war, indem sie glaubte, daß zu diesem Unternehmen keiner auf der Welt geschickter wäre, als Luzindo, da der Marquis besonders, seiner Heiligkeit wegen, große Stücke auf ihn hielt. Luzindo erschien den andern Abend mit einer andächtigen und erzheuchlerischen Miene bei den Damen, und gab ihnen den Rath, daß kein andres Mittel, zum Zwecke zu gelangen, als dieses wäre, daß sie ihn auf einige Wochen zu sich laden, und ihm ein Zimmer, neben der Donna Flora ihrem, einräumen sollten. Alsdann wollte er den Marquis dahin bewegen, ein Loch in die Wand machen zu lassen, um einen Schrank mit Porcellain hineinzusetzen, von welchem er bekanntermaaßen ein großer Liebhaber wäre. Um dieses desto eher dahin zu bringen, wolle er, wenn er eine Nacht da geschlafen, den Marquis mit einem auserlesenen Aufsatz von Porcellain beschenken, so schön, als er ihn nur bekommen könnte.

Die Dame und ihre Tochter fanden den Einfall ſo ſinnreich, daß ſie ihn ſogleich genehmigten, weil ſie glaubten, daß ſie den Don Joſeph hierdurch am leichteſten zu ſehen bekommen würden. Luzindo entfernte ſich hierauf, und die Dame unterließ nicht, ihrem Gemahl anzuliegen, daß er dieſen heiligen Mann auf etliche Wochen zu ſich bitten möge. Der Marquis mißbilligte dieſen Vorſchlag ganz und gar nicht, ſondern ſchätzte dieſes vielmehr ſeinem Hauſe für eine ſonderbare Ehre. Er gieng ſogleich den andern Tag zu ihm, und erlangte ſeine Bitte, nach vielem Weigern von Luzindo's Seite, endlich. Sie ſetzten ſich zuſammen in die Caroſſe, und als ſie anlangten, führte ihn der Marquis ſogleich zu den Damen, in der Einbildung, wunder was für einen großen Heiligen er ihnen vorſtellte.

Die Marquiſe war hierüber ſehr vergnügt, und die ſchöne Flora ſah den Luzindo als den Urheber und Vollender ihres Glücks an. Das Zimmer neben der Flora ihrem ward Luzindo zu ſeiner Bequemlichkeit eingeräumet. Er beſtellte bei dem Tiſcher ſogleich einen Porcellainſchrank, welcher gedoppelt ſeyn mußte, ſo, daß man auf beiden Seiten das Porcellain aufſetzen und die eine Hälfte verſchließen konnte, wobei er ihm auf das ſchärfſte verbot, jemanden etwas zu ſagen. Luzindo kaufte hierauf einen vortreflichen Porcellanaufſatz und machte dem Marquis ein Geſchenk damit, welches er in

der Absicht annahm, um ihm ein weit größeres dagegen zu machen. Als man über Tische speisete, so kam die Marquisinn auf das Porcellain zu reden, und bewies mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß man es nirgends besser anbringen könnte, als wenn man in des Luzindo Zimmer ein Loch in die Mauer machte, wohin man das Porcellainschränkgen setzen könnte. Der Marquis war gleicher Meinung, und Luzindo sagte, daß in solchen Sachen niemand geschickter als sein Tischer wäre. Er ließ hierauf, als der Marquis früh ausgieng, mit dessen Gemahlin die ganze Sache in Ordnung bringen, und als es der Marquis den nehmlichen Tag noch beiah, mußte er gestehen, daß dieses Porcellain nicht besser hätte angebracht werden können. Niemand argwohnte unterdessen, daß Luzindo zu dem Schranke auch einen Schlüssel besitze.

Luzindo hatte noch diesen Abend Gelegenheit, mit der Donna Flora allein zu sprechen, und nachdem sie ihm alle nöthige Verschwiegenheit versprochen hatte, entdeckte er ihr, wie er den Porcellainschrank also habe machen lassen, daß man ihn öffnen und aus einem Zimmer ins andre kommen könnte. Er gab ihr auch den Schlüssel dazu, und bat sie nochmals, die Sache sehr geheim zu halten. Er versprach ihr noch darneben, daß Don Joseph alle Abende bei ihr bleiben sollte, und würden sich endlich Zeichen seines nächtlichen Verweilens an

ihr fänden, ſo wolle er ihrem Vater die Nothwendigkeit vorſtellen, daß er ſeine Tochter dem Joſeph augenblicklich zur Ehe geben müſſe, ehe die Welt ſchreiende Zeugen ihrer gegenſeitigen Liebe zu ſehen bekäme.

Donna Flora wunderte ſich über dieſen Antrag ſehr, jedoch aus Antrieb der Liebe ließ ſie ſich verführen, von dem heuchleriſchen Luzindo den Schlüſſel anzunehmen, und nach angelobter Verſchwiegenheit überließ ſie ſich ſeiner klugen Vorſorge ganz. Sie ſagte ihm aber auch, daß ihr Mädchen mit ihr in eben demſelben Zimmer ſchliefe, und befürchtete, daß, wenn ihr Don Joſeph käme, dieſe alles mit anſehen und anhören würde. Wenn dem ſo iſt, erwiederte Luzindo, ſo müßt ihr ſie auf eure Seite bringen, und ihr das ganze Geheimniß entdecken. Alsdann ſchickt ſie des Nachts in mein Zimmer, und dann laßt mich für das übrige ſorgen, ihr werdet ſehen, daß alles gut ablaufen wird. Donna Flora willigte in alles, um nur dadurch ihren geliebten Don Joſeph zu ſehen, und als ſie ſich derſelben Treue verſichert hatte, ſchickte ſie ſie des Mitternachts in Luzindo's Zimmer. Luzindo, der die Ueberredungskunſt in hohem Grade beſaß, wußte dies Mädchen durch gute Worte und Geſchenke in den ganzen Plan zu ziehen. Sie mußte ihm verſprechen, ihrer Gebietherin weiß zu machen, daß ſie den Don Joſeph in ihr Zimmer führen, und ſich unterdeß in des Luzindo ſeines begeben wolle, damit ſie die

Freuden der Liebe deſto ungeſtörter genießen könnten, jedoch müßten ſie ſich hüten, allzulaut zu werden, damit die daneben ſchlafenden Bedienten nichts gewahr würden.

Luzindo beſuchte hierauf den Don Joſeph, und verſprach ihm baldige Gelegenheit, mit der Flora zu ſprechen, er ſollte aber nicht eher an ſie ſchreiben, ſetzte er klüglich hinzu, als bis er von ihm hören würde, daß es Zeit wäre. Der liebetrunkene Don Joſeph bedankte ſich hierauf für ſeinen guten Rath, und verſprach, ohne ſeinen Willen nichts zu thun, erzählte ihm auch treuherzig alles, was zwiſchen ihm und der Flora unterdeſſen vorgegangen ſey.

Luzindo kehrte wieder in das Haus des Marquis zurück, und unterhielt ſich mit ihm den ganzen Tag von geiſtlichen Sachen. Die Nacht kam endlich zum großen Vergnügen meines Freundes und der Donna Flora heran, welche ſich mit ihrem Geliebten unter den ſüßeſten Umarmungen ergötzen wollte. Zur Mitternacht kam die Magd in des Luzindo Zimmer nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zur glücklichſten Schäferſtunde in der lauſchenden Flora Schlafgemach, ſie ſelbſt blieb in meines Freundes Zimmer zurück. Donna Flora, die ihren Joſeph bei ſich zu haben glaubte, ließ ſichs gefallen, daß ſeine Hände beredter als ſein Mund ſprachen, und ſie der wärmſten Liebe verſicherten. Doch

ſagte er noch leiſe zu ihr, daß er ihrentwegen viel erduldet, und daß kein anderes Mittel, als dieſes, ihn zu dem gewünſchten Endzweck hätte bringen können. Er umarmte das liebeſiecke Mädchen hierauf, drückte tauſend Küſſe auf ihren ſchwellenden Buſen, und die Unſchuld fiel. Ob ſie ſich gleich anfangs ſeinem Willen widerſetzte, ſo ließ ſie ihn doch endlich zum gewünſchten Zwecke gelangen, weil ſie befürchtete, daß Luzindo und ihr Mädchen durch ferneres Weigern die ganze Sache entdecken könnten. Als ſie nun endlich ziemlich lange bei einander geweſen waren, befürchtete Donna Flora einige Gefahr, und bat ihren vermeinten Joſeph, ſich von ihr zu entfernen. Dieſer verließ ſie, durch ihr Zureden bewogt, endlich, und verſicherte ſie beim Abſchied ſeiner beſtändigen Liebe und Treue.

Er ſahe indeſſen wohl ein, daß, wenn er in ſeinem Vorhaben ferner glücklich ſeyn wolle, er es mit vieler Liſt anfangen müſſe, weil ihm Don Joſeph die größte Hinderniß leicht in den Weg legen könnte. Er kam den andern Morgen darauf nach Hauſe, und fragte mich, wie er ſich bei einer ſolchen Lage der Sache zu verhalten hätte; wo wir denn, nach reifer Ueberlegung aller Umſtände, beſchloſſen, einen Kerl mit Gelde zu beſtechen, den Don Joſeph noch denſelben Tag zum ewigen Stillſchweigen zu bringen. Dieſer Mörder hielt auch Wort, und als wir zu Abend

speiseten, brachte uns einer von des Marquis Bedienten die Nachricht, daß man den Don Joseph mit vielen Dolchstichen ermordet gefunden habe.

Man merkte es der unglücklichen Flora sogleich an, was diese Nachricht in ihrem Herzen für Unruhe machte. Sie gieng sogleich in ihr Zimmer, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, und es hatte diese Schreckenspost ihr in ihrem Gemüthe so viel Unordnung gemacht, daß man sie bald da auf todt fand. Ich will mich mit weitläuftiger Erzählung der bei der Donna Flora Aeltern entstandnen Betrübniß nicht länger aufhalten, sondern nur noch erzählen, daß Luzindo der Flora Mädchen zu sich kommen ließ, um sie zu belehren, wie sie sich hierbei verhalten sollte. Er befahl ihr vor allen Dingen, den Schlüssel, den er ihr verstorbenen Gebietherin gegeben hätte, zu sich zu nehmen, nach dem Leichenbegängnisse solle sie von der Marquisinn ihren Abschied fordern, und alsdann zu ihm kommen, wo er sie dann zur Besitzerin seiner ganzen Vermögens machen wolle. Sie dürfte aber niemanden das geringste sagen, wie sie willens wäre, zu ihm zu ziehen, bis alles vergessen wäre, auch müsse sie, wenn sie das erstemal zu ihm käme, die Zeit so einrichten, daß es bei Nacht geschähe.

Das leichtgläubige Mädchen befolgte alles, was ihr Luzindo befohlen hatte, in der Hoffnung, durch

ihn ihr Glück zu machen. Luzindo entfernte ſich, nach genommenem Abſchiede, nach zehn Tagen von dem Marquis und ſeiner Gemahlin. Die Magd that desgleichen, und kam noch ſelbige Nacht zu ihrem neuen Herrn. Wir hatten uns ſchon in voraus verabredet, wie wir es mit dieſer neuen Magd halten wollten, weil dieſe die einzige war, die das Geheimniß verrathen konnte. Als ſie in das Haus kam, ſo gieng ſie unverzüglich in Luzindo's Zimmer, ohne daß es jemand gewahr wurde. Er that, als wenn er ſie umarmen wollte, ſtieß ihr aber ehe ſie ſichs verſahe, einen Dolch in den Buſen, daß ſie auf der Stelle ſtarb. Und als die Bedienten von uns weggeſchickt worden waren, ſchmiſſen wir den Körper in ein Loch, wo wir ganz ſicher waren, daß es niemand entdecken würde.

Luzindo war über den glücklichen Ausgang der beiden vorhergehenden Begebenheiten ſo ſtolz geworden, daß er ſich zu den wichtigſten Unternehmungen für geſchickt hielt. Er ſahe aber wohl ein, daß ſeine geiſtliche Kleidung ihm überall im Wege ſtehen würde, daher nahm er ſich vor, unter dem Namen Don Diego de Noche als Kavalier verkleidet eine Reiſe nach Madrit zu thun.

Um ſein Vorhaben deſto leichter zu verbergen, und ſich ſeiner jährlichen Einkünfte von ſeinen Gü-

tern und von seiner geistlichen Würde zu versichern, machte er allerwegens bekannt, daß er eine Reise zu unserer lieben Frauen nach Loretto thun wollte. Deswegen gieng er auch zu dem Erzbischof, um sich bei ihm zu befragen, und von ihm die Erlaubniß, auf ein Jahr auszubleiben, zu erhalten. Der Erzbischof wollte ihn in seinen gottseeligen Gesinnungen nicht stören, und gab ihm auf die verlangte Zeit die Freiheit. Hierauf versahe sich Luzindo mit alle dem, was ein Kavalier in einer solchen Stadt, wie Madrit, nöthig hatte. Er nahm eine gute Baarschaft, nebst andern Kostbarkeiten, mit sich, und gab mir Anweisung, daß ich im nöthigen Falle ihm Wechsel nachschicken solle. Seine Koffers ließ er durch die Fuhrleute von Darocca mitnehmen, und befahl denselben, sie niemanden zu überliefern, der nicht sein Petschaft vorweisen könnte. Er selbst gieng als Pilger gekleidet zur Stadt hinaus, und hatte einen einzigen Diener zum Gefährten. Er reisete zwölf Meilen zu Fuße, alsdann wartete eine Chaise auf ihn, die ihn bis in die Residenzstadt brachte. Zu Darocca schickte er einen Diener mit seinem Petschir zu den Fuhrleuten, die dann seine Sachen richtig überlieferten. Hier warf er seine Pilgramskleider weg, und nahm die Gestalt eines Kavaliers an. Hierauf langte er, ohne einige Abentheuer, glücklich zu Madrit an. Er nahm den andern Tag sogleich vier Diener an, die er in köstliche Livorei kleidete, und mit welchen er bei Hofe erschien. Weil er jung und wohlgebildet

war, und auch sich fein zu betragen wußte, gerieth er gar bald mit den Hofleuten, die ihn für einen ausländischen Herrn hielten, in genaue Bekanntschaft. Hierzu kam noch, daß er sich mit Fleiß bemühete, übel Spanisch zu sprechen, welches zu seinem Vorhaben höchst nöthig war. Er ward bald mit dem Don Miguel Mendez, einem Hofkavalier, sehr bekannt; dieser schätzte ihn wegen seines Verstandes und guten Betragens sehr hoch, so, daß er ihm die Ehre zu erweisen bat, mit ihm bei seiner Familie zu Mittage zu speisen. Er versicherte ihm, daß seine Mutter ihn mit vielem Vergnügen aufnehmen werde, weil sie es für Verdienst hielte, solchen Herrn, wie er, sich jederzeit gefällig zu bezeigen. Da Lucindo große Lust, bei Hofe in Bekanntschaft zu kommen, hatte, so nahm er dieses Anerbieten mit verbindlichem Danke an, setzte sich in des Don Miguels Karesse, und ließ die seinige mit den vier Bedienten hinter sich nachfahren.

Don Miguel Mendez war aus einer der besten Familien in Madrit, und der Erbe eines großen Vermögens, das aber die jetzt noch nicht in seiner völligen Gewalt war. Indessen bekam er von seiner Mutter so viel Geld, als er nur verlangte. Sie hatte nicht mehr, als diesen Sohn und eine Tochter, die achtzehn Jahr alt war, weil sie mit Personen von großem Range verwandt war, so fehlte es ihr auch nie an Zuspruch von ihnen. Lu-

zindo hatte in seiner Jugend die italiänische Sprache vollkommen erlernt, auch sich mit der Lage dieses Landes so bekannt gemacht, daß er wie ein Eingebohrner hiervon sprechen konnte. Dies taugte recht gut zu seinem Plane, weil er unterwegens dem Don Miguel die Lüge aufheftete, daß er ein italiänischer Edelmann sey, der zu Pisa geboren und erzogen worden wäre.

Sobald sie zu Hause ankamen, führte Don Miguel den fremden Kavalier in sein Zimmer, und ließ seiner Mutter und Schwester melden, daß er einen italiänischen Edelmann zu sich zu Gaste geladen, und daß sie bei ihm warteten, bis man sie zu Tische rufte. Die gute Mutter ließ bei aller Gelegenheit ihre zärtliche Liebe gegen ihren Sohn blikken, und stellte auch deswegen ein kostbares Gastmal an. Don Miguel stellte hierauf den Luzindo seiner Familie als seinen besten Freund vor, und wurde auch von ihnen dafür, mit vielen Höflichkeitsbezeugungen, angenommen. Luzindo sah an den über Tische befindlichen kostbaren Speisen und Getränken, wie auch an dem reichen Silbergeschirr, daß ihn hier das Glück in eins der ersten Häuser zu Madrit gebracht hätte. Noch mehr reizte ihn die vorzügliche Schönheit der Donna Rosa, (so hieß die Tochter), die er denn auch sobald durch List zu genießen beschloß. Um sich nun hierzu vorzubereiten, gab er ihnen nach Tische gesprächsweise seine edle Geburt und Reichthum zu verstehen. Denn

er

er schloß richtig genug, daß man ihn befragen würde, warum er sein Vaterland verlassen und nach Madrit gekommen wäre. Seine Vermuthung traf auch pünktlich ein. Donna Clara, (so hieß die Mutter) fragte ihn, wie sie zu dem Glücke gekommen wären, hier in Madrits Mauern seine Bekanntschaft zu machen. Unser Kavalier antwortete mit vieler Bescheidenheit folgendes:

„Donna! ich habe diese Reise unternommen, um die Welt zu sehen, und mir zugleich einen Ort zu erwählen, wo ich mein Leben am vergnügtesten zubringen könnte, da mir zumal der Aufenthalt in meinem Vaterlande untersagt ist, weil ich das Unglück gehabt habe, einen vornehmen Edelmann im Duelle umzubringen. Was meine Geburt betrifft, so werdet ihr die Gütigkeit haben, auf ihre Entdeckung nicht weiter zu dringen, weil ich einen Eid gethan habe, dieses niemand, als der Dame, die mein Glück in der Welt machen wird, zu entdecken.“ Dieses brachte er alles mit so viel Bescheidenheit vor, daß Donna Clara mit ihrem Sohne Bedenken trugen, in ihn weiter zu dringen, und sich einbildeten, er wäre ein italiänischer Prinz, der incognito reisen wollte. Don Miguel führte hierauf unsern Luzindo in sein Zimmer, und bot ihm solches zu seiner Bequemlichkeit an, mit dem Versprechen, daß er Zeit seines Aufenthalts zu Madrit,

nach aller Möglichkeit, so gut als er selbst, bedient werden sollte.

Luzindo schlug dieses anfänglich mit vieler Höflichkeit ab, als Don Miguel aber immer mehr in ihn drang, that er, als ob er von dessen Freundschaft gezwungen es annehmen müste. Don Miguel führte hierauf den verkappten Diego in die vornehmsten Gesellschaften, und machte ihn mit den meisten Standespersonen bekannt. Durch sein zuvorkommendes Wesen und lustigen Umgang machte er sich bei diesen so beliebt, daß er in ihren Familien sehr gut bekannt wurde, wo er denn öfters Gelegenheit hatte, sich bei vielen Damen in Gunst und Achtung zu setzen. Allein für diesemal beschloß Diego, bloß den Sieg über die Donna Rosa davon zu tragen, obgleich dieses vielen Schwierigkeiten unterworfen war.

Er unterließ indessen nicht, von allen seinen Handlungen in seinen Briefen mir die genaueste Rechenschaft abzulegen, und bat mich, so viel Geld, als ich auf seine Güter bekommen könnte, aufzunehmen und durch Wechsel zu übermachen. Ich befolgte seinen Willen, und übermachte ihn nach wenig Tagen 12000 Pistolen. Er befahl mir auch noch, die innere Adresse an einen Prinzen von Tyrol zu richten, die äußerste aber bloß an den Don Diego de Noche. Dieses alles richtete ich seinem Verlangen gemäß aus.

Er erhielt auch zu eben der Zeit, als er mit dem Don Miguel und deſſen Mutter und Schweſter in Geſellſchaft war, die von mir an ihn übermachten Wechſelbriefe. Er ſtellte ſich hierauf gegen den Don Miguel an, als ob er die Banquiers, bei denen er die Wechſel heben ſollte, nicht kennete, und bat ihn, die kleine Summe in ſeinem Namen von ihnen zu heben. Hierdurch wurde Don Miguel in ſeiner Meinung ſehr beſtärkt, und glaubte, daß er ohnfehlbar aus fürſtlichem Stande ſeyn müſſe, weil keine Privatperſon dergleichen wichtige Poſten zu heben pflege.

Don Miguel ſtand, um dieſes auszurichten, auf, und unſer Kavalier lief ihm nach, als ob er ihm noch etwas zu ſagen hätte, vergaß aber in dieſer verübten Eilfertigkeit ſeinen Brief, und ließ ihn auf dem Tiſche liegen. Die Dame war begierig, deſſen Inhalt zu wiſſen, nahm ihn daher weg, und las folgende Ueberſchrift darin: Durchlauchtigſter Fürſt! Indeſſen kam Luzindo wieder zurück, und ſie ward daher genöthiget, ihn wieder an ſeinen vorigen Ort zu legen. Er ließ, als er den Brief ſahe, zum Schein einige Verwirrung ſpüren, ſetzte ſich wieder nieder und ſteckte ihn ein. Donna Clara war ſehr erfreut, daß ſie durch dieſen Zufall des Diego Stand entdeckt hätte, und offenbarte in dem Uebermaße ihrer Freude dieſes ihren Kindern, die hierdurch gegen meinen Freund verdoppelten, ſich aber doch nichts merken

ließen, daß ihnen sein hoher Stand bekannt wäre. Donna Rosa, das eitle Mädchen, wurde hierdurch dem Luzindo viel gewogner, und ließ dieses in ihren Reden und Handlungen mehr als zuvor merken. Hierdurch wurde Luzindo beherzter, der Rosa in Gegenwart ihrer Mutter und Bruders verbindliche Schmeicheleien zu sagen, denn diese schätzten es für ein großes Glück, daß Rosa eines Prinzen Gewogenheit besäße. Donna Clara entfernte sich sogar mit ihrem Sohne, um ihre Tochter mit dem Prinzen allein zu lassen, und ihnen zu einem vertrautern Umgange Gelegenheit zu geben. Luzindo benutzte auch diesen Umstand sehr glücklich und gestand der schönen Rosa, daß er, von ihren Reizen überwunden und eingenommen, sein Herz zu ihren Füßen lege, und daß es bloß von ihr abhänge, durch ewige Verbindung ihn zum glücklichsten aller Menschen zu machen.

„Edler Prinz von Tyrol, antwortete die treuherzige Rosa, ein glücklicher Zufall hat uns eure hohe Geburt bekannt gemacht. Schon zuvor, ehe wir dies wußten, waren wir von euren fürtreflichen Eigenschaften ganz eingenommen. Euer liebenswürdiges Betragen hat mein Herz überwunden, und ich sehe euer Anerbieten für die größte Ehre in der Welt an. Allein meine Schuldigkeit gegen meine gute Mutter verbindet mich, ihr diesen großmüthigen Antrag zuvor zu sagen. Uebrigens versprecht ich euch meiner Mutter Einwilligung in vor-

aus, von mir werdet ihr schon versichert seyn, daß ich mich derselben nicht im geringsten widersetzen werde."

Donna Clara unterbrach diese Unterredung zu nicht geringem Verdrusse unsers neuen Paars. Der Prinz entfernte sich hierauf von den Damen, um ihnen zu weiterer Ueberlegung Zeit zu lassen, und gieng mit dem Don Miguel in den Prado spazieren. Unterdessen eröffnete Donna Rosa den Antrag des Prinzen ihrer Mutter, und diese war hierüber so erfreut, daß sie ihrer Tochter den Rath gab, sie sollte, wenn der Prinz nach dem Abendessen seinen Antrag nochmahls wiederholen würde, ihn sogleich beim Worte halten, und sich noch denselben Tag mit ihm vermählen, weil er vielleicht wieder zurücktreten könnte.

Hierauf entdeckte der Prinz dem Don Miguel selbst im Vertrauen, daß man durch einen von ihm unvorsichtiger Weise liegen gelassenen Briefe seinen wahren Stand entdeckt habe, und dadurch das erfahren, was er so gerne hätte heimlich halten wollen. Er gestand ihm auch, daß er aus großer Liebe gegen seine reizende Schwester dieselbe zu heirathen gesonnen sey, worauf sich Don Miguel in den höflichsten Ausdrücken für die Ehre, die er seiner Familie dadurch erwiese, bedankte. Noch diese Nacht also wurde der verkappte Prinz von Tyrol mit der schönen Rosa vermählt. Donna Clara, die ihre

Liebe gegen ihre Tochter recht sehen lassen wollte, machte ihr ein Geschenk von 20000 Pistolen, sowohl an Silber als Juwelen, und versprach, ihre heimlich vollzogne Heirath nicht eher zu entdecken, als bis der Prinz es selber wollte, und seine ausländischen Güter verkauft hätte, um damit seine Renten nach Spanien zu ziehen.

Als nun Luzindo seit einigen Wochen mit der Rosa verehlicht war, so folgte bei ihm auf den häufigen Genuß sogleich Ueberdruß und Ekel. Er war des liebenswürdigen Weibes schon so satt, daß er täglich auf Mittel und Wege dachte, ihrer los zu werden, und sich nur ihres Geldes zu versichern, um seinem Schaden, den er sich durch vielen Aufwand gemacht hatte, dadurch wieder beizukommen. Um hierin desto eher seine Absicht zu erreichen, gab er sein und der Rosa Geld gewissen Kaufleuten, und nahm dafür Wechselbriefe an die Banquiers zu Bajonne in Frankreich. Hierauf machte er einst im vertraulichen Zirkel der Familie bekannt, daß er aus Liebe zu seiner Rosa eine Reise unerkannt nach Italien thun müsse, um dort seine Güter zu verkaufen, und das Geld dafür nach Spanien zu ziehen. Seine geliebte Gemahlin solle ihn auf der Reise begleiten, weil er ohne sie keinen Tag leben könnte. Und wenn Don Miguel einen Reisegesellschafter von ihm abgeben wolle, so würde er dadurch die Welt zu sehen bekommen, und sich durch deren Kenntniß zu einen vollkommnern Hofmann bilden.

Donna Clara willigte in die Reise ihrer Tochter ein, aber ihren geliebten Don Miguel, als den einzigen Erben ihres Vermögens, von sich zu lassen, war ihr nicht möglich. Sie schlug dahero den letztern Antrag dem Luzindo ab. Der Abschied der Rosa von ihrer Mutter geschah unter häufiger Thränenvergießung, sie ließen sich aus geheimer Ahndung durch nichts trösten, obgleich der Prinz in Zeit von acht Monaten wieder zu kommen versprach.

In drei Tagen reiseten sie nach Bajonne ab, wohin die Rosa eine einzige Kammerfrau, ihm aber alle seine Bedienten begleiteten. Hier gab er auch diesen unter dem Vorwand den Abschied, daß er nunmehr französische Bedienten brauche, die der Landessprache kundig wären. Hierauf nahm er von den Banquiers auf das Geld, das er bei ihnen zu fordern hatte, neue Wechselbriefe. Und weil er nun sahe, daß er seine Gemalin, ohne Gefahr entdeckt zu werden, nicht wieder zurückschicken könnte, so beschloß er, sie, nach seiner gewöhnlichen Art, umzubringen, ob ihm dieses gleich in einem fremden Orte und Lande etwas gefährlich schien. Er durchstach ihr daher des Nachts, als sie unbesorgt in seinen Armen schlummerte, mit einer großen Nadel das Herz, so daß man weder eine Wunde, noch eine andre Art eines gewaltsamen Todes spüren konnte. Nach ihrem Begräbnisse verkaufte er seine Chaise und Pferde, und fuhr mit fremder Gelegenheit wie-

der nach Saragossa, wo er auch des Nachts mit seinem Bedienten und Kutscher glücklich anlangte.

Weil er mir von allen seinen Handeln Nachricht gegeben, mir auch den Tag seiner Rückkunft geschrieben hatte, so machte ich zu seinem Empfange alle möglichen Anstalten. Bei dem Abendessen überlegten wir die Gefahr, in der sich Luzindo befand. Wir befürchteten, sein Bedienter oder Kutscher möchten die Sache entdecken; wir gaben daher unsern Mördern, deren wir immer eine ziemliche Anzahl in Sold hatten, Befehl, sie aus dem Wege zu räumen, welches diese auch glücklich verrichteten.

Luzindo war nun in völliger Sicherheit, und kaum hatte man in der Stadt die Nachricht von seiner Ankunft bekommen, so wurde er von allen Vornehmen der Stadt, sogar von dem Erzbischof selbst besuchet. Wenn man ihn fragte, warum er so zeitig wiedergekommen wäre, so antwortete er, daß er anfangs die Reise zu Lande hätte thun wollen, nachher hätte er aber sein Vorhaben geändert, und wäre über Barcellona zu Schiffe nach Neapolis gereiset, wo er so krank geworden wäre, daß er nicht im Stande gewesen, seine Reise fortzusetzen. Dieses glaubte jedermann, wie ein Evangelium. Reicher als vorher verwechselte er nun die Cavalierskleider wieder mit denen eines Canonici zu Saragossa, in welchen er auch sein Leben, nach tausend ärgerlichen Streichen, beschloß.

Beichte einer Nonne,

dem Pater Antonio Gavin gethan,

und von ihm ſelbſt erzählt.

Ehe ich dieſe Beichte erzähle, ſo halte ich es nicht für unnöthig, die Gewohnheit, die die Nonnen beobachten, und den Ort, wo ſie beichten, zu beſchreiben. In ihren Geſetzen ſind gewiſſe Tage beſtimmt, an denen ſie insgeſamt, von der Aebtiſſin an bis zur niedrigſten Kloſtermagd, zu beichten verbunden ſind. Sie haben einen Beichtvater, welcher noch einen Pater zum Gehülfen hat, und deren Zimmer ſtößt gleich an das Kloſter, wo ſich ein Gitter befindet, daß in einen Gang des Kloſters geht. Dieſer Beichtvater iſt der Nonnen Seelſorger, und muß alle Tage Meſſe leſen, Beichte ſitzen, die Sacramente austheilen und die Kranken beſuchen. In der Kirche ſind verſchiedene enge Kabinets mit kleinen Gittern, die aus der Kirche

in das Kloſter gehen. Und hier höret man den Nonnen durchs Gitter Beichte. Sie laſſen alle Feyrage wohl 11 bis 12 Beichtväter kommen, weil ſonſt der vierte Theil nicht beichten könnte, da wohl in manchem ſpaniſchen Kloſter hundert und zehn Nonnen, ſelten aber unter vierzig ſind. Der ordentliche Beichtvater hat mit den jungen Nonnen wenig zu thun, weil dieſe gemeiniglich bei einem fremden beichten, deſto mehr machen ihm die alten zu ſchaffen, die faſt von dem Gitter nicht wegkommen. Sie bemühen ihn alle Tage um der geringſügigſten und nichtswürdigſten Dinge willen, und halten ihn viele Stunden auf, in welchen ſie ihm nichts weiter ſagen, als wie vielmal ſie etwa in der Küche gehuſtet, wie viel ſie Fliegen getödtet, wie öfters ſie ſich über ihre kleine Spanferkel und Hündchen erzürnt haben, und was dergleichen Lappalien mehr ſind.

Sie verrichten dieſe andächtigen Werke aus keiner andern Urſache, als weil ſie nichts zu thun haben; denn es kommt niemand zu ihnen, und bekümmert ſich auch niemand um ſie. Daher pflegen ſie immer an der Thüre des Geſprächſaals Schildwache zu ſtehen, um den jungen Nonnen, die an dem Gitter ſich mit ihren Liebhabern unterreden, Nachricht zu geben, wenn die Aebtiſſin kommt. Ich komme nun zu der Lebensart der jungen Nonnen in den Klöſtern. Viele vornehme Leute ſchikken ihre Töchter ſchon in dem fünften, ſiebenten

und achten Jahre hin, und lassen sie unter der Anführung ihrer Freunde und Bekannten bis ins funfzehende Jahr erziehn. Ihre Aufseherinnen geben auf sie genau acht, damit sie binnen dieser Zeit nicht an das Gitter gehen, noch sich mit jungen Leuten unterreden dürfen, damit bei ihnen keine Liebe zur Welt entstehen könne. Sie dürfen niemand als ihre nahen Anverwandten sprechen, und wenn dies sie geschiehet, so ist doch das lauschende Ange ihrer Aufseherinnen beständig auf ihre Mienen und Reden aufmerksam. Man begegnet ihnen indessen mit aller möglichen Liebe und Freundlichkeit, und weil diese unschuldigen Geschöpfe sich einbilden, daß dieses immer so seyn werde, so kommt ihnen dies Gefängniß ganz gut vor. In dem funfzehnten Jahre, welches in allen Ordensregeln festgesetzt ist, ziehen sie die Nonnenkleidung an, und beginnen ihr Noviciat. Dieses ist die Probe, ob sie alle Casteiungen, Fasten und Disciplin auszuhalten vermögend sind, ingleichen, ob sie die Horas abwarten, den Gehorsam, die Armuth, die Keuschheit und allerlei Busübungen zu ertragen im Stande sind.

Indessen pflegen die Aebtissinn und die andern Nonnen ihnen das Noviciat gemeiniglich sehr leicht zu machen, und sie mit den härtesten Pflichten zu verschonen, damit sie das Klosterleben etwa nicht überdrüßig werden möchten, und Lust, dasselbe zu verlassen, bekämen. Und hierinne handelt man in

der That höchſt unrecht. Denn durch dieſe Verfahrungsart betrügt man die jungen Mädchen aufs ſchändlichſte, die, ſo bald ſie ihr ewiges Gelübde gethan haben, daſſelbe ſogleich zu bereuen anfangen. Sie thun dieſe Gelübde, ſobald ihr Noviciat zu Ende gegangen iſt, und ſchwören alsdann eine ewige Keuſchheit, Gehorſam und Armuth, und daß ſie nie das Kloſter verlaſſen wollen. Haben ſie dieſes gethan, ſo erfahren ſie erſt, wie ſchwer dieſes alles zu halten iſt. Die eine wird Thürhüterin, die andre muß auf die Perſonen Achtung geben, die zu einer Nonne wollen, eine andre muß kauten, backen, die andre Rechnung über Ausgabe und Einnahme führen, und was dergleichen Geſchäfte mehr ſind. Wenn ſie alle dieſe Dienſte verrichtet haben, ſo ſteht es ihnen frei, an das Gitter zu gehen, und ſich da ſelbſt mit den Pfaffen und Mönchen zu unterhalten, die als Liebhaber ſich hier bei ihren Maitreſſen einfinden.

Bekommen nun dieſe Nonnen allmählich einen Begriff von den Vergnügungen der Welt und den Fleiſchesluſten, und bedenken hierbei, wie ſie ſo liſtig hintergangen worden ſind, ſo können ſie nicht anders, als den Verluſt ihrer Freiheit ſehr ſchmerzlich bedauren, und nur darauf ſinnen, wie ſie durch angeſponnene Liebeshändel ſich für alles dieſes ſchadlos halten können. Ihre Zeit benutzen ſie folgendergeſtalt. Um ſechs Uhr ſtehen ſie auf und gehen zum Gebeth und hernach in die Meſſe, welche um ſieben

Uhr aus ist. Hierauf frühstücken sie, und machen sich hernach in ihren Zellen, oder dem allgemeinen Erholungszimmer (Refectorium) etwas zu thun, bis gegen zehn Uhr, wo sie in die große Messe gehn. Alsdann wandern sie wieder zum Gebet, welches eine Viertelstunde dauert, oder eine halbe, wenn sie die Vesper singen. Um eilf Uhr speisen sie, und nach Tische können sie zwei Stunden ihrer Erholung widmen. Alsdann gehen sie wieder zum Gebet, und hernach sind sie den ganzen Tag frei. Unter der Zeit erwarten sie ihre Liebhaber, oder geistliche Männer, wie sie sie selbst nennen. Nach Verschließung der Thüren nehmen sie von ihnen Abschied und gehen in ihre Zellen, wo sie Briefe an ihre Liebhaber schreiben, und von welchen sie den andern Tag darauf Antwort erhalten. Dieser Briefwechsel unterbleibt keinen Tag, ob sie ihre Liebhaber gleich alle Tage zu sehen und zu sprechen bekommen. Sie sehen dieses als eine angenehme Unterhaltung an, aus der sie in Abwesenheit ihrer geistlichen Liebhaber viel Beruhigung schöpfen. Sie geben einander alle Tage Rechenschaft von dem, was sie seit dem letztern Besuch vorgenommen haben, und es herrscht unter den Nonnen und ihren geistlichen Ehemännern eine größere Eifersucht, als unter Mann und Frau. Ich komme nunmehr auf die Beichte der Nonne selbst, und will sie, wie sie von Wort zu Wort lautete, hersetzen:

Die Nonne. Ehrwürdiger Pater! Weil die Anzahl meiner Sünden so groß iſt, und von so vielerlei Umſtänden begleitet wird, daß ich meinem Gedächtniß nicht trauen darf, ſo habe ich meine Beichte aufgeſchrieben, damit ihr von dem allen, was mein Gewiſſen beunruhiget, vollkommen und auf das genaueſte unterrichtet ſeyn möget, und ich bitte euch gehorſamſt, dieſelbe durchzuleſen.

Der Beichtvater. Ich billige zwar, daß ihr eure Beichte aufgeſchrieben habt, allein ihr müßt dieſelbe auch ſelbſt leſen, ſonſt würde es kein mündliches Bekenntniß ſeyn.

Die Nonne. Weil ihr dieſes, ehrwürdiger Herr! für nöthig haltet, ſo will ich ſolche herzuleſen anfangen. Ich habe es für dienlich gehalten, euch von den Umſtänden meines vergangenen Lebens Nachricht zu ertheilen, damit ihr deſto eher von dem Zuſtande, in welchem ich jetzo in dem Kloſter lebe, und welcher zwar einigermaßen vor den Menſchen, nicht aber vor Gott entſchuldiget werden kann, urtheilen könnet.

Ich bin die einzige Tochter des Garcillaſſo de los Coimbros, welcher mich von Jugend auf in allen den Frauenzimmern anſtändigen Wiſſenſchaften und Künſten, beſonders in der Schreibekunſt, *)

*) Das Frauenzimmer in Spanien ſchreiben können, iſt etwas ſehr ſeltnes.

unterrichten ließ. Ich war noch nicht dreizehn Jahr alt, ſo erklärte mir ein zwar nicht allzureifer, doch ſehr wohlgebildeter Jüngling ſeine Liebe in verſchiedenen Briefen, die er mir durch meinen Lehrer in der Schreibekunſt zuſtellen ließ. Sie waren ſo wohl abgefaßt, daß ich nichts Verbindlicheres, Zärtlicheres und Galanteres geleſen habe. Kurz, da ich Gelegenheit bekam, ihn bei einer meiner Anverwandtinnen näher kennen zu lernen, ſo verbanden wir uns in kurzer Zeit zu einer unzertrennlichen Verbindung auf ewig. Zum größten Unglück kam ein unrecht beſtellter Brief meinem Vater in die Hände, der aus demſelben unſre gegenſeitige Liebe ſogleich erkannte. Er gieng auch ſogleich, ohne ſich mir etwas merken zu laſſen, ſelbſt zu meinen Liebhaber, und redete ihn alſo an:

„Mein Herr! Meine Tochter hat mir euer beider gegenſeitiges Einverſtändniß aus zärtlicher Liebe zu mir entdeckt, und noch hinzugeſetzt, daß ihr ſie ehelichen wolltet. Diese Ehre, die ihr meinem Hauſe anthun wollt, erkenne ich mit dem größten Danke. Weil ſie aber noch ſehr jung iſt, ſo halte ich es nicht für zuträglich, ſie vor dem funfzehnten Jahre auszuſtatten. Ihr werdet mir daher den Gefallen erzeigen, vor der Heirath mit meiner Tochter nicht länger umzugehen, weil dieſes meinen Nachbarn viel Anlaß zu übler Nachrede geben würde. Wenn ihr nun meine Tochter einſt

germaaßen liebet, so werdet ihr, um ihre und meine Person zu schonen, solches diese wenige Zeit über unterlassen. Damit ihr aber auch sehet, wie sehr ich euch liebe und schätze, fuhr mein listiger Vater fort, so will ich euch eine Compagnie von dem königlichen Regimente, das diese Stadt dem Könige hält, verschaffen, und euch den Rath geben, darunter zwei Jahre zu dienen. Alsdann solle ihr mit eurem geliebten Gegenstande vermählt werden.

Mein Liebhaber schätzte sich dieses für ein großes Glück, und empfieng den andern Tag seine Charge, mit dem Befehl, nach Catalonien zu gehen. Ich mußte nun stets zu Hause bleiben, und mein Liebhaber konnte mich weder sehen, noch sprechen, denn mein Vater schützte immer eine Krankheit vor, die mich im Bette zu liegen zwänge. Als dieser die Stadt verlassen hatte, so brachte mir mein Vater die Nachricht, daß er gestorben wäre, ich müßte mich daher nun bequemen, ins Kloster zu gehen. Er brachte mich hierauf selbst in eins, und band der Aebtissin ein, mich mit niemand reden zu lassen, als mir ihm. Er ließ sich auch nichts dauren, mir ein Vergnügen zu machen, bis zu der Zeit, da ich als Nonne eingekleidet wurde. Worauf er mir den wahren Verlauf der ganzen Sache erzählte. Meine Betrübniß war darüber außerordentlich groß, da ich zumal bald erfuhr, daß mein Geliebter in dem ers

sten

ſten Feldzuge in Catalonien wirklich umgekommen wäre.

Ich bekenne, ehrwürdiger Pater, daß ich allen Sünden, die ich ſeit der Zeit habe begehen können, ergeben geweſen bin. Es ſind erſt zehn Monate, daß ich mein Gelübde gethan. Allein weil ich nie den Willen gehabt, mich als eine Braut Gottes der Welt zu entſchlagen, ſo bin ich auch keine rechte Nonne vor Gott, noch die Gelübde meines Standes zu erfüllen ſchuldig. Verſchiedene andre Nonnen ſind eben ſo geſinnt, und ich kenne zehn von meinen vertrauteſten Freundinnen, die meiner Meinung ſind. Jede von uns hat ihren Mönch, und alle Nachmittage unte reden wir uns mit unſern Liebhabern an dem Kloſtergitter. Wir laſſen einander die erhaltenen Liebesbriefe leſen, und erſinnen zur Befriedigung unſrer Lüſte allerlei Ränke.

Der Beichtvater. Bekennet lieber eure eigenen Sünden, und haltet euch nicht ſo lange bei denen eurer Freundinnen auf.

Die Nonne. Ich kann nicht anders. Denn meine Sünden ſind mit den ihrigen ſo genau vereiniget, daß ich ohne dieſe die meinigen nicht beichten kann. Eine von unſerer Geſellſchaft hatte einen Mönch zum Liebhaber, der den ſchönſten Körper von der Welt hatte. Diesen brachten wir

einst glücklich ins Kloster, und genossen zwei und zwanzig Tage seiner in unsern Zellen. Wir kamen die Zeit über selten ans Gitter, und gaben vor, wir wären etwas unpaß. Es nahm indessen niemand an uns Aergerniß, weil uns kein Mensch in solchem Verdacht hatte. Sehr, mein Pater, dies ist die größte Sünde, die ich mit einer Mannsperson begangen habe.

Der Beichtvater. Wie konntet ihr ihn aber ins Kloster bringen, ohne daß es jemand gewahr wurde?

Die Nonne. Es wollte eine aus unsrer Gesellschaft ihre Zelle mit einer Binsendecke überziehen, und ließ daher einen solchen Deckenmacher das Maas nehmen, befahl ihm auch, es aus dem Ganzen zu machen, und wenn es fertig wäre, das Stück in des Küsters Kammer, welcher ein einfältiger Mensch war, zu schaffen. Als nun die Decke dahin gebracht worden war, so schickten wir Abends den Küster in die Stadt, und wir nahmen den Schlüssel zu seiner Kammer zu uns. Der Mönch, der uns die Freuden der Wollust genießen lassen wollte, hatte von seinem Prior die Erlaubniß bekommen, einen Monat auf dem Lande zuzubringen. In diese Decke war er eingewickelt, und wir schafften ihn bald darauf in unsere Kammer, wo wir ihn so gut zu verbergen wußten, daß auch das schärfste Auge seinen Aufenthalt nicht ge-

wahr werden konnte. Weil wir aber glaubten, daß durch die Trager unſer Geheimniß an den Tag kommen könnte, ſo beſtachen wir einige Mörder, dieſelben umzubringen, damit wir ihretwegen nichts zu befürchten hätten. Nach zwei und zwanzig Tagen kräfften wir unſern ziemlich entkräfteten Mönch, vermittelſt eines großen Koffers, in welchen wir ihn einſchloſſen, und wozu er die Schlüſſel, mit welchen er inwendig aufmachen konnte, beſaß, aus dem Kloſter fort. Der Koffer war an eine gute Freundin, mit der wir einverſtanden waren, adreſſirt, und ſo hatten wir auch hierin keine nachtheilige Entdeckung zu befürchten.

Einen Monat darauf flüchteten drei Nonnen aus unſrer Geſellſchaft des Nachts aus dem Kloſter, weil ihre Taille durch den Beſuch jenes Mönches ſehr zugenommen hatte, und dieſes verurſachte in der ganzen Stadt großes Aergerniß. Ich, die ich mich in den nehmlichen Umſtänden fühle, bin dem Beiſpiele meiner Vorgängerinnen zu folgen geſonnen. Denn bliebe ich in dem Kloſter, ſo würde meine Schwangerſchaft bald entdeckt werden, mir würde es mein Leben koſten, und meiner Familie und dem Kloſter würde es zur ewigen Schande gereichen. Wenn ich hingegen gleich jenen die Flucht ergreife, ſo erhalte ich zweier Perſonen Leben, und kann mich ſchon an einen ſo entfernten Ort begeben, daß niemand meinen Aufenthalt entdecken

kann. Da ich auch überzeugt bin, daß ich keine rechte Nonne seyn kann, weil ich die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit, der Armuth und des eingezognen Lebens ohne mein Wissen und Willen gethan habe, so bin ich auch für keine Abtrünnige zu halten, wenn ich das Kloster wieder verlasse. Sollte ich, in demselben zu bleiben, gezwungen werden, so habe ich beschlossen, meinem Untergange und schimpflichem Tode durch ein solches Mittel vorzukommen, das ich zu Beschützung meiner Ehre fürs dienlichste halte. Dieses ist es, ehrwürdiger Pater, was ich euch zu beichten hatte, ich bitte mir hierüber euren guten Rath aus, um aus dieser großen Verlegenheit zu kommen.

Der Beichtvater. Ich finde diese Sache sehr verworren, und ich muß gestehen, daß ich diejenige Erfahrung und Einsicht, die zu Auflösung dieser Gewissensfrage erforderlich ist, nicht besitze. Ihr werdet daher besser thun, wenn ihr euch an einen ältern und einsichtsvollern Beichtvater wendet. Von diesem werdet ihr eher völlige Befriedigung eurer Wünsche und Auflösung eurer Zweifel erhalten.

Die Nonne. Ehrwürdiger Vater, ich gestehe euch frei, daß ich keinem andern Beichtvater mein Herz entdecken werde, und wenn ihr mir nicht saget, wie ich mich hierbei verhalten soll, so

werde ich vor Gott alle Schuld auf euch ſchieben, und alles Widrige, was mir begegnen kann, euch zuſchreiben. Bedenket, daß ihr meine Seele auf eurem Gewiſſen habt.

Der Beichtvater. Meine Unwiſſenheit und Unerfahrenheit werden mich keiner Sünde zeihen. Ich wiederhole die Verſicherung nochmals, daß ich euch hierinne zu helfen nicht im Stande bin.

Die Nonne. Mags auch werden wie es will, wenn ihr mir nicht beiſtehen wollet, ſo will ich jetzt ſo laut, als ich kann, zu ſchreien anfangen, daß ihr mir was Unzüchtiges hättet zumuthen wollen, und dann werdet ihr der Strafe der Inquiſition gewiß nicht entgehen.

Der Beichtvater. Habt Geduld! Vielleicht kann ich ein Mittel, euch zu helfen, ausfindig machen, wenn ich unſre Caſuiſten befrage, und binnen drei Tagen ſollt ihr deshalb Nachricht bekommen.

Die Nonne. Wie könnt ihr dieſe Caſuiſten fragen, ohne mich und das Kloſter in Schimpf und Schande zu bringen.

Der Beichtvater. Laßt mich nur dafür ſorgen; ich verſpreche euch, kommenden Sonntag hierinne erwünſchte Antwort zu bringen.

Die Nonne. Ich werde euch mein ganzes Leben dafür dankbar seyn. Darf ich euch bitten, so kommt lieber den Montag früh, weil ich da ganz allein bin.

Der Beichtvater. Dies kann geschehen. Indessen bedenkt, wie sehr ihr euch durch euer zügelloses Leben vor Gott und Menschen mißfällig macht, und daß die Strafe der Vergehung gleich auf dem Fuße nachfolget.

Ich muß gestehen, daß mir keine Beichte so viel als diese zu schaffen gemacht hat. Ich trug unterdessen den ganzen Fall, jedoch mit Weglassung des Namens der Person, der Moralakademie vor. Und diese beschloß, daß ich sie absolviren solle, wenn sie zuvor eine Kreuzbulle *) gekauft haben würde. Dann solle ich ihr nur für meine Person den Rath, aus dem Kloster zu flüchten, geben, und mir von ihr ein Zeugniß ausstellen lassen, worinn sie gestände, daß der Beichtvater ihr nur für sich den Rath gegeben hätte. Ich gieng den Montag darauf zu dieser Nonne wieder, und richtete alles nach den Vorschriften der Moralakademie so aus. Und in dieser Woche noch wurde ihre nächtliche Flucht aus dem Kloster bekannt.

*) Die Kreuzbulle wurde dem König von Spanien, Philipp dem Fünften von Clemens dem Eilften 1718. für seinen bezeigten Eifer für den katholischen Glauben gegeben. Sie spricht diejenigen, die jährlich zwei davon nehmen würden, von allen ihren Sünden, Lastern und Verbrechen, auch in der Stunde des Todes, frei.

Als ich mich nach drittehalb Jahren in Lissabon aufhielt, traf ich sie daselbst an, und wurde von ihr in meinem Logis besucht. Sie erzählte mir, daß sie von einem portugiesischen Officier, der in eben der Stadt, wo sie hingeflohen, in Quartier gelegen hatte, des Nachts entführet und nach Barcellona gebracht worden sey. Sie hätte ihn da geheirathet, und befände sich mit ihm jezt in Lissabon. Ich wurde hierauf mit ihrem Gemahl und ihrer ganzen Lebensart bekannt, und muß gestehen, daß aus ihr eine bessere Frau als Nonne geworden war, denn die ganze Zeit über, da ich mit ihr bekannt war, habe ich das tugendhafteste und sittsamste Betragen jederzeit an ihr bemerkt.

Luzie Foulcaut

in dem Harem der Inquiſitoren zu Saragoſſa.

Nach der Schlacht bei Almanza im Jahre 1707, theilten ſich die vereinigten Armeen, die kaiſerliche und franzöſiſche nehmlich. Der eine Theil ſchlug ſich unter dem Kommando des Herzogs von Berwick durch das Königreich Valenzia, und ſetzte ſich an den Grenzen von Katalonien feſt, der andere Theil aber, welcher aus 14000 Franzoſen beſtand, gieng unter dem Herzog von Orleans zur Rechten nach Arragonien, deſſen Einwohner ſich für Karl dem Dritten erklärt hatten. Wie ſich der Herzog von Orleans der Stadt Saragoſſa näherte, gieng ihm die Obrigkeit der Stadt entgegen und bot ihm die Schlüſſel derſelben an. Er nahm ſie aber nicht an, und bedeutete ihnen, daß er durch die niders

geschossenen Mauern mit seinen Soldaten hereinmarschiren würde. Er hielt auch würklich Wort, und verfuhr mit den Einwohnern, wie mit Aufrührern gegen ihren rechtmäßigen König.

Als er hier die nöthigen Einrichtungen gemacht hatte, gieng er von da nach den Granzen Katalooniens zu, nachdem er den General-Lieutenant de Jofreville als Gouverneur zurückgelassen hatte. Dieser aber war in seinem Verhalten zu gelinde, und vollstreckte die Befehle, wegen der von der Stadt einzufordernden Kontribution, nicht nach der Schärfe. Deswegen rufte ihn der Herzog von Orleans wieder zurück, und schickte den General-Lieutenant, Herrn von Legal an seine Stelle. Saragossa hatte monatlich 1000 Thaler für des Herzogs Tafel zu bezahlen, und jedes Haus eine Pistole, welches jeden Monat eine Summe von 18000 Pistolen betrug, und acht Monate hinter einander gegeben werden mußte. Außer diesem Gelde mußte jedes Kloster, nach dem Verhältniß seiner Einkünfte etwas Ansehnliches beitragen. Die Herren Jesuiten wurden auf 2000 Pistolen, die Dominikaner auf eine gleiche Summe, und die andern Klöster verhältnißmäßig geschätzt.

Der Herr von Legal machte bei den Jesuiten den Anfang, und ließ ihnen die Summe, wie hoch sie geschätzt worden waren, abfordern; allein die schlauen Herren wollten sich unter dem Vorwand

aus der Schlinge ziehen, weil ein solches Verlangen der geistlichen Kirchen-Freiheit schnurstracks zuwider lauf. Aber der Herr von Legal, mit solchen jesuitischen Distinktionen und Subtilitäten unbekannt, schickte vier Kompagnien Soldaten in ihr Kollegium, um daselbst auf Diskretion zu leben.

Hierauf schickte der Pater Rector der Jesuiten einen Eilboten an den Beichtvater des Königs von Spanien, welcher auch aus ihrem Orden war, um sich bei dem Könige über das unbillige Betragen des Herrn de Legal zu beschweren; die Herren Grenadiers warteten aber diesen nicht ab, sondern waren in ihren Verrichtungen weit geschwinder, als der Eilbote auf seiner Reise. Da die Jesuiten dieses alles mit ansahen, so warteten sie nicht auf dessen Rückkunft, sondern machten die 2000 Pistolen geschwind zusammen, und überbrachten sie dem Herrn de Legal. Nach deren Empfangnehmung machte sich dieser sogleich an die Dominikaner, und brachte ihnen sein Kompliment. Die Mönche dieses Ordens, welche alle dienstbare Geister der heiligen Inquisition, (mit diesem Beinamen belegt sich das schändliche und abscheuliche Gewissenstribunal selbst,) sind, entschuldigten sich sehr höflich, daß sie diese für sie zu große Summe in so kurzer Zeit nicht aufbringen könnten, weil es ihnen so gänzlich an Gelde fehle. Wollte aber der Herr de Legal die verlangten zweitausend Pistolen schlechterdings ha-

ben, so konnten sie dieselben eben so wenig bezahlen, als er die silbernen Leiber der Heiligen, die sie in ihrer Kirche verwahrten, nehmen würde. Sie bildeten sich völlig ein, es würde dieses Anerbieten dem Herrn de Legal eine heilige Furcht einjagen, und beschlossen daher, wofern er es annehmen würde, die Bildnisse der Heiligen in förmlicher Prozession zu ihm zu tragen, um das Volk, wenn es dieses sähe, und ganz gewiß Ketzerei schreien würde, zum Aufruhr zu bewegen. Der Gouverneur entwortete, ihnen aber darauf, er müsse dem Befehl des Herzogs von Orleans nachleben, und nahme daher die silbernen Leiber an.

Jetzt konnten die Dominikaner ihr gegebenes Wort nicht wieder zurücknehmen, sie führten also ihren Vorsatz aus, und brachten in solenner Prozession, mit angezündeten Wachskerzen ihre silbernen Heiligen zu dem Herrn de Legal. Sobald als dieser von der öffentlichen Andacht der Dominikaner Nachricht erhielt, ließ er vier Kompagnien Grenadiers anmarschiren, welche eine doppelte Reihe auf der Straße machten, und seinem Hause gegenüberstanden. Jeder Grenadier hatte seine geladne Flinte in der einen Hand, und in der andern eine brennende Kerze, die Heiligen mit gleicher Andacht, wie die Mönche sich stelleten, zu empfangen. Aber aller Bemühungen der Dominikaner ungeachtet, den Pöbel aufzubringen, regte sich doch dieser keinesweges, weil acht Regimenter in der Stadt la-

gen, die schon im Stande waren, Ehrfurcht einzuflößen. Der Herr de Legal empfing sodann die Heiligen mit aller Ehrerbietung, schickte sie sogleich in die Münze, und versprach den Dominikanern, alles, was über die zweitausend Pistolen sich belaufen würde, ihnen wieder zuzustellen.

Als sich nun diese Mönche in ihrer Einbildung betrogen sahen, und darüber äußerst verlegen waren, daß sie den Pöbel nicht hatten aufhetzen können, giengen sie zu den Inquisitoren, und baten sie, ihre Heiligen aus der Münze zu erlösen, und den Herrn de Legal zu exkommuniciren, welches ihnen auch sogleich versprochen wurde, denn die katholische Geistlichkeit ist zu solchen Sachen, die ihnen nichts kosten und doch zugleich ihr Ansehen, das, Gott sey Dank! bald auf immer gesunken seyn wird, befördern, gerne willig und bereit. Die Exkommunikation wurde ausgefertiget und unterschrieben, der Secretair der Inquisition bekam auch zugleich Befehl, zu dem Herrn de Legal zu gehen, und ihm dieselbe vorzulesen. Dieser richtete hierauf seine aufgetragene Vollmacht aus, allein der Herr General-Lieutenant betrug sich wider sein Vermuthen ganz gleichgültig hierbei, nahm ihm in aller Gelassenheit das Papier aus der Hand und sagte zu ihm: mein Herr! empfehlen Sie mich den Herren Inquisitoren vielmals, und melden ihnen, daß ich morgen früh die Ehre haben würde,

ihnen zu antworten. So wie der Secretair fort war, ließ dieser sogleich durch den seinigen die Exkommunikation abschreiben, und statt seinen Namen die Namen der heiligen Inquisitoren hineinsetzen.

Den Morgen darauf ließ er vier Bataillons in die Waffen treten, und schickte sie mit seinem Sekretair in die Inquisition. Durch diesen ließ er den Inquisitoren seine Exkommunication vorlesen, und befahl ihm, dieselben, wofern sie nur den geringsten Lerm machen würden, aus dem Hause schmeißen zu lassen, alle Gefängnisse zu öffnen, und in die Inquisition zwei Bataillons hineinzulegen. Herr de Legal fürchtete sich nicht vor dem Pöbel, weil der Herzog von Orleans vor seiner Abreise die Vorsicht gehabt hatte, alle Einwohner mit dem Verbote zu entwaffnen, daß niemand, wer er auch sey, bei Lebensstrafe kein ander Gewehr, als einen Degen, bei sich haben solle. Die Garnison nebst vier Bataillons solle auch immer in den Waffen seyn, um im Nothfalle jeder Empörung vorzubeugen. Der Sekretair richtete seines Herrn Befehl genau aus, und niemals waren die Inquisitoren so erschrocken, als da sie sich von einem Soldaten in den Bann gethan sahen. Dieser Beleidigung wegen schrien sie aus vollem Halse: Krieg wider den Ketzer de Legal, denn das ist ein allgemeiner Schimpf für die Katholiken. Der Sekretair antwortete ihnen seiner Vorschrift gemäß: Heiligt

Väter! der König braucht dieses Haus sehr nothwendig, um Soldaten hineinzulegen, daher verlasset dasselbe augenblicklich. Wie nun demohngeachtet die Inquisitoren fortfuhren, Beleidigungen auszustoßen, so ließ er sie, durch eine Bedeckung, alles Sperrens und Weigerns ohngeachtet, in ein besondres, für sie bestimmtes Haus bringen.

Da sie endlich sahen, daß sie durch nichts widerstehen konnten, baten sie um Erlaubniß, ihre Kostbarkeiten und Güter mit wegzunehmen, welches ihnen auch zugestanden wurde, da sie dann den folgenden Tag nach Madrit abgingen. Als sie dort ankamen, führten sie deswegen bei dem Könige die bittersten Klagen, der ihnen aber keine allzutröstliche Antwort gab: ich bin sehr erzürnt, — sprach er, — daß euch so etwas widerfahren ist, aber ich weiß nichts dabei zu thun. Meine Krone schwebt in Gefahr, und mein Großvater beschützt sie, diese Gewaltthätigkeiten sind von seinen Volkern geschehen, hätten sie die Meinigen verübt, so wollte ich euch bald Genugthuung verschaffen. Geduldet euch, bis die Sachen ein andres Ansehen gewinnen. Auf diese Art mußten sich die Inquisitoren ganzer acht Monate gedulden, ehe sich die Umstände änderten.

Der Sekretair des Herrn de Legal öffnete auf seinen Befehl alle Gefängnisse, und entdeckte da-

durch die abscheulichen Greuel der Inquisition. Vierhundert Personen wurden dazumal aus ihren Gefängnissen befreiet, und unter dieser Zahl befanden sich auch sechzig junge, schöne und prächtig gekleidete Mädchen, die das Serail der keuschen Inquisitoren ausmachten. Sie gestanden dieses sogleich, und von einer aus derselben haben wir die Lebensgeschichte, die am Ende der Geschichte von ihr selbst erzählt wird. Diese unglaubliche Entdeckung machte viel Aufsehen, aber um die Ehre des teuflischen Gerichts zu retten, bat der Erzbischof den Herrn de Legal, diese Mädchen in seinen Pallast zu schicken, indem er für sie sorgen wolle. Er setzte hinzu, daß er einen Kirchenbann wider alle, die aus ungegründeter Nachricht die heilige Inquisition zu schänden sich unterstehen würden, bekannt machen wolle. Der Gouverneur antwortete ihm verstellter Weise, er wolle ihm in seinem guten Vorsatze so viel als möglich beistehen, was aber die jungen Mädchen betröfe, so wäre es unmöglich, sie ihm auszuliefern, weil sich die Offizire ihrer bemächtiget hätten, und sie nicht wieder herausgäben.

So verhielt es sich auch in der That, und man kann leicht glauben, daß sich die Inquisitoren, da sie Macht genug dazu hatten, alle hübsche Mädchen, die ihnen gefielen, in ihr Harem zu schaffen, gewiß die schönsten und reizendsten aus der Stadt werden ausgelesen haben. Es war daher kein

Wunder, daß die galanten franzöſiſchen Offiziers allen Fleiß anwandten, ihre ſo ſüße und angenehme Beute feſt zu halten. Und da dieſe guten Mädchen ſich ſo glücklich gerettet ſahen, begaben ſie ſich unter den Schutz ihrer Befreier, und wollten viel lieber ihnen an das Ende der Welt nachfolgen, als wieder in das hölliſche Gefängniß zurückkehren.

Die Inquiſitoren hatten noch Zeit genug gehabt, einen Theil ihrer Gefangenen mit ſich fortzuführen, und alle Thüren von den heimlichen Gefängniſſen, in welchen ſie ihre teufliſchen Bubenſtücke und Schandthaten trieben, vermauern zu laſſen, daher war es unmöglich, das Geringſte von den unmenſchlichen Grauſamkeiten, die ſie an ſo viel Unſchuldigen verübt hatten, zu entdecken. Was noch unwahrſcheinlicher und unglaublicher iſt, man konnte mit keinem von der großen Anzahl Befreieter reden, noch einige Nachricht, was in dieſem verruchten Hauſe vorgegangen war, erhalten, weil ſie aus Furcht, aufs neue, entweder auf königlichen oder päbſtlichen Befehl wieder eingeſperrt zu werden, ſich eiligſt aus dem Lande begaben.

Da die Inquiſitoren endlich acht ganzer Monate ſich ihres Hauſes, oder vielmehr Mörderhöle, hatten müſſen beraubt ſehen, zogen ſie mit einer weit größern Gewalt, als ſie zuvor gehabt hatten,

in

in daſſelbe wieder ein. Es war auf des ſchwachen Philipp des Fünften Anſuchen Don Pedro Guerero als Oberinquiſitor vom Pabſt zum geiſtlichen Richter über die Pfaffen, Mönche und Religioſen ernannt worden, daß er die wider den König Uebelgeſinnten einziehen und beſtrafen ſollte, ſo, daß er eine Zeit lang König, Pabſt und würklicher Tyrann war. Das erſte, was er vornahm, war, daß er eine öffentliche Bekanntmachung der Verbrechen herausgab, wodurch alle Gefangene, die durch die franzöſiſchen Soldaten befreit worden waren, wieder in die Inquiſition gebracht werden ſollten, damit die Ehre der Inquiſitoren dadurch gerettet würde. Durch dieſe Bekanntmachung ward auch bei Lebens- und Leibesſtrafe befohlen, all' Gefangenen, die man entdecken könnte, wieder den Klauen der Inquiſitoren zu überliefern. Dieſe Erklärung hatte jedermann in ſo große Furcht geſetzt, daß ſich niemand ſeine Meinung hierüber zu ſagen getrauete.

Der grauſame und gefühlloſe Unmenſch Guerero — ſein Andenken müſſe von der Nachwelt ewig verflucht ſeyn, und jede tugendhafte Seele müſſe ſeiner mit Abſcheu gedenken — fiel darauf alle Leute wie raſend an, um ſeinen brennenden Eifer für den König und Pabſt ſehen zu laſſen. Er ließ faſt dreihundert Ordensgeiſtliche, hundert und funfzig Weltprieſter und eine große Anzal Laien, unter dem Vorwand, daß ſie gegen Philipp den

Fünften übelgesinnet wären, ins Gefängniß setzen, und eignete sich ihre Güter zu, welche er öffentlich verkaufte, und um welche es seiner Habsucht am meisten zu thun war. Er setzte viele Prediger ab, und verbannete sie aus den spanischen Landen; andre ließ er öffentlich mit Ruthen peitschen, welches auch verschiedenen Mönchen widerfuhr, die er noch dazu in den Bann that. Er hatte die Verwegenheit, in das Kloster der Religiosen St. Lucia zu gehen, und einige unter dem Vorwand mit eigner Hand zu geißeln, weil sie Karl dem Dritten zugethan wären. *)

*) Einige Beispiele, um Guerero's Grausamkeit noch deutlicher zu zeigen, will ich dem Leser hier erzählen. Laurentius Castro, einer der reichsten und berühmtesten Goldschmiede in Saragossa, brachte einmal einen schönen silbernen Aufsatz zu dem Großinquisitor Guerero. Ehe dieser deswegen mit ihm einen Handel schloß, sagte er zu ihm, er solle sich in der Inquisition von einem seiner Bedienten herumführen lassen. Weil nun dieser bei der Besichtigung nichts als eiserne Thüren gewahr wurde, und darinne schreckliche Gefängnisse vermuthete, ward er darüber von einer großen Furcht befallen. Sobald als er wieder in das Zimmer des Inquisitors zurückgekommen war, fragte ihn dieser ganz gleichgültig, wie ihm das Haus gefiele. Es gefällt mir ganz und gar nicht, erwiederte Castro, denn es kommt mir wie eine Höle auf Erden vor. Diese offenherzige und gerechte Antwort war die einzige Ursache alles seines drauf erfolgten Unglücks. Man brachte ihn von Stund an in eines dieser höllischen Gefängnisse, unterdeß, daß sich die Offizire der heiligen Inquisition seines ganzen Vermögens

Von den Laien, die er in die Inquisition gezogen, und ihr Vermögen an sich gebracht hatte, hat man niemals das Geringste erfahren, es ist daher leicht zu glauben; daß sie daselbst ihr Leben unter tausend Martern elend beschlossen haben. Viele der demittelsten Familien wurden an den Bettelstab gebracht, und mehr denn zweitausend Familien, eine unglaubliche Zahl! mußten Saragossa und ihr ganzes Vermögen mit dem Rücken ansehen.

bemächtigten. Er mußte hierauf noch diesen Tag vor dem Inquisitionstribunale erscheinen, und man verlas ihm daselbst sein Urtheil, vermöge dessen er durch die Gassen zu Staupe geschlagen, hernach auf dem Rücken gebrandmarkt und lebenslang auf die Galeere gebracht werden sollte. Der unglückliche Mann überlebte aber seine Strafe nicht ganz, denn er starb noch an dem nehmlichen Tage an den empfangenen Staupenschlägen. Ein vornehmes Mädchen ward mit ihm zu gleicher Zeit gestäupt, weil diese in einer Versammlung gesagt haben sollte: Ich weiß nicht, ob der heilige Vater eine Mannsperson oder Frauenzimmer ist, da ich täglich so viel sonderbare Sachen von ihm erzählen höre; ich bilde mir ein, es müsse derselbe ein rares Thier seyn. Diese einzige unschuldige Rede brachte sie um ihre Ehre, Leben und Vermögen, denn nach sechs Tagen, als dieses grausame Urtheil an ihr vollstreckt worden war, gab sie aus Gram ihren Geist auf. So bestrafen diese Ungeheuer die Leute, um solcher geringfügigen Ursachen wegen mit aller Schärfe, hingegen lassen sie die schrecklichsten Verbrechen ungeahndet entschlüpfen.

Man kann nun leicht glauben, daß Guerero, der eine so unumschränkte Gewalt hatte, bald wieder Mittel gefunden habe, sein Harem von frischen wieder zu bevölkern.

— Duldung, Gottes Kind!
o kehr den trüben Blick nach Osten, wo mit Thränen
die Menschheit dich um Hülfe fleht.
Und hör' das Angstgeschrei, das Jammern und das Stöhnen,
das dir von Luft getriebner Asch' entgegen weht.
Flieh hin mit Cherubs Kraft, und stoß das Unthier nieder,
das es zurück zur Hölle fährt,
und lehr den Eifrer Schwarm, die irrgegangnen Brüder
mit Sanftmuth zu bekehren, nicht mit Schwerdt.

Schickſale der Luzie Foulcant bei den Inquiſitoren zu Saragoſſa, von ihr ſelbſt erzählt.

Da meine Mutter und ich eines Tages die Gräfin Arias beſuchten, trafen wir den Franzisko Torreion, ihren Beichtvater, welcher zweiter Inquiſitor des heiligen Officiums war, bei ihr an. Als wir Chocolate tranken, fragte er nach meinem

Alter, meinem Beichtvater, und that an mich viel sonderbare Fragen der Religion, worauf ich nicht rechten Bescheid zu geben wußte. Sein ernsthaftes und gravitätisches Betragen brachte mich in große Verwirrung, doch ließ er mich, als er dies bemerkte, durch die Gräfin benachrichtigen, daß er nicht so ernsthaft wäre, als er mir vorkäme. Er erwies mir viele Höflichkeiten, sagte mir tausend Verbindlichkeiten, und reichte mir die Hand, die ich mit vieler Ehrerbietung küssete. Im Wegzehn sagte er zu mir: Duenna! ich will mich ihrer erinnern, und ihnen ehestens einen Beweis davon geben. Ich begriff nicht, was er darunter verstand, denn ich war unerfahren und erst funfzehn Jahr alt.

Zu meinem Unglück erinnerte er sich meiner nur zu bald. Eben die Nacht, die auf die betrübte Zusammenkunft folgete, klopfte man, da wir alle schliefen, an unsere Thüre stark an, und mein Mädchen, die bei mir in der Kammer war, stund gleich auf, gieng ans Fenster, und fragte, wer anklopfte. Die heilige Inquisition, rief eine Stimme in fürchterlichem Tone. Als ich dies hörte, rief ich aus geheimer Ahndung sogleich: Ach! mein Vater, mein Vater, ich bin auf ewig verloren! Auf dies Geschrei erwachte mein Vater und fragte mich, was es gäbe? Ich antwortete ihm voller Thränen: die Inquisition. Als er dies hörte, gieng er, aus Furcht, mein Mädchen möchte die

Thüre nicht zeitig genug aufmachen, selbſt, es zu thun, um mich als ein Schlachtopfer der Grauſamkeit der Inquiſition zu überliefern. Ich meinte die Zeit über ſo entſetzlich, daß mein Vater voller Wehmuth mir den Mund zuhielt, um ſeinen Gehorſam und Eifer gegen das Gericht und den katholiſchen Glauben zu zeigen, denn er glaubte, daß ich wegen eines Verbrechens wider die Religion von der Inquiſition geholet würde.

Die Offiziers ließen mir kaum Zeit, mich ins Negligee zu werfen, vielweniger von meinem Vater Abſchied zu nehmen, und ihn zum letztenmal zu umarmen, ſondern ſetzten mich in die untenſtehende Kutſche, und brachten mich ſo in die Inquiſition. Ich vermuthete dieſe Nacht nichts Gewiſſeres, als meinen Tod, aber wie ſehr wurde ich überraſcht, als ich in ein Zimmer, worin ein koſtbares Bette befindlich war, gebracht wurde.

Die Offiziers hatten ſich kaum von mir weggegeben, als eine Aufwärterin mir einen Teller voll Erfriſchungen brachte, und mich dieſelbe zu genieſſen hieß. Ich erwiederte in aller Unſchuld, daß mir etwas davon zu nehmen unmöglich ſey, weil ich vermuthlich bald ſterben müßte. Sterben? ſagte ſie, darum ſind Sie nicht hierher gekommen, ſondern wie eine Prinzeſſin zu leben. Es wird Ihnen an nichts in der Welt fehlen, und Sie werden alles Vergnügen, das Sie nur verlangen kön-

nen, außer die Freiheit auszugehn, zu erwarten haben. Jetzt bitte ich Sie, fuhr sie fort, ruhig zu schlafen, und ihre künftige Zeit heiter und vergnügt hinzubringen. Ich that die ganze Nacht, wegen Erwartung künftiger Dinge, kein Auge zu, bis gegen Morgen, da ich sanft zu schlummern anfieng. Wie groß war aber nicht mein Erstaunen, als ich früh erwachte, da ich einen völligen kostbaren Frauenzimmeranzug nebst des Torreion Bildniß in Gold eingefaßt, auf dem Tische in meinem Zimmer liegend fand. Meine Aufwärterin erklärte mir, daß dies aus seinen Händen käme, und als ich Miene machte, ihm sein Portrait zurückzuschicken, sagte sie zu mir: „Liebes Kind! bedenken Sie doch, wenn Sie ihm nicht in allen Stücken zu gefallen leben, müssen Sie gewiß bald sterben, und niemand wird Sie retten; wenn Sie sich aber gegen ihn freundlich bezeigen, werden Sie an ihm den dankbarsten und artigsten Mann von der Welt finden. Sie werden alsdann wie eine Königin gehalten werden, ein herrliches Gemach und vortreffliches Garten eingeräumt bekommen, und viel junge Mädchen werden Sie besuchen, mit denen sie Freundschaft errichten können. Was ich Ihnen noch zu sagen habe, ist dies, daß Sie der zweite Inquisitor Torreion gegen Abend besuchen wird, und daß Sie sich dem Willen und der Lust des heiligen Vaters nicht widersetzen. Zweitens, wenn Sie einige junge Mädchen sehen, Sie diese wegen ihres Zustandes nicht befragen, welches diese im

Gegentheil auch thun werden. Sie werden ſich mit denſelben zu den gewöhnlichen Stunden ergötzen können, Ihnen wird an angenehmer Muſik und an andern Vergnügungen nichts abgehen, und in drei Tagen werden Sie mit denſelben ſpeiſen, und Sie werden ſie als muntere und luſtige Geſellſchafterinnen finden. Sie können mir glauben, daß man hier recht glücklich lebt, und wenn Sie einmal dieſe Glückſeeligkeit werden gekoſtet haben, ſo bin ich verſichert, daß Ihnen nach keiner andern jemals gelüſten wird. Wenn ihre Zeit um ſeyn wird, werden die heiligen Väter Sie in eine andere Landſchaft ſchicken, und an einen liebenswürdigen Mann verheirathen. Zuletzt — ſchloß ſie mit der Erfahrung — nehmen Sie ſich in acht, weder Ihren noch des Torreion Nahmen im Munde zu führen.

Alle dieſe Lehren ſetzten mich in ſolche Verwunderung, und unterlagten mir ſo viel, daß ich nicht wußte, was ich dabei denken ſollte, und daß ich das Ganze für eine Bezauberung hielt. Ich dachte nun weder an Vater und Mutter, noch an meinen elenden Zuſtand, ſondern brachte meine meiſte Zeit mit Spaniſchen Romanen zu, deren viele in meinem Zimmer lagen. Unterdeſſen kam meine Aufwärterin wieder und brachte mir die Nachricht, daß in einer Stunde Franziſko Torreio zu mir kommen würde, wobei ſie mich beſchwor, ihn mit Artigkeit und Zärtlichkeit zu empfangen. Er kam

auch würklich zu der bestimmten Stunde, in ei nem Schlafrocke und Nachtmütze, nicht mit der scheinheiligen, Schrecken einflößenden Miene eines Inquisitors, sondern wie ein galanter junger Mann.

Er bewillkommte mich sehr freundlich und sag te, daß er Willens gewesen wäre, mit mir zu Abende zu speisen, allein wichtige Geschäfte, woran er noch diesen Abend in seinem Kabinette arbeiten müsse hätten ihn an diesem Vergnügen gehindert. Er setzte hinzu, daß er nur wegen meiner Familie mich zu besuchen gekommen wäre, und mir zugleich zu sagen, daß einige meiner Liebhaber mich auf ewig unglücklich gemacht hätten, indem sie mich wegen irrigen und ketzerischen Meinungen in der Religion verklagt hätten, man hätte deswegen schon Kund schaft eingezogen, und das Urtheil wäre wider mich gefällt, daß ich lebendig in einer trocknen Pfanne bei langsamen Feuer verbrannt werden sollte, aber aus Mitleiden und Freundschaft gegen mich und meine Familie hätte er die Execution aufgeschob ben. Diese Schreckbilder machten mich außer ordentlich erschrocken, und ohne zu wissen, was ich that, warf ich mich zu seinen Füßen und sagte: Ach mein Vater! habt ihr denn diese Execution auf immer aufgehoben? Dies ses kommt auf Sie an, antwortete er, und verließ mich.

Meine Aufwärterin erschien wieder. Diese fragte ich unter vielen Thränen: was denn die trockne Pfanne und das langsame Feuer bedeute, mit welchem mich der Inquisitor bedrohet habe? Fürchten Sie sich nicht, war die Antwort, Sie werden einen andern Tag die trockne Pfanne und das langsame Feuer zu sehen bekommen. Diese Marter ist bloß für die, die sich dem Willen und dem Vergnügen der heiligen Väter widersetzen, und nicht für Sie, die Sie zu folgen bereit sind. Und ist nicht der Franzisko ein rechter liebenswürdiger Mann? fuhr sie fort. Ich verstand nicht, was er zu mir alles sagte, fiel ich ihr in die Rede, seine Worte machten mich sinnlos, alles was ich noch weiß, ist dies, daß er mir ein verbindliches Kompliment machte, und eilig wegging. Sie kennen seine Art noch nicht, — versetzte diese Abgerichtete, — es ist niemand freundlicher und gütiger, als er, wenn man ihm auch so begegnet, im entgegengesetzten Falle ist auch niemand zorniger und grausamer, als er. Bemühen Sie sich daher um Ihres eigenen Besten willen, ihm sich überall verbindlich zu machen. — Jetzt speisen Sie und geben sich zufrieden. Ich war aber von der Erinnerung an die trockne Pfanne und das langsame Feuer so verwirrt, daß ich weder essen, noch ruhig schlafen konnte. Meine Aufwärterin kam frühe zu mir und sagte, da noch niemand im Hause auf wäre, so wollte sie aus großer Liebe zu mir, unter der Bedingung der größten Verschwiegenheit, mir die

trockne Pfanne und das langſame Feuer zeigen. Als ich ihr dieſes verſprochen hatte, führte ſie mich durch verſchiedene Zimmer in eine finſtre Stube, vor welcher eine dicke eiſerne Thüre war, die in ein dunkles Gewölbe führte. In dieſem war ein großer Ofen und über demſelben eine breite und lange kupferne Pfanne, mit dergleichen Deckel und Schloſſe, unter ihr war der Ofen geheizet. Da ich dieſes genug beſehen hatte, führte ſie mich aus dieſem Gewölbe in ein andres Zimmer, wo ein großes Rad von ſehr dicken Bretern befindlich war, und da ſie ein Thürchen aufmachte, und mich mit einem Lichte hineinſehen ließ, war es um und um mit Schermeſſern beſetzt. Hierauf zeigte ſie mir ein tiefes Loch, das, nach ihrem Vorgeben, mit Schlangen und Kröten angefüllt war. Ich will Ihnen erklären, — ſagte ſie, — wozu die drei Stücken ſind. Die trockne Pfanne und das langſame Feuer ſind für die Ketzer und für die Leute, die dem Willen und Vergnügen der heiligen Väter widerſtreben, beſtimmt. Man leget ſie ganz nackt und lebendig in die Pfanne; wenn der Deckel zugemacht iſt, wirft der Henker ein wenig Holz in den Ofen, und vermehrt es nach und nach, ſo lange, bis der Leib zu Aſche verbrannt iſt. Das Rad iſt für die, die von dem Pabſte und den heiligen Vätern übel reden; man wirft ſie in das Rad, der Henker macht das Thürchen daran zu und dreht ſo lange, bis der Unglückliche geſtorben iſt. Das Loch iſt

den Bilderverächtern, und den gegen die Geiſtlichen Ungehorſamen beſtimmt.

Als mir Marie — ſo hieß meine Aufwärterin, — dieſe drei Stücke gezeigt und erklärt hatte, ſo ſagte ſie zu mir, ſie wolle mir ein andermal die noch übrigen Martern zeigen. Die vorigen hatten mich aber ſo ſehr erſchreckt, daß ich mir die übrigen verbat.

Wir hatten uns wieder in mein Zimmer begeben, und hier rieth ſie mir nochmals, mich allem, was Franzisko von mir verlangen würde, zu unterwerfen, ſonſt würde ich die Marter des Feuers ausſtehen müſſen. Wenn Sie dieſes aber thun wollen, fieng ſie an, ſo ſeyn Sie unbekümmert, und genießen Sie alle Luſt, die von heute angehen wird. Sie kleidete mich hierauf ganz weiß mit roſenfarbnen Schleifen und Gürtel an, und führte mich gleich im Triumph zum Terreion. Dieſer deutete mir, ſobald ſich Marie entfernt hatte, ſeine Zuneigung voller Feuer und Begierde an, ich wagte keine Widerſetzung, weil mich Mariens Erzählung geſchreckt hatte, er zog mich zu ſich aufs Bette hin, und küßte meinen jungfräulichen Buſen unzähligemal, meine Unſchuld ſank, und ich verlor ſie durch einen Groß-Inquiſitor von Saragoſſa. Marie kam bald darauf mit Erfriſchungen, und ich ſchämte mich vor ihr ſehr, wie erſtaunte ich aber nicht, als ſie vor mir niederkniete, und mich

wie eine Fürstin bediente. Torrelon entfernte sich, und Marie führte mich aus diesem Zimmer an einen weit schönern Ort. Hier sah ich entzückende Aussichten, lachende Thäler mit den hellesten Bächen durchwässert. Marie verließ mich, und sagte, daß ich bald von noch mehrern jungen Bewohnerinnen dieses Orts Besuch bekommen würde. Ich erinnere Sie, war ihr Schluß, daß Sie bei diesen Mädchen die versprochene Verschwiegenheit beobachten werden.

Kaum hatte sie ausgeredet, als eine Menge schöner, wohlgewachsener, wollüstig gekleideter Mädchen hereintraten, mich küßten und bewillkommnten. Eine sagte zu mir: Liebe Freundin! die Einsamkeit wird Ihnen anfangs wunderlich vorkommen, allein wenn Sie sich in unserer Gesellschaft befinden werden, so werden Sie nicht mehr mißvergnügt und traurig seyn. Bald darauf speiseten wir die leckerhaftesten Gerichte zusammen; ich zählte 52 Frauenzimmer, die mit an der Tafel saßen, und darunter die ältesten nicht über vier und zwanzig Jahr alt zu seyn schienen. Sechs Mägde warteten ihnen, ohne Marien, auf, die für mich allein da war. Nach aufgehobener Tafel spielten einige auf musikalischen Instrumenten, andre Piquet und l'Hombre in der Karte, und wieder einige giengen lustwandeln. Als wir auf diese Weise etliche Stunden zugebracht hatten, trat Marie hinein, und gab hiermit das gewöhnliche Zeichen zum Auf-

bruch. Ich wurde in des Don Franzisko Schlafgemach gebracht, bei welchem ich diese und noch zwei folgende Nächte in solchen Vergnügungen zubrachte,

— wo nur der Körper schwelgt, die Seele aber nichts genießet. —

Allein als ich den dritten Tag darauf früh mit dem Inquisitor Chocolate trank, kam Marie hinein, und sagte, ich sollte mit ihr kommen, weil mich eine Freundin auf ihrer Stube erwartete. Torrejon fand hierbei nichts zu erinnern.

Ich glaubte gewiß, daß meiner neue, unerwartete Vergnügungen warteten, allein wie fand ich mich betrogen, als mich Marie in ein Zimmer führte, das ehe einem Gefängniß, als einem Besuchgemach glich. Marie sagte: diese Stube sollte hinfüro meine gehören, und dieses Mädchen — hier wies sie auf ein daſtehendes Frauenzimmer — meine Gespielin seyn. O Himmel! rief ich voller Bestürzung und Verzweiflung aus, ist dies ein bezauberter Ort, oder eine Hölle auf Erden? Ach! ich habe meine Aeltern, meine Ehre und Unschuld auf ewig verloren! Josephine, meine Gefährtin, die mich für eine Verzweifelnde ansahe, ergriff mich bei der Hand, und sagte in einem mitleidigen, theilnehmenden Tone zu mir: Liebe! hören Sie auf zu weinen und sich ohne Nutzen zu martern, denn alle ihre Klagen sind vergeblich, sie fliegen in

den Wind. Ihr und mein Unglück ist einerlei, wir sind gleiche Schicksalsgefährtinnen. Sie leiden gewiß nichts, was ich nicht vorher schon erfahren habe, wir dürfen aber doch nur unsre gerechten Klagen den Wänden vertrauen, weil wir sonst in größer Unglück und Elend gerathen können. Fassen Sie Muth und nehmen sich gegen Marien vorzüglich in acht, nicht dem geringsten Kummer wegen Ihres Zustandes blicken zu lassen. Denn diese ist das einzige Werkzeug, dessen sich die Inquisitoren bedienen, uns entweder Qualen oder Vergnügungen zu verschaffen. Liebe Freundin, — fuhr sie fort, — ich kann ihnen heilig versichern, daß jede Neuangekommene in diesem Hause eine ähnliche Probe ausstehen muß, jede von ihnen wird durch die ihnen vorgespiegelten Martern eben so verwirrt gemacht, daß sie sich alles gefallen läßt, was man mit ihr anfängt. Aus dem, was Ihnen begegnet ist, und aus ihrer Kleidung, kann ich leicht errathen, daß Sie in das Serail des Don Franzisko Torreion gehören, und daß dieser Ihr Verfolger ist. Die dreierlei Farben unserer Kleidung sind die Zeichen, die uns unterscheiden, zu welchem Serail der Inquisitoren wir gehören. Die weiße ist das Zeichen des Franzisko Torreion, die blaue des Pedro Guerrero und die grüne des Antonio Allago.

Es ist uns sehr scharf befohlen, allemal, wenn ein junges Mädchen das Unglück hat, in dieses Ha-

rem zu kommen, die drei Täge über keine trübe Miene zu machen, wie wir es auch bei Ihnen gethan, und Sie gleichfalls werden thun müssen, so oft neue zu uns kommen. Außer diesen uns bestimmten Vergnügen leben wir wie wahre Gefangene, sehen keine andre Seele, als die sechs Aufwärterinnen und Marien, welche die Aufseherin und Hofmeisterin macht. Unser grösstes Vergnügen besteht darinn, daß wir wöchentlich dreimal auf dem großen Saale speisen. Die andre Zeit über speiset jede auf ihrem Zimmer. Wenn ein Inquisitor bei einer von seinen Beischläferinnen die Nacht zubringen will, so holet sie Marie Abends um neun Uhr ab und führet sie in sein Zimmer. Weil aber jeder von den drei Inquisitoren viel Beischläferinnen hat, so trifft uns ordentlich jeden Monat die Reihe einmal, diejenigen ausgenommen, die so glücklich sind, durch ihre Reize und ausstudirten Wollüste mehr zu gefallen. Manchmal läßt Marie auch die Stubenthür auf, welches ein Zeichen ist, daß ein heiliger Vater willens sey, in den Armen der Bewohnerin dieser Stube sein nächtliches Vergnügen zu genießen. Sie kommen aber so leise und so stille, das man es unmöglich errathen kann, welcher es von ihnen ist. Wenn eine unter uns schwanger wird, bringt man sie in eine weit schönere Wohnung, wo sie niemanden, als die Aufwärterin, bis zu ihrer Niederkunft, zu sehen bekömmt. Das Kind wird gleich weggebracht und man hört weiter nichts davon. Ich bin, fuhr Josephine weiter fort, schon

sechs

ſechs Jahr hier, und ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, da die Inquiſition mich aus meines Vaters Hauſe holen ließ, und bin nur ein einzigesmal niedergekommen. Jetzt ſind wir unſrer zwei und funfzig, und alle Jahr verlieren ſich ſieben bis achte davon, ohne daß man erfährt, was ſie für ein trauriges Ende genommen haben. Dieſen Verluſt erſetzen andre an ihre Stelle, und manchmal iſt unſre Anzahl ſechs und ſechszig geweſen. Unſer beſtändiger Kummer iſt, daß wir befürchten müſſen, daß, wenn die heiligen Väter ihre geilen Begierden an uns genug geſtillet und befriediget haben, ſie uns, aus Furcht vor Verrätherei und Entdeckung, umbringen laſſen. Und hier endete Joſephine ihre traurige Geſchichte.

Wir blieben noch achtzehn Monate in dieſem Gefängniſſe, bis die Zeit unſrer Erlöſung durch den General-Lieutenant Herrn de Legal herannahete und ich mich nach meiner Befreiung mit einem franzöſiſchen Offizier, Herrn Toulcant, verehlichte.

Marie Guerero,

oder

die ſchwangere Heilige.

Ohnweit dem Collegio St. Thomä de Villa nova zu Saragoſſa wohnte eine Schneiderefrau mit Namen Maria Guerero. Sie war ſchön, klug, beſaß aber dabei eine große Eitelkeit und Hochmuth, wie dieſes wohl eine der erſten Mitgaben von Evens Töchtern ſeyn mag. Weil ſie nun als eine gemeine Schneiderefrau mit Vornehmen keinen Umgang haben konnte, ſo ergriff ſie den Stand der Beaten, um ſich durch ihre verſtellte Andacht in der Stadt bekannt und beliebt zu machen. Sie ſahe ſich vors Erſte nach einem ſolchen Beichtvater um, der in gutem Rufe ſtand, und in den vornehmſten Häuſern und Familien bekannt war. Hier konnte ſie nun kein ſchicklicheres Subject finden, als den Pater Michael Navarro, einen Dominikanermönch,

welcher wegen seiner Gelehrsamkeit und tadellosen Aufführung allgemein geliebt und hochgeschätzt wurde.

Die verstellte Sittsamkeit und heuchlerischen Mienen dieser Andächtigen, nahmen den Beichtvater so sehr für sie ein, daß er nach wenig Monaten die Heiligkeit derselben bei allen Leuten bis auf den höchsten Grad erhob. Denn sie beichtete täglich bei ihm, und gestand ihm, sie habe keine Sünde begangen, und hätte ihr ganzes bisheriges Leben in Religionsübungen und ungestörter Andacht zugebracht. Das Gerücht, das sich von ihr allerwegens ausgebreitet hatte, machte die vornehmsten Personen, um diese lebendige Heilige zu sehen, begierig. Sie schlug es ihnen aber immer mit vieler Bescheidenheit ab, und ließ ihnen zurückmelden, daß sie der ganzen Welt entsaget habe, und ihr künftiges Leben bloß ihrem himmlischen Bräutigam widmen wolle. Dergleichen fromme Antworten brachten ihr einen noch viel größern Ruhm zuwege, so, daß sich nun alles, um sie zu sehen, drängte. Einige suchten durch den Pater Navarro zu ihrem Zwecke zu gelangen, und baten ihn, sie zu dieser Heiligen zu führen. Allein der Beichtvater, der von ihrer Heiligkeit ganz bezaubert war, oder sich vielleicht ein Bischofthum versprach, weil er eine Heilige gemacht hatte, oder auch sein Vorhaben desto besser zu verbergen glaubte, schlug allen ihre Bitten rund ab. Er entschuldigte sich damit, weil

er die Tugend und Bescheidenheit dieser Heiligen kennete, und zur Genüge wüßte, was sie für einen Abscheu vor alle dem, was nur den geringsten Anstrich von Eitelkeit hätte, besäße; so würde er sehr unrecht handeln, wenn er nur einigermaßen dadurch Anlaß gäbe, daß ihr Eifer nachließe und ihre Heiligkeit vermindert würde.

Dieses alles aber verdoppelte nur die Neugierde der Leute. Reiche und Arme, Junge und Alte, Herren und Damens drängten sich hinzu, sie zu sehen, es koste auch, was es wolle. Sie giengen haufenweise in das anstoßende Haus und in die Dominikanerkirche, um die heilige Guerero zu sehen. Diese aber bezeugte über alle die vielen Ehrenbezeugungen ein großes Mißfallen, und entschloß sich deswegen, immer in ihrem Zimmer zu bleiben. Sie besprach sich hierüber mit dem Pater Navarro, und dieser genehmigte ihren Vorschlag, er besuchte sie daher nachmals allezeit in ihrem Zimmer, wenn er sie Beichte hören und Messe lesen wollte. Denn die Dominikaner, ingleichen die vier Orden der Bettelmönche, haben dieses besondere Recht, überall Messe zu lesen, oder nach ihrem Ausdruck, einen Altar aufzurichten. Damit sie aber diese neue Lebensart ungestöhrter fortsetzen konnte, so überredete der Beichtvater ihren Mann, daß er das Haus räumen, und sich vor seiner Frau nicht sehen lassen sollte, weil sonst ihre Heiligkeit und Andacht dadurch sehr gestört werden würde.

Der gute Mann glaubte auch dieſes einfältigerweiſe auf ſein Wort, und zog nebſt ſeinen Geſellen mit Scheere und Bügeleiſen von dannen, um ſtatt deren den heiligen Geiſt und die Gnade daſelbſt wirken zu laſſen.

In dieſem Zuſtande brachte die heilige Schneiderin mit ihrem Pater Navarro ein ganzes Jahr zu. Weil es dieſem aber zu beſchwerlich fiel, alle Tage in das Haus dieſer Andächtigen zu gehen, daſelbſt Meſſe zu leſen und ſie Beichte zu hören, ſo bat er ſich bei dem Pater Buonacaja, ſeinem Prior, die Erlaubniß aus, daß er, als ihr Seelſorger, bei ſeiner Heiligen wohnen dürfe. Dieſer, der ſich einbildete, daß ſeinem Kloſter dadurch etwas Anſehnliches zuwachſen könne, ließ dieſes ohne einige Weigerung geſchehen. Als ſich der Pater Navarro in der Heiligen Hauſe ſelbſt befand, ſo erlaubte er dem Volke nach und nach, dieſe Heilige durch ein kleines Fenſter, welches aus ſeinem Zimmer in das ihrige gieng, zu ſehen, wobei er aber jedermann erinnerte, dieſelbe ja nicht in ihrer Andacht zu ſtören. Man ſahe ſie, mit gen Himmel gehobenen Augen, ſtets auf den Knien liegen. Etliche Monate hernach beſuchte ſie auch der Erzbiſchof, und hatte mit ihr und dem Pater Navarro eine lange Unterredung, welchen er ſehr ſchätzte. Dieſes Beiſpiel machte viel große Leute in der Stadt, ſie zu ſprechen, begierig, dennoch aber konnte nicht einmal der Vize-Roy, ſeines großen Anſehens un-

geachtet, ſo glücklich ſeyn. Deswegen ließ er den Navarro mit ſeiner Heiligen in der Kutſche zu ſich holen, und ganz allein Abends mit ſich ſpeiſen. Als dieſes bekannt worden war, ſo folgten die Vornehmern alle des Vize-Roys Beiſpiele, und man ſahe hernach alle Tage Kutſchen vor der Thüre dieſer Beaten, der man von dieſer Zeit an auch große Geſchenke überſchickte. Es begaben ſich viel Kranke und gebrechliche Leute dahin, in der Hoffnung, ſie würden bloß durch das Anſehen dieſer Heiligen geſund werden. Einige, welche geſund worden waren, weil vielleicht ihre Krankheit keine der hartnäckigſten war und von ſich ſelbſt nachließ, oder weil ihnen Bewegung, oder ein anderes natürliches Mittel, geholfen hatte, machten ſofort ein großes Wunder daraus; und es fehlte weiter nichts, als daß man dieſe Heilige auf einem Triumphwagen umher führete, ſo würde ſie das leichtgläubige und unwiſſende Volk, wie weiland auch dem berüchtigten Betrüger Gaßner geſchah, angebetet haben.

Der Ruf ihrer Heiligkeit breitete ſich ſo ſehr aus, daß ſie alle Tage eine Menge Briefe von den vornehmſten Leuten aus allen Provinzen Spaniens bekam, und ihr Beichtvater, um alle dieſe Briefe zu beantworten, einen Secretair halten mußte. Weil ſie auch nun ein großes Haus gemiethet hatten, welches zur Spielung ihres Betrugs ſehr bequem war, ſo nahmen ſie einen Thürhüter an, der

diejenigen allemal anmelden mußte, die sie sehen und sprechen wollten. In dieser Lage der Sachen lebte sie ganzer zwei Jahre, und indessen schrieb Pater Navarro ihren Lebenslauf, davon er um einen Theil desselben herauszugeben, dringend gebeten wurde, jedoch wartete er, bis das ganze Leben zusammen fertig war. Unterdessen wurde diese ganze Betrügerei durch folgenden Zufall entdeckt, und alle beide auf Befehl der Inquisition in Verhaft gebracht.

Eine gewisse Barbiersfrau, Anna Moron, eine Nachbarin der Heiligen, hatte ein Kind, welches zehn Monate alt war, und als eine Nachbarin bat sie den Beichtvater angelegentlich, dies Kind zur heiligen Guerero zu tragen, damit sie es nur auf eine kurze Zeit in ihre Arme nehmen und küssen möge, weil sie glaubte, ein so heiliger Kuß würde ihrem Kinde zu großem Seegen und Glücke gereichen, und auf sein ganzes künftiges Leben den wohlthätigsten Einfluß haben. Der Pater hieß sie selbst zu ihr hingehen, und sie darum zu ersuchen. Sie wurde auch sehr wohl von dieser Heiligen aufgenommen, und als sie ihr das Kind genommen hatte, bat sie, sie möchte es ihr eine Viertelstunde lassen. Die Mutter war hierüber vor Freuden außer sich, und hielt ihr Kind nunmehr für das glücklichste auf der Welt. Aber diese ihre Freude ging bald in die größte Betrübniß über, als ihr die Heilige das Kind mit der Nachricht wieder über-

gab, daß es folgende Nacht ſterben würde, weil ihr Gott ſolches in einem kurzen Gebete, welches ſie wegen dieſes Kindes an ihn gethan, geoffenbart hätte. Das Kind ſtarb auch um die beſtimmte Zeit. Der Arzt aber bemerkte verſchiedene Flecke an demſelben, und als er es geöffnet hatte, fand er, daß es mit Gift vergeben worden war. Der Vater des Kindes gab den Inquiſitoribus ſogleich von allen Umſtänden des erfolgten Todes Nachricht, den dieſe Heilige ſo pünktlich vorhergeſagt hatte. Weil damals der erſte Inquiſitor, Don Pedro Guetero, gleich abweſend war, ſo gieng indeſſen der andre, Don Franziſko Torreion, zu dem Barbier, und als er den Leib des Kindes beſehen hatte, wurde er völlig überzeugt, daß es mit Gift vergeben worden war. Daher ließ er ſogleich die Heilige mit ihrem Beichtvater und andern Bedienten ſogleich in die Inquiſition ſchaffen. Man nahm auch alles, was in dem Hauſe befindlich war, mit weg und fand unter den vorhandenen Papieren das Leben dieſer Heiligen, von dem Pater Navarro mit eigner Hand aufgeſchrieben. Das Manuſcript war 600 Blätter ſtark und wurde von der Inquiſition ſogleich den Qualificatoribus *) zu näherer Unterſu-

*) Die Qualificatores unterſuchen auf Befehl der Inquiſition die Verbrechen, die die Gefangenen wider den katholiſchen Glauben begangen haben, und geben ihr Urtheil darüber. Es iſt aber doch nur dieſes alles ein bloßer hergebrachter Gebrauch dieſes Gerichts, weil die Inquiſitores deren Meinung und Gutachten nicht in die

chung übergeben. Dieſelben thaten den Ausſpruch, daß das von dem Pater Navarro geſchriebene Leben der Maria Guerero ein ärgerliches, ketzeriſches, denen in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren ſo wohl, als der guten Sitten zuwiderlaufendes Buch ſey, und daß es verdiene, von Henkers Hand auf dem großen Hofe des heiligen Inquiſitionsgerichts verbrannt zu werden.

Nach dieſem Beſcheid ließen die Inquiſitores zwei Prieſter von einer jeden eingepfarrten Kirche und zwei Mönche von jedem Kloſter zuſammen kommen, welche einen gewiſſen Tag auf dem großen Saale dem Prozeß wider die heilige Marie Guerero und den Pater Michael Navarro beiwohnen ſollten. Es waren außer den Inquiſitoren und ihren Beamten und Spionen auf zweihundert und

mindeſte Betrachtung ziehen, ſondern ohne Proceſſe ungemächtig und unwiederruflich entſcheiden. Das Zeichen eines Qualificatoris iſt das Kreuz des heiligen Offizii in einer güldenen Medaille, eines Schillings groß, woran die eine Hälfte ſchwarz und die andere weiß iſt, und welches er auf der Bruſt trägt. Bei öffentlichen Verrichtungen und Proceſſionen tragen die Pfaffen und Mönche, die dieſes Amt haben, ein größeres, mit Gold gewirktes Kreuz auf ihren Mänteln oder Kleidern. Uebrigens bringt dieſe Würde einer Familie viel Ehre und Anſehen, weil es ein öffentliches Zeichen des alten Chriſtenthums, und wie man ſich ächt ſpaniſch ausdrückt, des reinen Geblüts von der Familie iſt.

zwanzig von jenen zugegen. Die Inquiſitores ſetzten ſich unter einen ſchwarzſammtnen Thronhimmel in einer Ecke zur Rechten des daſtehenden Altars, auf welchem ein Cruzifix mit ſechs brennenden Wachskerzen ſtand, ohne daß der lange finſtre Saal durch einiges andre Licht wäre erleuchtet worden. Als nun die Verſammlung vollzählig war, ſo gaben die Inquiſitores ein Zeichen, daß man die beiden Gefangenen bringen und vorführen ſollte. Dieſe erſchienen auch wie ein paar wahrhafeige Heilige, wenn anders blaſſe Farbe, hagre Geſtalt und Niederſchlagung der Augen unverwerfliche Zeichen der Heiligkeit ſind.

Der Prozeß dauerte drei Tage lang, die vornehmſten Punkte, weswegen man ſie beſchuldigte, waren dieſe:

„Der Pater Michael Navarro ſagt in der Lebensbeſchreibung ſeiner Heiligen: 1) daß ſie ihm bekennet habe, wie ſie von keiner Sünde wiſſe, ſo lange ſie in der Welt geweſen wäre. 2) Sie wäre verſchiedenemale in ihrem Zimmer von den Engeln beſuchet worden, und Chriſtus ſey dreimal zu ihr herabgekommen, um ſie in einem heiligen Leben zu unterweiſen. 3) Dieſer himmliſche Bräutigam habe ihr befohlen, ſich von ihrem Manne zu ſcheiden. 4) Die ganze heilige Dreifaltigkeit ſey ihr erſchienen, und Chriſtum habe ſie zur Linken des Vaters geſehen. 5) Der heilige Geiſt hätte ſich

oft in Geſtalt einer Taube auf ihre Hand ge-
ſetzt. 6) Dieſer heilige Tröſter habe ihr auch vor-
her geſagt, daß ihr irdiſcher Leib nach dem Tode
unverweslich bleiben würde, und nach ihrem Tode
würde ſie von einem großen König mit der Grab-
ſchrift beehret werden: „Die Seele dieſer
Heiligen iſt die Ehre meines Reichs.“
7) Chriſtus wäre ihr des Nachts als Dominika-
ner gekleidet erſchienen, und in einem himmliſchen
Traume wäre ſie von dem heiligen Geiſte überſchat-
tet worden. 8) Sie habe die Seele der Schwe-
ſter eines Mitbruders des Pater Navarro ſieben-
mal aus dem Fegfeuer herausgeholet und 9) wür-
den ſich der Pabſt und die allgemeine Kirche
über ihren Tod freuen, und erſterer würde ſie ca-
nonſiren, und in der Litanei noch über die Apo-
ſtel ſetzen.

Nach dieſen Geſtändniſſen der heiligen Gue-
rero verlas man die Wunder, die ihr der Pa-
ter Navarro beigelegt und zugeſchrieben hat-
te, und noch viel andre Umſtände, die ihr Le-
ben betrafen, die hier zu erzählen ſo weitlauf-
tig ſeyn würden. Alle vernünftige Leute glaub-
ten, daß Pater Navarro nimmermehr ſo unbeſon-
nen geweſen ſeyn würde, wenn er bei Verſtande ge-
weſen wäre. So viel iſt gewiß, daß dieſe Heili-
ge von niemand anders überſchattet worden iſt, als
von dem ehrwürdigen Pater Navarro, welcher es
in der Fleiſchesbezähmung und Erlaſſung des alten

Adams so wenig weit gebracht hatte, daß er sich sogar durch seine wollüstigen Begierden oder vielmehr durch den Teufel verleiten ließ, auch die Heiligen des Herrn zu verführen und von dem rechten Wege abzuleiten. Sie befand sich zur Zeit ihres Prozesses schwanger, und gebahr wenige Monate drauf in der Inquisition einen jungen Heiligen. Unter andern Artikeln der Anklage befand sich auch dieser, daß der Pater sein Bette neben dem der Heiligen gehabt, und also auch vermuthlich der heilige Geist seyn müsse, der sie in einem himmlischen Traume auf ziemlich irdische Manier überschattet habe.

Ihre Urtheile wurden nicht öffentlich gesprochen, und man weiß nicht, was mit der schwangern Guerero gemacht worden ist. Vielleicht bedienten sich ihrer die guten Väter der Inquisition auf die Art, wie sich Navarro derselben bedient hatte, und erzielten noch mehr junge Heilige von ihr. Alles, was man von dem Pater Navarro erfahren hat, ist dieses, daß ihm ein Inquisitionsbedienter bedeutete, er könne nunmehr heirathen, wen er wolle. So endete sich diese Geschichte zur größten Aergerniß aller ächtgläubigen, katholischen Christen, und des Sprüchwort des Dichters traf auch hier ein:

daß Pfaffentrug und Weiberlist
geht über alles, wie ihr wißt.

Mönchsbetrug und Weiberschwäche,

oder

die neuen Wunder des heiligen Patricius.

Mitten zwischen Saragossa und der Stadt Belchite ist eine kleine Kapelle der heiligen Maria Magdalena, bei welcher ein Einsiedler wohnt, der auf dieselbe Achtung giebt. Zur Aufrichtung dieser Kapelle gab folgende Begebenheit Anlaß.

In den erstern Zeiten war auf der Spitze des Berges, gleich an dem Orte, wo die Kapelle steht, ein Augustinerkloster und eine Quelle, welche mitten aus dem Berge hervorsprang, und noch jetzt da fließet. Der Schutzheilige dieses Klosters war der heilige Patricius, dessen Leben und vorgegebene Wunder den Mönchen wohl bekannt waren. Da

her dieſe Mönche, die ſich an dieſem einſamen Orte ganz allein befanden, und mit andern Gläubigen keine Gemeinſchaft hatten, einig wurden, auf der Ebene, ohnweit des Brunnens, einen artigen Garten anzulegen, und von dem Kloſter an bis dahin einen unterirdiſchen Gang zu graben. Dieſen Gang nannten ſie die Höle oder das Fegfeuer des heiligen Patricii, und niemand wußte den Ausgang deſſen in den Garten, wo ſie noch ein ſchönes Luſthaus hinbauen ließen, als ſie allein.

Als dieſes zu ihrem größten Vergnügen zu Stande gekommen war, ſo ſprengten ſie aus, daß in dem Kloſter eine unterirdiſche Höle ware entdeckt worden, und daß einer von den Mönchen ſieben Tage darinn geweſen wäre, ehe er derſelben Ende erreicht hätte, wo er hernach eben die Wunder, welche der heilige Patricius geſehen, und die man in ſeinem Leben aufgezeichnet fände, in Augenſchein genommen hätte.

Als dieſe wunderbare Nachricht unter dem Volke bekannt wurde, ſo fand ſich eine große Menge deſſelben ein, um dieſes Wunder zu ſehen. Die Mönche, um ihren Betrug deſto beſſer auszuführen, pflegten erſt zu predigen, und die Wunder ihrer Höhle zu erklären, wie hierdurch jedermann allen erwünſchten Seelentroſt, die Sünder Vergebung der Sünden, die Kranken Ge-

ſundheit und die unfruchtbaren Weiber Fruchtbarkeit erlangen könnten, wenn ſie ſich zuvor mit Faſten und Beten, wie der heilige Patricius, vorbereiteten.

Dies alles wurde bald im ganzen Lande umher bekannt, und das Volk ſtrömte haufenweiſe dahin, und verehrten den Mönchen viel Allmoſen und Geſchenke, ſo, daß dies Kloſter in kurzer Zeit in Anſehen kam und großen Reichthum gewann. Der Prior machte ſodann nach und nach bekannt, daß ein Gläubiger verbunden ſey, um zu ſehen, ob ſein Glaube ſtark genug, um ſich in dieſe Höle zu wagen, wäre, und daß, wer hinein und wieder herausgienge, jederzeit glückſelig ſeyn werde. Dieſes bewegte viele, einen Verſuch zu wagen, ſie muſten aber bald wieder umkehren und herausgehen, weil zum Ende des Ganges ihnen eine Thür den weitern Weg verſperrete, die ſie nicht aufmachen konnten. Die betrügeriſchen Mönche machten nachher den betrogenen Leuten weiß, ſie hätten ſich noch nicht zu dieſem heiligen Gange recht vorbereitet und es wäre ein großes Verbrechen, ohne gehörige Vorbereitung dieſen heiligen Ort zu betreten.

Eine junge Soldatenfrau konnte, aller angewandten Mühe ohngeachtet, damals von ihrem Manne keine Leibesfrüchte erzielen, daher that ſie, aus großem Verlangen nach denſelben, ein Ge-

lädde, in die Höle des heiligen Patricius zu gehen, um durch deren Würkung und dessen Vorsprache zu diesem Wunsche zu gelangen. Sie that alles, was zu einer rechten Vorbereitung erfordert werden konnte, sie fastete, betete, beichtete bei dem Prior alle ihre Sünden, und nahm von seinen Händen das Sacrament, worauf sie sich in die Höle begab, und hinter sich die Thüre zuschließen ließ. Der Prior, dem die Schönheit dieses jungen, schönen Weibes sehr aufgefallen war, gieng alsobald in den Garten, um die Thüre zu dem Lusthause aufzumachen, und die Busfertige hineinzulassen, welche auch voller Andacht, ohne Besorgung eines Betrugs in diesem Lusthause anlangte, woselbst der ehrwürdige Prior, in der Kleidung des heiligen Patricius als Bischof, sie umfassete und zu ihr sprach: „Meine liebe, unschuldige Taube, Gott hat euer Gebet erhöret und eure Vorbereitung hat ihm wohlgefallen, daher hat er mich aus seinem Himmel hieher gesandt, euch in diesem irdischen Paradiese mit aller ersinnlichen Lust zu vergnügen. Ihr habt das Schrecken meiner Höle nicht lange empfunden, weil euch eure Unschuld davon gerettet hat. Und weil euer Verlangen ist, fruchtbar zu werden und die Welt mit Leibeserben zu beschenken, so hat Gott euer Suchen erhöret. Denket in diesem Garten bloß an eure Belustigung, der Himmel wird euch während eures Hierseyns einen reichen Tisch für euch bereiten, und in einem von den Händen der Engel gemachten Bette werdet

ihr

ihr ſeelige Ruhe hier finden. Wenn euch aber meine leibliche Erſcheinung in dem Schlafe vorkommet, ſo widerſtehet der Macht des Himmels nicht, denn ſonſt wird euch dies in ewiges Verderben ſtürzen.“ Der ehrwürdige Pater ließ dieſes Weib hierauf in der tiefſten Verwunderung zurück, und ſie glaubte nicht anders, als daß ſie in dem Paradieſe wäre, und einen Vorſchmack von der Seeligkeit zu genießen bekommen würde.

Kurz darauf, als ſie der verſtellte Patricius verlaſſen hatte, kamen zwei junge Mönche als Engel in weißen Gewändern mit Flügeln gekleidet, und brachten ihr eine vortrefliche und auserleſene Mahlzeit, indem ſie zu ihr ſagten: Komm, du Geliebte des heiligen Patricii, und iß. Hierauf entfernten ſie ſich mit ſchnellen Schritten. Das betrogene Weib glaubte, es käme alles vom Himmel, kniete nieder und dankte Gott und dem heiligen Patricius für ſolche ſonderbare Gnade, ſogleich ſetzte ſie ſich zu Tiſche, ſpeiſete mit vielem Appetite, und glaubte, ſie wäre würklich in dem Paradieſe.

Nach der Mahlzeit kamen die zwei Engel wieder, und räumten den Tiſch ab, ſagten ihr auch, ſie würden in einer halben Stunde wieder bei ihr ſeyn, und ihr den Willen Gottes und des heiligen Patricius verkündigen. Nach der beſtimm-

ten Zeit erſchienen auch des Patrikius dienſtbare Geiſter wieder, und der eine redete ſie mit folgenden Worten an.

„Ich bin Gabriel, der Bote des großen Gottes, der Himmel und Erde regiert, und mir befohlen hat, euch zu vermelden, daß euer andächtiges Faſten und Beten bis in den Himmel gedrungen iſt, und daß Patricius, ein Freund Gottes, euer Verlangen erfüllen wird. Durch ihn ſoll euch ein Kindlein geboren werden, deſſen Namen Patricii Sohn heißen ſoll. Entſchlaget euch ganz der Welt, und beobachtet bloß deſſen Willen, der mich zu euch geſandt hat.“

Der andre Engel ſprach folgendes zu ihr: „Mich hat Patricius zu euch geſchickt, um euch zu ſagen, daß er nicht eher mit euch wieder ſprechen wird, als bis ihr eine Probe der Empfängniß von ihm ſehen werdet. Er wird euch des Nachts erſcheinen und ſeine Zuſage verſiegeln. Werdet ihr euch aber ſeiner Gnade weigern, ſo werden euch böſe Geiſter in die finſtere Gegend treiben, und euch, wie ihr es verdient habt, züchtigen. In dem andern Zimmer ſtehet ein Bette, in welchem ihr ſchlafen könnet, um dort die himmliſche Befruchtung abzuwarten, worgen werden wir wieder zu euch kommen und euch auf göttlichem Befehl noch mehr hinterbringen.“ Er ſprachs und verſchwand mit ſeinem Gefährten. Die gute Frau brachte

Hierauf ihre übrige Zeit in dem Garten recht vergnügt zu, und erwartete die Erscheinung und Ueberschattung des heiligen Patricius mit vieler Begierde, nachdem sie vorher den festen Entschluß gefaßt hatte, aus Furcht vor den höllischen Geistern, sich dem Willen des Heiligen in keinem Stücke zu widersetzen. Sie begab sich des Abends darauf zur Ruhe, in der Hoffnung, Patricius würde sein Wort halten, wie ihr sein himmlischer Bote versichert hatte. Und sie betrog sich auch in der That nicht. Denn des Nachts um neun Uhr kam der verstorbene Patricius, oder der leibhaftige Pater Prior, in Begleitung der zwei Engel in das Zimmer, diese zogen ihn aus, brachten ihn zu ihr ins Bette, und giengen wie rechte Engel, ohne ein Wort zu reden, wieder fort. Das gute Weib fürchtete sich vor den höllischen Geistern, und ließ sich aus schuldigem Gehorsam gegen den Willen des heiligen Patricius alles gefallen, was sein ätherischer Körper nur mit ihr machen wollte. Sie fand in seinen Bewegungen und Thun und Lassen zwar viel menschliches, entschuldigte es aber damit, daß der heilige Patricius auf göttlichen Befehl und aus Liebe zu ihr menschlich handeln müsse. Der Morgens wand er sich aus ihren Armen und verließ sie, sogleich erschienen die himmlischen Gestalten und brachten ihr ein Frühstück. Einer der Engel fragte sie, ob sie derjenigen Gnade, auf die sie gehoffet, theilhaftig wo den wäre? Und sie antwortete: es ist ein großer Unterschied zwischen den Ergötzlichkeiten der

Welt und des Himmels, und ich wünsche nichts mehr, als immer hier zu bleiben, und in die elende Welt nicht wieder zurückkehren zu dürfen, wo eine arme Frau nichts, als beständiger Anfechtung unterworfen ist. Wie werde ich — rief sie aus — nach einer solchen Erscheinung bei einem Manne leben können, dessen Körper doch immer noch viel irdische Sch wachheiten hat, und nichts von jenen Eigenschaften eines himmlischen besitzt!

Der Engel antwortete: „Machet euch nicht durch solche Reden dieses Orts und aller Vergnügungen, die ihr hier in vollem Maaße genießet, unwürdig, beugt euch vielmehr unsern Willen, und laßt alle irdische Gedanken fahren. Belustiget euch indessen in diesem Garten so viel ihr wollt, und nach dem Mittagsmahle erwartet fernere Nachricht von uns.“ Hierauf verließen sie die Geister, und sie war über ihre gegebene Antwort etwas mißvergnügt. Sie gab sich aber bald zufrieden, und tröstete sich auf eine zweite Erscheinung, welche sie — so wohlthätig war diese Erscheinung gewesen — allen andern Vergnügungen vorzog, und die sie über jene Rede der Engel gänzlich schadlos halten sollte.

Zu Mittage kamen die zwei Abgesandten wieder mit einer Mahlzeit für drei Personen, und so speiste die gute Frau mit zwei Engeln, wie dort im alten Testamente auch geschah. Ihre Unterredung

ist nicht bekannt worden, so viel hat aber die Frau hernach gestanden, daß sie eben die Vergnügungen und den Vorschmack der Seeligkeit mit ihnen genossen, den ihr vorher der heilige Patricius hatte genießen lassen. Sie befohlen ihr Verschwiegenheit, und drohten ihr im entgegengesetzten Falle mit jenen hölischen Geistern, jedann empfahlen sie sich ihr.

Ehe wir diese glückliche Frau aus ihrem Freudenhimmel wieder in die elende Welt transportiren, wollen wir uns vorher umsehen, wie es auf derjenigen zugieng und was sich da Neues zutrug. Wir haben schon oben erzählt, daß viele Leute in die Höle gegangen waren, dieselbe aber wegen der verschlossenen Thüre hatten wieder verlassen müssen, und daß ihnen die Mönche weiß gemacht, sie hätten wegen Verabsäumung der gehörigen Vorbereitung nicht weiter dringen können. Da nun aber diese Frau hineingegangen, und schon zwei Tage darinne geblieben war, so hielt man es für ein Wunder, und es versammelte sich eine Menge Mannespersonen und Frauenzimmer aus der Nachbarschaft, um ihre Rückkunft zu erwarten, und alle die Abentheuer zu erfahren, die ihr mit dem heiligen Patricio aufgestoßen waren. Es baten sehr viele den Prior, daß er sie hineinlassen möchte, und machten ihm deswegen ansehnliche Geschenke, um vor andern den Vorzug zu erhalten. Unter den bittenden und Geschenke machenden Personen stach

auch dem Prior ein junges, hübsches Mädchen in die Augen, welcher er vor allen andern den Vorzug zu geben beschloß. Er versprach ihr, daß sie den andern Morgen, wenn jene Frau herauskommen würde, sie hinein zu lassen, indessen sollte sie sich durch Beten und Fasten dadurch geschickt machen, und vorher das Sacrament empfangen; welches, wie weltbekannt, in allen Leibes- und Seelennöthen eine wahre Panacee ist.

Als nun der heilige Patricius oder der Herr Prior eine frische Bewohnerin seines Freudenhimmels wußte, so befahl er seinen zwei dienstbaren Geistern, der jetzigen zu berichten, daß sie nun auf seinen Befehl den Ort verlassen solle. Sie genoß aber keine Ueberschattung noch diese Nacht. Patricius erschien mit eben der Pracht und Hoheit, wie in der vorhergehenden, und ließ sich nichts angelegener seyn, als die versprochene Fruchtbarkeit des Leibes ihr zu verschaffen.

Frühmorgens, als der heilige Patricius sich ihren feurigen Umarmungen entwunden hatte, erschienen die Engel mit der unangenehmen, und für sie nicht allzutröstlichen Nachricht. Der eine Engel sagte ihr: „Da alle Begierden der Sterblichen aufhöreten, wenn sie die gehörige Befriedigung derselben erlangt hätten, so könne sie eben auch nun zufrieden seyn, da ihr alles das widerfahren wäre, was sie nur hätte verlangen können. Jetzt wäre

des Himmels Wille, daß sie wieder in die Welt zurückkehren solle, und damit sie ihrer Glückseligkeit, die sie bereits genossen, und der sie sich noch in Zukunft zu erfreuen hätte, nicht verlustig würde, müsse sie folgenden Regeln nachkommen und sie genau befolgen: Wenn sie, zum ersten, aus dieser Höle hinauskame, und sie viele fragen würden, was sie darinne gesehen, müsse sie nichts weiter antworten, als daß sie lauter himmlische Dinge gesehen hatte. Zweitens: daß sie zwei Erscheinungen gehabt hätte, in welchen ihr esse bar worden wäre, daß ihre Bitte erfüllt werden sollte. Drittens: daß sie ja, auch ihrem Manne nicht einmal, nichts weiter sagen sollte, als bis sie wieder in die Höle zurückkome, welches sie nach ihrer Entbindung thun sollte. Wenn ihr aber diesem allen zuwiderhandeln werdet — fuhr der Engel fort — so werden euch die höllischen Geister augenblicklich holen und euch bei Heulen und Zahnklappen ohne Ende martern.

Ehe wir euch aber zu der Thür der Höle begleiten, versichern wir euch, daß ihr vor des heiligen Patricius Augen Gnade funden habt, und daß er euch nach zehn Monaten eben die Vergnügungen wieder genießen lassen will, die ihr jetzt bei ihm genossen habt, wenn ihr wieder in diese Höle zu seinen Freuden eingehen werdet. Die hierüber entzückte Frau nahm mit vieler Bewegung ihres Herzens Abschied, und als sie zu der Thür gebracht

worden war, die man wieder hinter ihr zuſchloß, kam ſie wieder auf die Welt, wo ihr Mann und eine große Menge Volks auf ſie warteten, um aus ihrem Munde die Wunder des heiligen Patricius zu vernehmen. Sie ſchien voller Freude und Vergnügen zu ſeyn, gab aber den Fragenden keinen andern Beſcheid, als der ihr von den Engeln von Patricii Paradies war zu geben befolen worden. Sie wurde als eine Heilige nach Hauſe gebracht, von jedermann für glücklich geprieſen, und von allen dafür erkannt. Wir wollen ſie jetzt im Nachdenken über alle ihr widerfahrne Wunder zurücklaſſen, und kommen zu der andern Geſchichte von dem ihr nachfolgenden, andächtigen, jungen Mädchen.

Ob dieſe gleich wenig Zeit zu ihrer gehörigen Vorbereitung hatte, ſo diſpenſirte ſie doch der Pater Prior von allen noch zu leiſtenden Pflichten, um deſto geſchwinder ſeine Wunder als heiliger Patricius an ihr zu verrichten. Sie konnte daher ſogleich in die Höle gehen, als ſie zum erſtenmale kam. Ihr widerfuhr darinne alles das, was ihrer Vorgängerin widerfahren war, Patricius bediente ſie mit ſeinen zwei Engeln, wie jene, und ihr Aufenthalt in ſeinem Paradieſe war auch nicht länger, wie jener ihrer, weil ſie einer wartenden Dritten Platz machen mußte. So betrog der Pater Prior mit ſeinen zwei Mönchen die ganze chriſtkatholiſche gläubige Welt, und keine von den Frauen-

zimmern, die in die Höle kamen, merkten den Betrug, noch handelten auch den Befehlen und Gebo-ten zuwider, die ihnen von Patricii himmliſchen Boten gegeben wurden.

Wir kommen nun auf unſern erſten Gegenſtand zu rück. Die junge Soldatenfrau ward nun von allem Volke als eine Heilige angebetet, da nun zumal durch ihre Schwatzhaftigkeit — denn welches Weib oder Mädchen wäre nicht ſchwatzhaft? — bekannt worden war, daß ſie von dem heiligen Patricius zweimal in einem himmliſchen Paradieſe, und den zwei Engeln bedient worden war. Vielleicht wurde ſie von ihrem Mann und Bekannten ſo viel gefraget, daß ſie den Unterricht, der ihr von Patricii Engeln gegeben worden war, nicht genau genug nachleben konnte, vielleicht war ſie auch über ihr Glück ſo ſtolz, daß ſie es nicht halb zu genießen glaubte, wenn ſie nicht Theilnehmer und Theilnehmerinnen ihres Geheimniſſes hätte.

Es mag nun ſeyn, wie es will, ſo viel iſt gewiß, daß ſie von jedermann die heilige Patricia genannt wurde. Nicht lange darauf befand ſie ſich ſchwanger, und hierdurch kam ſie in noch größern Ruf. Sie breitete es ſelbſt aus, daß ſie von der Beiwohnung des heiligen Patricii und zweier Engel ſchwanger wäre, und wie dieſes immer mehr und mehr ruchbar wurde, ſo kamen viele, um

die schwangere Patricia zu sehen, und mit ihr von den himmlischen Dingen, die sie in dem irdischen Paradiese gesehen hatte, zu sprechen. Hierdurch bekam sie erwünschte Gelegenheit, von vielen Leuten Geschenke zu bekommen, und die Mönche, um ihre Wünsche und Absichten noch besser zu erreichen, machten das Wunder der heiligen Patricia bekannt, und stellten sogar ihr Bild neben des Patricii seinem auf den im Kloster befindlichen Altar hin.

Dieses Wunder zog, so lange die Betrügerei dauerte, eine Menge Volks hin, in welcher Zeit niemand von den Nonnenpersonen durch die Höle in Patricii Paradies kommen konnte, weil sie nach dem Vorgeben der Mönche alle große Sünder wären, und sich zu diesem Unternehmen nicht genug vorbereitet hätten. Die von dem weiblichen Geschlechte, welche schöner oder andächtiger waren, konnten in die Höle gehen, und wenn sich eine von ihnen recht vorbereitet hatte, oder vielmehr dem Pater Prior besser gefiel, war sie so glücklich, von des Patricii dienstbaren Geistern in dem Garten bewirthet, und von ihm selbst die Nacht über bedienet zu werden. O ihr armen Männer, die ihr solcher unaussprechlicher Freuden beraubt seyn, und solche bloß euren bessern Weibern überlassen mußtet!

Der Ausgang der wohlausgesonnenen Betrügerei der Mönche entsprach aber dem glücklichen An-

fange derſelben ganz und gar nicht, wie dieſes der weitere Verlauf der Geſchichte uns belehren wird. Der heiligen Patricia Ehemann war nicht ſo leichtgläubig, wie jene von den Mönchen bethörte Menge; er konnte die Wunder des heiligen Patricius an ſeiner Frau nicht ſo gut verdauen, als dieſe. Die vielen Geſchenke, die er auf ſolche Art von dem andächtigen Pöbel erhielt, vermochten doch bei ihm ſo viel, daß er eine Zeitlang die Sache ruhig mit anſah, und ſeine von einem Heiligen aufgeſetzte Hörner mit vieler Standhaftigkeit geduldig trug, weil er hierdurch ſo viel Geld zu gewinnen hoffte, daß er in kurzer Zeit ein gemächliches Leben führen konnte. Wenn aber immer neue Wunder geſchehen, ſo vergißt man der ältern bald ganz; ſo gieng es in ältern Zeiten, und ſo blieb es auch in neuern. Ueber des Apollonius von Thyana Wunder vergaß man Chriſti Wunder, und ſtellte wohl jene weit über dieſe, wie es ſo immer der Welt Lauf mit ſich bringt. Da St. Patricii Höle allen hübſchen Weibern und wolluſtlechzenden Mädchen immer offen ſtand, ſo wurden gar bald der Wunder mehr, und es entſtanden durch jene fleiſchliche Beiwohnungen in der fruchtbarmachenden Höle ſo viel Patriciä, daß Maler Tag und Nacht mit der Verfertigung ihrer Bildniſſe beſchäftiget waren, und kaum noch an der Kirchwand Platz genug für dieſelben anzutreffen war. Ueber dieſe neuen Patriciä vergaß man der alten ganz und gar, ſo, daß ſich ihr Mann in ſeiner Hoffnung ge-

täuscht fand. Er wurde deswegen verdrüßlich, und setzte seiner Frau mit harten Reden immer nachdrücklicher zu.

„Durch wessen Kraft und Zuthun bist du schwanger worden? — sagte er. — Ich rathe dir, gestehe die Wahrheit. Ich bin königlicher Soldat, und habe Muth genug, es mit allen Menschen in der Welt, und auch mit St. Patricio selbst, wenn er mich beleidigt hat, aufzunehmen. Keine alberne Antwort, denn ich bin nicht so leichtgläubig, daß ich glauben sollte, die Heiligen im Himmel können solche natürliche Wunder thun, welche nur Menschen zu verrichten im Stande sind. Wenn unsre gedenedeite Jungfrau von dem heiligen Geiste überschattet worden ist und durch die Kraft des Höchsten einen Sohn gebohren hat, so können doch dieses solche sündige Kreaturen, wie du eine bist, nicht von sich vorgeben. Du hörest übrigens, — fuhr der in Hitze gebrachte Mann fort, — daß mehrere Frauenzimmer, die in die Hole gegangen sind, sich in dem nehmlichen Zustande der Schwangerschaft, wie du, befinden. Glaubst du denn, daß der Himmel Wunder ohne Noth häufet? Und was ist das für ein großes Wunder, eine Frau durch Hülfe und Zuthun des heiligen Patricius und seiner Engel schwanger zu machen, da eben dergleichen ohne ein Wunder durch Beistand eines Mannes alle Tage vor unsern Augen geschiehet? Darum rede nur gleich die Wahrheit,

denn da du aus Unwiſſenheit und Unerfahrenheit dieſen Fehler begangen haſt, ſo will ich ihn dir verzeihen, wenn du mir nur, durch deine offenherzige Erzählung, die Greuel in St. Patricii Höle zerſtören helfen wirſt. Ich ſchwöre dirs aber zu, — ſchloß er — wenn du mir die Wahrheit nicht aufrichtig geſtehen wirſt, ich deinem Leben noch heute durch mein Schwerdt ein Ende machen will.

Dieſe unvermuthete harte Sprache ſetzte die arme Patricia in ſolche Furcht, daß ſie ſogleich alles aufrichtig erzählte, und ihrem Mann mit vielen Schwüren betheuerte, ſie hätte wirklich geglaubt, daß ſie mit dem heiligen Patricius und ſeinen zwei Engeln es bloß zu thun gehabt hätte, ſey aber nie auf den Gedanken gekommen, daß irgend eine Betrügerei dahinter ſtecke. Wohl, — ſagte der Mann, — ich glaube dir dieſes, du mußt ſolches ferner ſo ſagen, bis du niedergekommen biſt, damit du der Welt nicht zu Spott und Schande wirſt. Dieſer geſcheide und beherzte Soldat machte alſo aus der Noth eine Tugend, damit er ſich an den Mönchen, die er für die gewiſſeſten Urheber von der wunderbaren Schwangerſchaft ſeiner Frau hielt, nachdrücklich rächen möchte. Er verſtellte ſeinen Zorn durch die Annahme eines freundlichen Geſichtes, und ob ihm gleich einige freigeiſterliche Spötter in die Ohren ſagten: Sankt Patricius habe ihn zum Hahnrei gemacht, ſo kümmerte er ſich

um dieses alles doch nicht, und sagte mit einer angenommenen frommen Miene, er hielte sich doch für glücklicher, als manche Fürsten.

Die Zeit kam endlich, da die heilige Patricia die Welt mit einem kleinen Patricius beschenkte, und weil dieses der Erstgebohrne von diesem himmlischen Stamme war, so versäumten der Prior und die Mönche nichts, wodurch sie das ätherische Kind bei den Leuten in Ansehen und Hochachtung bring n konnten. Der Vize Roy, Kanzler und die Gerichtspräsidentin hoben den jungen Heiligen aus der Taufe, und der Pater Prior mußte auf des Erzbischofs Geheiß in seinem Namen dasselbe taufen. Das Kind wurde auch unter einer großen Menge Volks mit vieler Pracht und Freudensbezeugungen getaufet; es wurde von dem Volke geküsset und angebetet, denn wie der Vater ist, hieß es hier, so ist auch der Sohn. Sein Bildniß wurde alsobald an dem Altar zwischen seiner Mutter und seines vermeinten Vaters aufgehängt, welches alles die Andacht bei den Frauenzimmern so anfachte, daß jeden Tag eine große Anzahl von ihnen ins Kloster kam, um von dem Pater Prior die Erlaubniß zu erhalten, zu St. Patricii Freuden in seine Höle einzugehen. Und wenn auch mehrere Höhlen da gewesen wären, so würden sie kaum für die vielen Frauenzimmer, die nach dieser Glückseligkeit durfteten, zugereicht haben.

Nach der Patricia gehaltenen sechs Wochen war ihr Mann sehr begierig, seine Rache an dem heiligen Patricio und seinen allzeitfertigen Gehülfen zu vollziehen; und weil er erfahren hatte, daß zu eben der Zeit eine junge, hübsche Frau, die einen reichen und angesehenen Edelmann in der Gegend zum Manne hatte, sich in diesem irdischen Eden aufhielte, so gieng er zu diesem hin, und bat ihn, weil er mit ihm etwas Wichtiges zu sprechen hätte, ihn in ein besonderes Zimmer zu führen. Der Edelmann nahm ihn in sein Kabinet, und wurde von ihm folgendermaaßen angeredet:

„Den, ihr habt ohne Zweifel die Geschichte von meinem Weibe, die durch das Zuthun des heiligen Patricii mit einem jungen Sohne niedergekommen ist, durch den allgemeinen Ruf gehöret. Man hat mich berichtet, daß sich eure Gemalin alleweile in des Patricii Höle aufhält, und ich bin deswegen zu euch gekommen, um euch um Hülfe und Beistand zu bitten, damit wir gemeinschaftlich euren und meinen Schimpf rächen können. Meine Frau hat mir alles, was die Mönche mit ihr in ihrer gottlosen Höle begonnen haben, aufrichtig erzählt, und diese Erzählung hat mich deutlich belehret, daß uns die Mönche betrogen haben. Wenn ihr mir beistehen wolet, so wollen wir die Wahrheit dieser Wunder und den schändlichen Betrug, den sie für himmlische Erscheinung ausgeben, ent-

decken. Es iſt nichts gewiſſeres, als daß eure Gemalin von den geilen Mönchen auf eine ſchandliche Art zu Befriedigung ihrer Wollüſte gemißbraucht wird. Wenn ihr euch auf mich verlaſſen und alles geheim halten wollt, ſo kommt mit mir, und laßt euch durch eure Augen von der Wahrheit meiner Erzählung deutlich überzeugen.

Der betrogene Edelmann fieng bei dieſer wahrſcheinlichen Vorſtellung ſeine Augen aufzuthun an, und willigte in der Soldaten Begehren. Er nahm einige ſeiner Bedienten wohlbewaffnet mit ſich, und gieng in ihrer Geſellſchaft mit dem Soldaten ins Kloſter. Da ſie drinne waren, ſchloſſen ſie die Thüre hinter ſich zu und giengen nach des Priors Zimmer, und als ſie dieſen hier nicht antrafen, ohne weitern Aufenthalt an die Höle. Hier ſprachen ſie mit den zwei Engeln, welche die Thürhüter abgaben, ſo nachdrücklich, daß dieſe es für beſſer hielten, die Thüre ohne weitere Weigerung zu öffnen, als ſich in augenſcheinliche Lebensgefahr zu begeben. Durch dieſe Manier drangen der Soldat und Edelmann hinein, und ſprengten die zweite Thüre, die ſie verſchloſſen fanden, und welche den Weg zum Leben zeigte, alsbald auf, und gelangten noch, ehe der verſtellte Patricius Zeit gewinnen konnte, aus dem Zimmer, wo er den Damen leibhaftig und handgreiflich erſchien, in demſelben an, und trafen ihn bei dem jungen, adlichen Weibe in praktiſcher Erklärung ſeiner Wunder an. Der Heilige und die

die Gemalin des Edelmanns benahmen ſich hierbei auf verſchiedene Art und Weiſe; jener ſahe blaß und zitterte, ſeine Stimme war bang und lallete, um mich mit unſerm großen Tragödienſchreiber Schiller auszudrücken, und jene war ſehr vergnügt darüber, daß nun auch ihr Mann ſo glücklich wäre, mit ihr die Freuden dieſes himmliſchen Aufenthalts zu genießen. Sie wurde aber gar bald durch die Anrede des Soldaten, und durch die Metamorphoſe des Sankt Patricius in den Pater Prior aus ihrem Irrthum geriſſen und eines beſſern belehrt, daher ſie ſich außerordentlich ſchämte und nunmehr den betrügeriſchen Mönch mit züchtigen half.

Der Soldat verhinderte noch die geſchwinde Execution, die der Edelmann mit dem Pater Prior vorzunehmen in Willens hatte, und ſagte, es würde beſſer gethan ſeyn, den Heiligen in ſeine Zelle erſt zu bringen, um daſelbſt ſein Verbrechen öffentlich vor den Mönchen zu geſtehen, und alsdann ihm das Urtheil zu ſprechen und die verdiente Strafe an ihm zu vollziehen. Man führte auch die junge Dame zu deutlicherm Beweis und beſſerer Ueberführung mit dahin, damit dieſe jedermann die Wunder, die in dieſem himmliſchen Aufenhalte vorgegangen waren, erklären konnte. Hierbei hatte es auch ſein Bewenden; der Pater Prior wurde in die Zelle gebracht, alle Mönche dazu berufen, und die Thüren des Kloſters von des Edelmanns Bedienten

verſchloſſen gehalten. Wie die ganze Verſammlung beiſammen war, ſo vertrat der Soldat das Amt eines Sprechers und Richters, und erzählte der ganzen ſtaunenden Geſellſchaft alles, was vorgefallen war.

Nachdem er ſein Amt verrichtet hatte, ließ er alles Geld herbeibringen, das man vermittelſt der Höle und den vorgebenen Wundern erworben hatte, und nahm es als Schadloshaltung wegen der an ſeinem Weibe verübten Schandthat, zu ſich. Sodann entmannete er den Prior und ſeine zwei dienſtbaren Engel mit eignen Händen, und machte ſie, dergleichen Freuden der Welt, gleich andern Adams-Söhnen zu genießen, durch dieſes traurige Manövre, untüchtig; alsdann entfernte er ſich mit dem Edelmann und deſſen Weibe, ohne weitern Lärm zu machen. Den folgenden Tag erſchienen der Soldat und Edelmann mit ihren Weibern bei den Inquiſitoren, und erzählten ihnen den ganzen Verlauf der Sache. Als nun die Inquiſitores genauere Unterſuchung angeſtellet, und die Wahrheit dieſer Geſchichte erfahren hatten, wußten ſie ſelbſt nicht, wie ſie ſich hierbei verhalten ſollten, ſchrieben daher an den Pabſt, welcher ihnen den Beſcheid gab, die Höle ſollte mit Pulver in die Luft geſprengt und das Kloſter zum ewigen Andenken niedergeriſſen werden. Dieſes geſchahe auch würklich. Der Pater Prior ſtarb vor Kummer, die zwei entmannten Engel aber ſahen, als ſie glücklich

geheilet worden waren, ehe des Pabſtes Antwort zurückkam, und ſo hatte dieſer liſtig geſponnene Betrug einen unglücklichen Ausgang für die handelnden Perſonen. Nunmehr iſt an der Stelle, wo ehemals das Kloſter ſtand, eine Kapelle, der Maria Magdalena gewidmet, über welche ein frommer Einſiedler die Aufſicht hat.

Die ſchwangre Nonne als Jungfrau,

oder

die unbefleckte Empfängniß der Donna Valera.

Donna Valera, eine reiche Beckerstochter zu Saragoſſa war kaum zwölf Jahr alt, als ſie ſchon allgemein wegen ihres reizenden Geſichts, ſchlanken Taille, vielſprechenden ſchwarzen Augen und feinen Tanzs bewundert wurde. Don Chriſtoval, ein Offizier, der ihr an Jahren ganz ungleich war, hatte das Glück, der Donna zu gefallen und von ihr geliebt zu werden. Als dieſes ihr Vater erfuhr, ſtellte er ihr vor, daß Don Chriſtoval kein ſonderlicher Liebhaber für ſie wäre, weil er ſowohl wenig im Vermögen habe, als auch ſo alt wäre, daß er ehe ihr Vater, als Mann ſeyn könnte. Er wolle ihr, fuhr er fort, einen jungen Mann geben, der ihr in Anſehung der Geburt und des Ver-

mögens gleich seyn, und sie dadurch glücklich machen könne. Daß Don Christoval kein Mann nach ihrem Geschmacke seyn sollte, verdroß die junge Valera sehr, sie sagte also voller Empfindlichkeit zu ihrem Vater, sie wolle ihm in allem Folge leisten, er müsse ihr aber auch ein Versprechen halten, das sie sich alleweile bei ihm ausbedingen wolle. Der Vater, welcher sich über die geschwinde Bereitwilligkeit seiner Tochter freuete, versprach ihr, was sie bitten würde, ehe er noch wußte, was es wäre.

Valera erwiederte hierauf: „Es ist die Pflicht eines gehorsamen Kindes, nichts wider seiner Aeltern Willen vorzunehmen, deswegen will ich nicht mehr an die Heirath mit dem Don Christoval denken; es ist aber auch die Schuldigkeit eines rechtschaffenen Vaters, eines gehorsamen Kindes Neigung nicht zu zwingen, wenn es auf die Ehre Gottes abzielet. Ich habe daher beschlossen, die Welt ganz und gar zu verlassen und ins Kloster zu gehen, wo ich mit einem weit bessern Bräutigam verbunden werde, als ihr mir zu geben im Stande seyd. Und da dieses die Bitte ist, deren Gewährung ihr mir eben jetzt versprochen habt, so will ich mich morgen früh in das Kloster Santafe begeben, und als eine Dominikanernonne daselbst leben und sterben.

Wie ihr Vater diesen Entschluß von ihr vernahm, so wunderte er sich nicht wenig, und weil

sie sein einziges Kind war, so war er nie in Willens, sie in ein Kloster zu sperren, und sie aller Lebensfreuden dadurch verlustig zu machen. Er gebrauchte daher alle nur ersinnliche Ueberredungskünste, um sie von diesem Entschlusse abzubringen, da er aber endlich sahe, daß sie in ihrem Vorhaben ganz unbeweglich verbliebe, so willigte er doch hierinne lieber ein, als daß er sie dem Don Christoval zur Ehe geben wollte. Er brachte sie daher den folgenden Tag ins Kloster und überließ sie der Aufsicht einer Bestreundtin, welche eine alte ehrwürdige Nonne war, und die auf sie acht geben sollte, bis sie 15 Jahre alt wäre, und eingekleidet würde. Donna Valera blieb also unter der strengen Obhut ihrer Muhme in dem Kloster, und diese ließ sie von keinem andern Menschen, als einer Magd von ihrem Vater sehen, welche sie täglich besuchte, und ihr das überbrachte, was sie etwa von ihrem Vater verlangte.

Valera suchte verschiedenemale die Magd auf ihre Seite zu bringen, allein diese war ihrem Vater ergebner und getreuer als ihr, vielleicht kennete sie auch ihren Charakter nicht genug, um aus dessen Schwächen ihren Vortheil zu ziehen. Sie befand sich also bei ihrem einsamen Leben, da sie keine Hoffnung hatte, von dem Don Christoval etwas zu sehen oder zu hören zu bekommen, in einer mißvergnügten, traurigen Situation, in welcher doch ihre Liebe gegen ihn immer mehr zu als abnahm. Don

Christoval aber, welcher sahe, daß alle Hoffnung und angewandte Mühe hier vergebens wäre, beschloß, dem König als Volontair zu dienen. Deswegen bat er sich von dem Sant Estovan de Gormon, dem Vize-Roy in Arragonien, die Erlaubniß aus, sich unter das Kommando des Don Josephe Blanco, des Obersten eines Stadtregiments, zu begeben, und in dem ersten Feldzuge in Katalonien Dienste zu thun. Hier hielt er sich nun so tapfer, daß er gleich nach dem ersten Feldzuge Kapitan wurde, und diente hier noch vier Jahre in dieser Station mit vieler Ehre und Zufriedenheit seiner Obern. Am Ende des fünften Jahres kam er als General des Herzogs von Orleans nach der Schlacht bei Almanza in Saragossa zurück, und entwaffnete auf dessen Befehl alle Einwohner.

Der Herzog setzte auf ihn ein so großes Vertrauen, daß, als er bald darauf zur Belagerung von Lerida abreisete, er den Don Christoval zum Oberaufseher über alles, was die Armee brauchte, ernannte, wodurch er denn so viel Gewalt bekam, als der Gouverneur des ganzen Königreichs. Er ward also als der einzige Wohlthäter von ganz Saragossa angesehen, weil er hier gebohren und erzogen war. Und als er sich in dieser Stadt befand, wachte seine alte Liebe zur Donna Valera wieder auf, bei welcher er auf eine erlaubte Art nichts zu erhalten hoffen durfte, weil sie bereits als Nonne

und Christi Verlobte eingekleidet war. Wie aber die Liebe sich an alle solche Schwierigkeiten nicht bindet, denn

— stellt Riesen ihr entgegen und — sie siegt.

so miethete sich Don Christoval nahe bei dem Kloster Santafe ein Haus, und versuchte, ob er seine Geliebte auf eine Art, ohne Aergerniß zu geben, zu sehen bekommen könne.

Durch Zufall kam es, daß der Valera Zellenfenster gerade in des Don Christoval Garten giengen. Er brachte daher den Küster auf seine Seite, und schickte ihr durch denselben einen in den feurigsten Ausdrücken der Liebe geschriebenen Brief, welchen Valera sogleich beantwortete, und ihn darinn bat, den Küster nicht mehr hierzu zu gebrauchen, weil ihre Fenster in seinen Garten giengen, und sie durch dieselben täglich von ihm Briefe, und er von ihr Antwort darauf erhalten könnte, sie würde zu diesem Endzwecke allemal des Nachts ihre Antwort an einem Faden herunterlassen, und alsdann seine Briefe hinanziehen.

Donna Valera gieng in das achtzehnte Jahr und war bereits als Nonne eingekleidet, so, daß es ihr nun nicht möglich war, aus dem Kloster zu kommen; ihr Vater war unterdessen gestorben, und hatte ihr ein Vermögen von viertausend Pistolen hinterlassen. Hierdurch bekam sie viel Freunde in

dem Kloster, und hatte deswegen alle Freiheit, zu thun, was sie wollte. Sie selbst war aber ihr bester Freund und gieng mit niemand vertraut um, weil sie keiner Seele trauete, denn in den Klöstern ist ja Neid, Haß und Hinterlist zu Hause; diese Einsamkeit ward ihr nun von den Nonnen als eine große Tugend ausgelegt, und man hielt sie für eine halbe Heilige.

Diese gute Meinung, die die Nonnen von ihr hatten, bewog sie denn, daß sie nichts zu unternehmen wagte, wodurch sie sich derselben hätte verunstig machen können; gleichwohl athmete ihr Herz nichts, als heiße, feurige Liebe gegen den Don Christoval, daher sann sie stets auf Mittel und Wege, wie sie dessen Verlangen Genüge leisten könnte, ohne doch den Nonnen dabei einige Schwächen zu zeigen.

Sie schrieb daher dem Don Christoval einst, als dieser sie um nähere Unterredung in einem Briefe ziemlich dringend gebeten hatte, er solle eine Strickleiter bereit halten, die bis an ihre Zellenfenster reichte, auf dieser wolle sie des Mitternachts herunterſteigen und seinem heißen Verlangen völlige Genüge leisten. Hierüber war unser Liebender vor Freuden außer sich; er versäumte nicht, die Leiter sogleich anzuschaffen, und sie ihr des Nachts in ihr Fenster hinaufzuwerfen. Valera hatte ihre Zelle fest verschlossen, befestigte die Leiter mit starken Rä-

gein, und wartete, bis alle Menschen schliefen. Als nun die Mitternacht herannahete und ihr Vorhaben begünstigte, so stieg sie ganz glücklich in des Don Christoval Garten, der ihrer mit heißer Sehnsucht wartete, und floh in des Langersehnten Arme. Hier genossen sie das Vergnügen des ersten Wiedersehens in seiner ganzen Fülle, Mund an Mund, Busen an Busen überließen sie sich ganz jener namenlosen Wollust,

— die mehr als Lyäus Becher berauscht,
um die man willig alles vertauscht,
was von platonischer Liebe ein Schwärmer
einst unsrer Seele eingeprägt,
wodurch das Herz viel wärmer
im wonnerfüllten Busen schlägt. —

Die heranbrechende Morgenröthe trennte hierauf die beiden Liebenden, welche sich unter vielen Küssen beredeten, wie sie ihren verstohlnen Umgang durch dieses Mittel alle Nachte fortsetzen wollten. Dieses trieben sie auch eine gute Weile so fort, bis ihm endlich Valera gestand, daß sie schwanger wäre. Diese Nachricht versetzte den Don Christoval in große Furcht und Angst, und er verschwieg es der Valera nicht, wie sehr sein Herz über diese Entdeckung, darüber sie sich so sehr erfreute, bekümmert wäre. Er bat sie mit den zärtlichsten Ausdrücken, mit ihm in ein sicheres Land zu gehen, als sich in so große Gefahr, ihr Leben und Ehre zu verlieren, zu begeben. Valera erinnerte, daß er

fälschlich glaube, es gäbe keinen andern Weg, ihr Leben und Ehre zu erhalten, als diesen; sie versicherte ihn, das Gegentheil davon zu erweisen, und die Erfindung, die dies bewerkstelligen müsse, würde ihm gewiß nicht mißfallen.

Ihr wisset, Don Christoval, — sagte sie, — daß ihr auf euren ersten Anblick mein Herz einnahmet, und ihr seyd auch bis jetzt der einzige Besitzer desselben gewesen. Mein verstorbener Vater widersetzte sich unsrer Liebe, und ich gieng viel lieber ehe ins Kloster, als daß ich einen andern, als euch, zum Besitze meiner Person gelangen ließ. Wie ich nun damals erst zwölf Jahr alt war, da dieses mit mir vorgieng, und ich noch vier Jahr vor mir sahe, ehe ich mein Gelübde ablegte, so lebte ich doch noch immer in der Hoffnung, es würde alles zu eurem Vortheil und meinem eigenen Vergnügen ausschlagen. Allein ich fand mich in meinem glücklichen Wahne getäuscht, und konnte in meiner Einsamkeit nichts von euch erfahren, ohngeachtet ich mir alle mögliche Mühe drum gab.

Damals las ich in den Zeitungen, daß Don Christoval als ein Volontair unter das Commando des Joseph Blanco gegangen wäre, und hernach hörte ich weiter nichts von euch, als bis jetzt, da ihr mit dem Herzog von Orleans in die Stadt kamet, in deren Kloster ich leider schon als Nonne eingekleidet war. Mit was für Freude und unaussprechlichem

Vergnügen ich diese frohe Nachricht annahm, kann euch meine bisherige feurige Liebe genugsam zu erkennen geben.

Diese Liebe zu euch trieb mich auch zu dem allen an, was ich bis jezt wegen euch mit Gefahr meines Lebens vorgenommen habe. Ich vermuthete mir gleichfals anfangs die Würkungen unsrer Liebe, die ich nun mit mehrerer Gewißheit empfinde, und dieses hat mich abermals auf Mittel und Wege zu denken veranlasset, um mich ohne Gefahr und meiner Ehre ohnbeschadet, aus diesem gefährlichen Handel zu ziehen. Dieses kann nun nicht anders, als durch ein vorgegebenes Wunder geschehen. Ich glaube, daß dieses ohne einige zu befürchtende Gefahr ausgeführt werden kann, weil erstlich die Inquisitores aus der Stadt vertrieben worden sind, deren spähendes, scharfsichtiges Auge doch leicht hinter den ganzen Betrug kommen könnte, und zweitens, weil mich die Nonnen, wegen meinem beständigen eingezogenen Leben, für eine Heilige halten, deren gute Meinung also zur Beglaubigung meines vorgegebenen Wunders vortreflich dienen kann.

Weil ihr nun endlich — fuhr sie fort — die Ursache meiner Schwangerschaft, und Vater zu dem Kinde seyd, das ich jezt bei mir trage, so müsset ihr euch auch aus allen Kräften bestreben, dasjenige mit beizutragen, was uns aus dieser ver-

wickelten Geschichte ziehen kann. Gehet deswegen zu dem Jesuiten, Pater Martinez und kaufet von ihm die Arzenei, welche er pristina Virginitas zu nennen pfleget, der Name wird euch schon hinlänglich belehren, zu welchem Endzwecke ich sie nöthig habe. *) Wenn ihr diese um Geld — es mag nun kosten, was es wolle — von ihm erhalten könnet, so will ich das übrige so gut besorgen, daß ihr euch darüber wundern sollt, und alsdann werden wir noch Zeit genug zu flüchten haben, wenn wir anders wollen. Mein Vater hat mir genug Vermögen hinterlassen, welches uns in fremden Landern reichlich ernähren kann.

Don Christoval hörte dieses alles mit an, und konnte aus seiner Geliebten Meinung nicht recht klug werden. Weil er etwas furchtsam und zu gewissenhaft war, so fragte er sie, ob dieses Mittel, das er ihr verschaffen solle, etwa das Kind, mit dem sie von ihm schwanger wäre, ganz und gar aus dem Wege schaffen sollen. Donna Valera aber suchte ihm seinen Gewissensscrupel zu benehmen, und bedeutete ihn daher, daß sie gesonnen sey, die Frucht zwar auf die Welt zu bringen, jedermann aber glaubend zu machen, daß es durch ein Wunder geschehen wäre, bis sich die Lage der ganzen Sache änderte.

*) Auf dieses und andere ähnliche Arcana haben sich die Herren Jesuiten jederzeit mit vielem Fleiß und Eifer gelegt.

Wie Don Christoval sahe, daß seine geliebte Donna Valera die Geschichte auf diese Art beendigen wollte, so willigte er in alles ein, und brachte die Nacht in allem Vergnügen, mit Vollziehung des angefangenen Wunders zu. Den folgenden Tag gieng er zu den Pater Martinez, und brachte dieses kostbare Wunderelixir durch Aufopferung von fünf Kronen an sich. Die folgende Nacht übergab er seiner schwangern Geliebten diese pristina virginitas-Essenz, welche dieselbe in ihren Leibesnöthen wohl anzuwenden verstand. Sie war darüber ungemein zufrieden, und versicherte ihm, daß sie nunmehr ihre nächtlichen Zusammenkünfte ganz sicher und ohne einige Gefahr an ihrer Ehre fortsetzen könnten. Da diesem indeß doch bei dem allen einiger Zweifel in der Gewißheit ihres Vorgebens übrig blieb, und er sich dieses nicht undeutlich merken ließ, so entdeckte sie ihm mit folgenden Worten ihr ganzes Vorhaben: Einen Monat vor meiner Niederkunft will ich des Martinez Wunder-Essenz pristina virginitas brauchen, wodurch auch ein Weib zu einer Jungfrau wieder gemacht werden kann, und sodann will ich bei der Priorin und ältern Nonnen mit andächtiger Miene vorgeben, daß ich durch die leibliche Erscheinung des heiligen Dominikus schwanger worden wäre. Sie möchten dahero zur Beglaubigung meines Vorgebens und zur Ehre des heiligen Dominikus alle Wehemütter der Stadt herbeiholen lassen, damit diese nähere Untersuchung anstellen könnten, ob ich noch eine Jung-

frau wäre, oder nicht. Da nun die Arzenei ohnfehlbar ihre gute Wirkung thun wird, so werden sie mich auch für eine reine Jungfrau erkennen, und jedermann wird es alsdann für ein großes Wunder ansehen, wozu die gute Meinung, in der ich bei den Nonnen stehe, das Beste beitragen wird.

Don Christoval ließ sich dies alles gar wohlgefallen und überließ es ihrer Vorsorge, weil er versichert war, daß niemand leicht in einem so kritischen Falle eine listigere Erfindung aussinnen könne. Sie besuchten auch einander in den finstern Nächten noch eine gute Zeit, ohne darüber gestört zu werden, bis die Stunde herannahete, in welcher sie die Arzenei gebrauchen, und das Wunder der unbefleckten Empfangniß, dergleichen man seit Mariä Zeiten weiter keins gehört hatte, offenbaren mußte. Da sie sich nun zur Besichtigung geschickt befand, redete sie erstlich mit ihrem Beichtvater, und erzählte ihm, wie sie ohne Zuthun eines Mannes durch die Kraft des heiligen Dominikus sich schwanger befände, und bat ihn, es dem Pater Provinzial, Buena Casa, zu entdecken. Diesem schien die Sache natürlicher Weise unmöglich, er gieng daher ins Kloster, und ließ die Valera in Gegenwart der Priorin vor sich kommen, und fragte sie über die ganze gehabte Erscheinung sorgfältig aus, diese benahm sich aber dabei so gut und antwortete mit vieler Schamhaftigkeit und einer heiligen Miene so wohl, daß der Pater

Provinzial nicht wußte, was er hierbei denken und ihr sagen sollte, da er zumal sahe, wie bereit und willig das schlaue Mädchen war, sich der Besichtigung der Wehmütter zu unterwerfen.

Der ungläubige Pater sagte hierbei mit einer scherzhaften Miene zur Priorin: „Entweder hat der Teufel die Gewalt, eine Frau ohne Würkung eines Mannes zu schwängern, oder nicht? Ich weiß nicht, was ich hiervon glauben soll. Lasset sie gleich alle Wehmütter und Accoucheurs besichtigen, und von ihrer Jungfrauschaft sagen, was sie wollen, so werden sie mich doch nimmermehr von diesem Wunder überzeugen. Denn da ich über die Nonnen gesetzt bin, und jeden Tag Christum bei der Messe in Händen habe, warum sollte er mir so etwas nicht offenbaret haben, und vielmehr diesem jungen Mädchen. Doch kann ich mich der Besichtigung nicht widersetzen, und deswegen gebe ich meine Einwilligung gerne drein.

Die Priorin kannte des Pater Provinzials Art zu spaßen, und bekümmerte sich deswegen um seine Rede nicht viel, denn sie hatte eine viel zu gute Meinung von der Valera, als daß sie sich durch solche witzige Bonmots auf andere Gedanken hätte bringen lassen. Sie berief daher acht der allererfahrensten Wehmütter aus Saragossa, und ließ alle nach einander, nach geschwornem Eide, das schwangere

Mäd-

Mädchen besichtigen, welche hernach einmüthig sag-
ten, daß Valera noch eine so reine Jungfrau wä-
re, als da sie auf die Welt gekommen. Die Prio-
rin wollte auch die Physicos und Accoucheurs dar-
über zu Rathe ziehen, allein die Wehmütter wider-
setzten sich ihr mit aller Macht, weil ihnen, wie
sie sagten, dergleichen Besichtigungen allein gehör-
ten. Drauf holte man einen Notarium publicum,
welcher, nach Art dieser Herren, mit einem schwar-
zen Kleide, und da es Nacht war, mit einer gro-
ßen Handlaterne zu dieser feierlichen Handlung an-
gestochen kam, und der nach aufgesetzter Brille ein
Instrument aufsetzen mußte, in welchem er gestand,
daß die acht Wehemütter die schwangre Nonne durch
einen Eid für eine noch unberührte, reine Jung-
frau erklärt hätten.

Verschiedene Abschriften von dieser eidlichen
Aussage wurden dem General des Dominikaner-
ordens nach Rom, ferner dem Kardinal und
Schutzherrn des Ordens, dem General Inqui-
sitor nach Madrit, und noch einige dem Erz-
bischof und dem Pater Provincial, Buena Casa,
überschickt, welcher, unter diesen allen der Klügste,
über diesen Betrug herzlich lachte.

Dieses große Wunder wurde gar bald in der
Stadt und auf dem Lande bekannt, und der Ruhm
der listigen Valera wurde in wenig Tagen so groß,
daß die vornehmsten Leute beiderlei Geschlechts und

alle Pfaffen und Mönche in das Kloster kamen, um das Glück zu haben, die Donna Valera zu sehen, welche von früh morgens bis abends in dem niedrigen Chore sich der Neugierde aller dieser Leute zur Schau ausstellen mußte. Viel fromme und leichtgläubige Weiber machten der schwangern Heiligen viel Geschenke, welcher Beispiel das übrige Volk nachfolgte, die sogar die Priorin und die Nonnen mit Geschenken bestürmten, damit sie nur die Erlaubniß erhalten möchten, den Saum ihres Kleides anzurühren. Die Blindheit und Unwissenheit dieser Leute war damals so unbeschreiblich groß, daß viele sich um den Ammendienst bei dieser Heiligen rissen, daß sogar zuletzt die Priorin, die niemanden gerne beleidigen wollte, es durch ein Loos entscheiden mußte, welche von den zankenden Personen dem jungen Kinde die Brüste reichen sollte. Da nun dieses Loos eine junge, tugendhafte Frau traf, so wurde sie von unterschiedlichen Leuten besucht, die sie zur Gönnerin verlangten, um durch ihren Vorspruch etwas von der Heiligen oder dem jungen Kinde zu erhalten.

Dieses übernatürliche Ereigniß ließ die Bürger der Stadt nicht einmal an die Kriegsplagen denken, von denen Saragossa damals so gedrückt wurde, sondern jedermann war beschäftiget, die Geburt des neuen Propheten recht feierlich zu begehen, und hofften nunmehr auf lauter Ruhe und Frieden, den der

Himmel dieſer geplagten Stadt zugleich mit ſchenken würde.

Ohngeachtet Valera ſich alle Tage dem gaffenden vornehmen und geringen Pöbel zeigen mußte, ſo verſäumte ſie dennoch nicht, des Nachts ihren geliebten Don Chriſtoval zu ſprechen, und ihm die beſten Geſchenke, die ſie durch die fromme Dummheit der Leute erhielt, zu überbringen. Don Chriſtoval, der ſchon genug beſaß, um in einem andern Lande mit Anſtand leben zu können, ermahnete ſie nunmehr, auf ihre Flucht bedacht zu ſeyn, ehe ſich vielleicht ein unvorhergeſehener Zufall ereignete, der ihr falſches Wunder entdecken könnte. Valera aber, die ſich alle Augenblicke ihrer Niederkunft verſahe, wollte nicht darein willigen, ſondern ermahnte ihn nur, gutes Muths zu ſeyn, und ſich auf ſie zu verlaſſen, es würde die Geſchichte zu ihrer beiden Glücke ſich entwickeln. Sie gab ihm zu gleicher Zeit allen nöthigen Unterricht, wie er ſich als ein beherzter Mann, und welcher ſchweigen könne, im Falle ſie ſterben würde, zu verhalten habe. Indem die zärtliche Geliebte dies zu ihrem Liebhaber ſprach, befand ſie ſich nicht wohl, nahm von ihm geſchwind Abſchied, und verſprach ihm, daß, wenn ſie am Leben bliebe, ſie ihn in zweien Tagen wiederſehen wollte, binnen dieſer Zeit er die bisher gebrauchte Leiter zu ſich nehmen und aufheben ſolle. Valera gelangte in ihre Zelle, ſchaffte alle verdächtige Sachen auf die Seite, und legte ſich mit dem

festen Vorsatz zu Bette, bei der Geburt keinen Menschen um Hülfe zu rufen, sondern alle Schmerzen allein zu erdulden, die sie glücklich entbunden worden wäre. Ihre gute Natur begünstigte sie hierbei auch sowohl, daß sie ohne einigen Beistand einen artigen Jungen zur Welt brachte. Da auf rufte sie einige Nonnen zu sich, und erzählte ihnen, wie sie in einem tiefen Schlafe, ohne einige Schmerzen geboren, und als sie erwacht, diesen süßlächelnden Knaben in ihren Armen sanft schlummernd gefunden hätte. Diese Erzählung der Valera erweckte bei den Nonnen eine so große Freude, daß einige geschwind zur Priorin liefen, um ihr diese Neuigkeit zu hinterbringen, da indessen die andern den Knaben auf ihren Knien anbeteten. Hierauf wurden die Glocken geläutet, um dem Volke ein Zeichen von diesem Wunder zu geben. Die Amme und die geschwornen Wehmütter kamen zugleich in das Kloster gelaufen, und die ganze Stadt schien hierüber vor Freuden außer sich zu seyn. Manns- und Weibespersonen, vornehmen und geringen Standes, Alte und Junge wallten zu dem Kloster, und die frömmsten und einfältigsten von ihnen nahmen kleine Steine von der Klostermauer als Heiligthümer mit sich fort.

Die Nacht nöthigte endlich den ganzen einfältigen Troß, wieder nach Hause zu gehen, und die Wehmütter und die Amme mußten nunmehr die bei solchen Fällen obliegenden Pflichten beobachten.

Die Nonnen feierten das Fest der Geburt dieses Wundertindes mit der hohen Messe und Musik; ihr Beichtvater, welcher gleich dama's das Amt verwalten mußte, las bei dieser Gelegenheit die erste Messe, welche sonst in der Christnacht gelesen zu werden pflegt. Den übrigen Tag brachten die Nonnen in lauter Wohlleben und allerhand Vergnügungen zu, und nahmen die Glückwünsche und Geschenke des albernen und närrischen Volkes an.

Valera, die des Nachts in ihrer Ruhe gestört wurde, weil immer eine Nonne nach der andern kam, um den jungen Heiligen anzubeten, bat die Priorin, den kleinen Knaben mit seiner Amme an einen andern Ort zu schaffen, damit sie ein wenig Ruhe haben könnte. Alsobald trug man das Kind in einer Prozession mit vielen Lichte n zur Priorin hin, und jede von den Nonnen wollte bei demselben wachen, allein die vorsichtigen Wehemütter verordneten, daß der Knabe der Vorsorge seiner Amme bis auf den nächsten Morgen sollte überlassen werden. Drauf giengen sie nach Hause und die Nonnen in ihre Zellen.

Sobald als Donna Valera allein war, so händigte sie dem wartenden Christoval durch den wohlthatigen Faden einen Brief ein, worinn sie ihm den ganzen Verlauf der Sache schrieb, und zugleich bat, daß er ihr die Letter wieder zustellen möge,

weil sie in Willens wäre, ihm wieder einen nächtlichen Besuch abzustatten. Dieser aber antwortete ihr; sie solle ihrer theuren Gesundheit die jetzt noch schonen, weil diese eben allerweile höchst nöthig wäre, um mit gutem Glücke aus dem schlimmen Handel zu kommen. Sie unterließ also dieses nächtliche Rendezvous auf seine Vorstellung eine ganze Woche, wo sie aber doch unterdessen sich durch Briefe einander ihre zärtliche Liebe zu erkennen gaben.

Die folgenden Tage über umgab eine große Menge des neugierigen Pöbels *) das Kloster, worunter man aber keinen einzigen Pfaffen oder Mönch gewahr wurde. Denn der Erzbischof, ein einsichtsvoller Mann, hatte unter dieser Sache etwas weniger als Uebernatürliches vermuthet, und dieserhalb an alle Pfarren und Klöster Befehl geschickt, daß sie sich unpartheiisch dabei verhalten, und das Volk durch ihre Gegenwart in ihrer Unwissenheit und Dummheit nicht weiter verstärken sollten. Ja, als die öffentlichen Freudensbezeugungen und Anbetungen des Wunderkindes täglich immer mehr zu- als abnahmen, so hielt er es für nöthig, solche

*) Daß unter dem Worte Pöbel immer zweierlei Gattungen Leute zu verstehen sind, haben schon mehrere Schriftsteller deutlich gezeigt. Wir brauchen also nur hier kürzlich zu bemerken, daß sie darunter vornehmen und niedrigen, adlichen und nichtadlichen haben verstanden wissen wollen.

Unordnungen durch einen öffentlichen Befehl bei Strafe des Bannes zu verbieten, nahm auch die Unterſuchung dieſes Vorfalles mit allem Ernſt über ſich.

Dieſer weiſe Entſchluß des Prälaten bewürkte, daß ſich das Volk vor dem angedrohten Banne fürchtete, und die Nonnen hierdurch ihre Geſchenke einbüßeten, beſonders war Donna Valera hierdurch in der gröſten Gefahr, daß ihr ganzer Betrug an den Tag kommen möchte, wo dann ihr ganzer Lohn die berüchtigte Einmaurung zwiſchen vier Wänden war. Zu allem Glück ſtarb der neugebohrne Knabe nach Verlauf von acht Tagen und ward ohne einige Weitläuftigkeiten unter einem Schwibbogen begraben. War nun zuvor die Freude der Nonnen groß geweſen, ſo war nunmehr die Betrübniß über den Verluſt dieſes unſchätzbaren Gutes weit größer, jedoch tröſteten ſie ſich am Ende damit, daß die Jungfrau Mutter ſchon wieder mit einem andern die gläubige, chriſtkatholiſche Welt beſchenken würde. Sie waren auch ſo albern, daß ſie die Einwohner der Stadt beſchuldigten, als hätten ſie durch ihre Ungerechtigkeit dieſes heiligen Knabens ſich unwürdig gemacht, weswegen ſie öffentliche Buße thun, und Gott um einen andern von dieſer Art bitten ſollten.

Da Valera, durch das Verfahren des Erzbiſchofs aufmerkſam gemacht, ſahe, daß ihr jetzt die

äußerste Gefahr drohete, so unterließ sie nicht, den Don Christoval davon zu benachrichtigen, und wie sie es schlechterdings für nothwendig hielt, noch die folgende Nacht mit ihm zu fliehen. Sie beredete sich daher beide, daß Valera, als Bedienter verkleidet, dem Don Christoval folgen, und ihr Geld nebst den Juwelen in einen Mantelsack einpacken sollte. Don Christoval kaufte sich den andern Tag zwei leichte Pferde, damit ihre Flucht desto geschwinder von statten gehen möchte.

Den andern Tag darauf bat sich die listige Valera bei der Priorin die Erlaubniß, eine acht und vierzig stündige Fasten in ihrer Zelle zu halten, aus, denn durch diese Andacht — setzte sie sehr scheinheilig hinzu — hoffe sie ihre und des Klosters Ehre bei dem ungläubigen Erzbischofe zu vertheidigen. Dieser fromme Vorschlag war der Priorin sehr angenehm, daher erlaubte sie es ihr sehr gern, und versprach ihr, daß sie keine Nonne binnen der Zeit in ihrem frommen Vorhaben stören sollte. Durch diesen Pfiff hatte das listige Mädchen gewonnen Spiel, sie erhielt hierdurch acht und vierzig Stunden Zeit, und so viel brauchte sie eben, um ohne allen Verdacht aus dem Königreiche zu kommen.

Als die Priorin den Nonnen den Befehl ertheilt hatte, sich in ihren Zellen ruhig zu verhalten, so schloß Valera ihre Thüre zu, machte die Leiter zurechte, und flog in ihres ängstlich harrenden Geliebten Arme. Sie hielten sich nicht länger auf, als Valera nöthige Zeit zur Verkleidung brauchte, sehr

ten ſich auf ihre ſchnellen Pferde und entwichten unter ihrer Verkleidung mit Hülfe der Nacht glücklich aus dem Königreiche. Zu Bayonne in Frankreich landeten ſie glücklich an, ruheten etliche Tage da aus, und thaten ſich nicht wenig auf die Leichtgläubigkeit der Einwohner von Saragoſſa zu gute. Von da reiſeten ſie weiter, und kamen endlich in der Schweiz, ihrem gewählten Standpunkte, an, wo ſie einander heirratheten und in der Folge unter einem zahlreichen Zuwachs ihrer Familie einem glücklichen und ruhigen Alter entgegen ſahen.

Da wir nun zum Ende unſerer erbaulichen Geſchichte kommen, ſo müſſen wir doch noch unſern vielleicht neugierigen Leſern und Leſerinnen erzählen, wie es den armen Nonnen nach der Abfahrt unſrer beiden Liebenden ergieng. Die Priorin wollte ſelbſt dem guten Beiſpiele der Valera folgen, und nahm ſich daher vor, unter Beten und Singen auf den Knien gleichfalls acht und vierzig Stunden zu verharren, und hier vielleicht durch eine andere himmliſche Erſcheinung zu erfahren, wie ſie ſich bei den angefangenen Feindſeeligkeiten des Erzbiſchofs gegen ihr Kloſter zu verhalten habe. Da nun die Zeit ihrer Andacht verfloſſen war, gieng ſie an der Valera Zelle, klopfte an die Thüre, und wollte erfahren, wie ſie ſich befände; da ſie nun von niemand eine Antwort erhielt, bildete ſie ſich ein, Valera wäre wohl gar wegen ihrer Heiligkeit dem Herrn in der Luft entgegen gerückt worden, und habe daher bloß ihren irdiſchen Leib da laſſen müſſen, um dieſes Wunder

den Leuten dadurch anzuzeigen. Sie ließ daher von andern Nonnen die Thüre aufsprengen, um zu erfahren, ob sich die Sache wirklich so verhielt, als sie dieselbe sich einbildete. Wie erschrak sie aber nicht, als sie durch die noch da hängende Leiter von der heimlichen Flucht der Valera deutlich benachrichtiget wurde, sie wußte nebst den staunenden Nonnen nicht, was sie vor Angst beginnen sollte, da sie sich von der Valera schändlich betrogen sahe.

Sie glaubte, hierbei weiter nichts bessers am Ende thun zu können, als die Flucht dem ungläubigen Pater Provinzial zu melden; dieser gieng zum Erzbischof, um sich bei ihm deshalb Raths zu erholen. Wenige erfuhren, was man für einen Schluß fassete. Die Priorin aber wurde ihres Dienstes entsetzt und die Klosterthore auf ein ganzes Jahr verschlossen. Spottvögel, die hernach erfahren haben mußten, durch welche Mittel sich die schwangre Valera sich als eine reine Jungfrau zu erhalten gewußt hatte, nannten dieses Kloster scherzweise: das Kloster zur pristina virginitas.

Roderich und Nina,

oder

die glückliche Entführung,

eine deutsche Klostergeschichte in Briefen.

Erster Brief.

An die Frau von Z*.

So willkommen war mir des Tages Anbruch noch nie, als heute. Das war aber auch eine schreckliche Nacht, das Schlagen der Meereswellen, das Rasen des Nordwinds, das Heulen unsrer Klosterfahnen war die schrecklichste Simphonie der Natur. In diesen Augenblicken des Schreckens und der Furcht dachte ich an meinen geliebten Roderich; entweder, sagte ich zu mir, hat er mit diesem allen Untergang drohenden Sturm auf der See zu kämpfen, oder fällt vielleicht von dem Blei eines Seeräubers, der ihn für einen tapfern Mitgenossen der

Malteſer hätte. Beides machte mich ſchwaches Mädchen zittern. Ich lag die ganze Nacht auf den Knien, und bat Gott und die heilige Jungfrau, mir ihn zu erhalten, und dann — erſtaunen Sie nicht — mich ewig mit ihm zu verbinden. Thörichte und ſündliche Bitten! Darf denn eine verlobte Braut Chriſti noch an andre Gegenſtände, außer ihm, denken? Leben Sie wohl, und beſuchen Sie mich morgen, weil wir Faſtnacht haben, welche bei uns ſehr feierlich celebrirt wird.

Zweiter Brief.

Ich wartete den ganzen langen Tag umſonſt auf Sie, und mußte mich bis zum Abendeſſen mit kahlen Entſchuldigungen durchhelfen, um nicht zu dem allgemeinen Unſinn in das Erholungszimmer herabgenöthiget zu werden. Nach Tiſche konnte ich nicht länger ausweichen, und mußte als Augenzeugin mit anſehen, wie wenig Leute von geringem Verſtande brauchen, um ſich unterhalten und erfreuen zu können.

Ich ſah nie eine ausgelaßnere, zügellosere Freude als in den Klöſtern, wenn die erſchlaffte Phantaſie von dem Wein und einem erlaubenden Blick einer deſpotiſchen Obrigkeit aufgeſtützelt wird! Einige unſrer Nonnen umzingelten die Weinflaſche und genoſſen dieſes berauſchenden Getränks ohne Aufhö-

ten; andre, die schon über die Maaße gezecht hatten, bemalten ihre Gesichter mit Kreide und Ruß, verkleideten sich in die Kleider, die sie ehemals mit in das Kloster gebracht, und lärmten und tobten trotz einem Bachantenklubb. Die Aeltesten, welche ihre Jahre an diesen lärmenden Vergnügungen hinderten, setzten sich um das vertrauliche Kamin, sprachen von verfallener Klosterzucht, von der letzten Wahl der Priorin, und wie viel jede unter ihnen Stimmen gehabt, die aber durch die Gnade Gottes von der jetzigen würdigen Frau Priorin überstimmt worden wären. Sie wußten von der Verderbniß andrer Klöster, vom Aufwand andrer Aebtissinnen, und von dem Katharr des Pater Beichtvaters viele Erinnerungen, Einwürfe und heilsame Gegenmittel in Vorschlag zu bringen. Die Jüngsten des Konvents, welche die starke Bewegung und der mehr als gewöhnlich getrunkene Wein zu sehr erhitzte, machten in der entferntesten Ecke des Saals eine besondre Gesellschaft für sich aus, gaben vor, sich Geschichten — oder Mährchen zu erzählen, konnten aber nie dazu kommen, denn es schien, als wenn alle unterdrückte Liebe, alles verläugnete Feuer sie auf einmal verzehren wollte. Man hörte verschlingende Küsse rauschen, Seufzer aus dem liebeathmenden Busen ertönen, und niemand näherte sich einer Gesellschaft unglücklicher Thörinnen, die Tugend und Schamhaftigkeit schon verlassen hatte. Die Priorin kannte zwar den Unfug, allein das Andenken voriger Jahre mußte ihrer Seele noch viel

zu süß seyn, als daß sie Freuden hätte stören sollen, die sie einst selbst bis auf die Hefen ausgeschlürft hatte. Sie hatte Zeuginnen ihrer Jugendfreuden im Saale, deren geheime Vorwürfe sie schon öfters verschlucken mußte, und vor denen ihr die Grimasse strenger Heiligkeit viel zu erzwungen, viel zu neu anstand, als daß sie sich an diesem Freudentage durch kühne Widersetzlichkeit nicht lautes Hohngelächter zugezogen haben würde.

Man brachte unterdessen eine neue Unterhaltungsart auf, jedes Mädchen auch die alten nicht ausgenommen, sollte nun die Gesundheit ihrer Inklination trinken. Keine schlug den Antrag aus, weil keine ohne Inklination war, und die Priorin machte mit der Gesundheit des Beichtvaters den Anfang. Die andern folgten, und keine war so verlegen, nicht den Namen eines artigen oder rüstigen Mannes zu wissen, der entweder unsre Kirche besuchte, oder den sie bei andrer Gelegenheit kennen lernten. Ganz unter den letzten an der Reihe fieng ein junges blondes Nönnchen, als auch sie die Ordnung traf, anfangs sehr stille, da man aber heftiger in sie setzte, laut zu weinen an. Niemand mochte wohl begieriger seyn, die Ursache der Thränen zu wissen, als ich, darum fragte ich sie auch gerade zu, warum sie weinte, und sie gestand mit der unschuldigsten Einfalt, daß ihr die Küchenmeisterin ihre Inklination weggenommen, die in einem dicken, baubäckigten Ministraten unsers Klosters

beſtand. Alle lachten laut über die brennende Eifersucht dieſer kleinen Inamorata, nur mir war ſie ihrer folternden Leidenſchaft wegen bedauernswürdig.

Sie fragen, ob ich auch auf die Geſundheit meiner Inklination getrunken? Da zweifeln Sie ja nicht; ich ließ mich nicht zweimal nöthigen, nahm meinen Becher und ſagte mit lachender Miene: Auf unſre ewige Treue, lieber R., wenn Du noch lebſt! Nichts lieber A., ſagte die Erfinderin dieſes Inklinationsprojekts: Alſo, lieber Rudolph, ſagte ich, um doch etwas zu ſagen, und trank. Die Priorin lächelte höniſch, und ich, Hohn mit Hohn zu bezahlen, trank noch einmal auch auf die Geſundheit des Beichtvaters. Sie verſtand mich, ſagte aber kein Wort, räuſperte ſich, um ihre Röthe zu bemänteln, und ſo giengen wir nach und nach zu Bette, um uns mit unſern lieben Inklinationen in zauberiſchen Träumen zu unterhalten.

Lachen Sie nicht über dieſe allerliebſten Sächelchen, die dieſer Brief enthält; wenn Sie wüßten, wie intereſſant ſolche unbedeutende Kleinigkeiten Bewohnern der traurigen Klöſter ſind, ſo würden Sie nicht weiter lachen. Noch ein halbes Jahr wird von dieſer Mummerei und von dieſen auf die Bahn gebrachten Inklinationen geſprochen, weil dadurch wirklich in manchem Nonnenherzen der Saame zur

Eiferſucht, Neid und Verachtung gelegt wird. Leben Sie wohl, und überſchicken Sie mir ſo gleich die Briefe, die Sie von meinem lieben Roderich an mich erhalten. Mir iſt bang um ihn, weil ich ſo lange Zeit keine Nachricht von ihm erhalten habe.

Dritter Brief.

Sie verlangen von mir eine kurze Lebensgeſchichte und Charakteriſtik meiner Mitſchweſtern; da ich nun ſo ziemlich von den Schickſalen der meiſten unterrichtet bin, ſo mache ich mir es zu dem angenehmſten Geſchäft, Ihre Bitte zu erfüllen, und fange gleich bei der ehrwürdigen Priorin an.

Dieſe war ſchon in der Stunde der Geburt ein auserwähltes Gefäß des heiligen Geiſtes. Sie ward am Pfingſttage geboren, und wurde Urſula genennet. Sie mußte in ihrem täglichen Morgengebete ihrer heiligen Namenspatronin einen guten Morgen wünſchen, und vor ihr Bildniß, welches in Lebensgröße im Zimmer ſtand, ein kleines Gebet thun. Sie ward von ihren frommen Aeltern von Jugend auf zur Sittſamkeit und Keuſchheit angehalten. Im fünften Jahre bekam das fromme Töchterlein einen ſehr heftigen Huſten, ward aber durch Vorbitte der heilige Urſula, nach einigen Wochen ſo ziemlich wieder hergeſtellt. Die Mutter klei-

kleidete das ſo wunderbar geneſene Kind alſobald nach den Schnitt der Urſulinerinnen, und der Vater ließ ſich von ſeinem Töchterlein nicht einmal die Hand mehr küſſen, weil es ſchon eine verlobte Geſpons des Herrn war. Sie ſpielte, als ſie heranwuchs, nicht, wie andere Kinder, kindiſche Spiele, ſondern hielt, um ſich an ihre künftige Beſtimmung zu gewöhnen, mit andern Kindern Schule, gab ihnen gern, unter einem Vorwand der Nachläſſigkeit, die Ruthe, und gewöhnte ſich nach und nach ſo ſehr an dieſe nicht gar zu anſtändige Correction, daß ſie dieſelbe, auch als ſie ſchon Novizmeiſterin war, noch beibehielt, und ihre artigen Novizinnen, wo nicht ſchmerzlich, doch täglich, ſtäupte. Auch an ihrem kleinen Bruder und ſeinen übrigen Geſpielen ward ſie zur Schulmeiſterin, und gewann ſich bei ihren frommen Aeltern die Achtung einer mit der Zeit der lieben Jugend ſehr nützlichen Ziehemutter.

Ihre Geſtalt hatte durch die Gnade Gottes ſehr viel Widerliches, welche Gabe durch die Pocken noch um vieles bereichert ward, ſo, daß jedermann ausdrücklich den Finger Gottes hierin erkannte, da die leichtfertigſten Jünglinge des Städtchens unſre fromme Urſel mehr zu fürchten, als ihrer unbefleckten Reinigkeit nachzuſtellen ſchienen. Ihr Bruder wurde enterbt, und dem lieben Töchterchen fiel ſowohl ihrer Eltern, als ihres Oheims Vermögen anheim. Unterdeſſen wurde die fromme Urſel von

den Vorzügen eines breitschuldrigen, dickwadichten Brauerssohns geblendet, den sie um alles in der Welt gern in ihre Disciplin genommen hatte. Doch auch hierinne that Gottes Vorsicht Wunder; die heilige Ursula zog so eine Eisrinde um das Herz des Jünglings, daß dieser nichts mit ihr zu schaffen haben wollte, und unsre ehrwürdige Frau Priorin die Eitelkeit alles Irdischen immer mehr und mehr einsah, und von dieser Stunde an sich entschloß, bei nächster Aufnahme sich unter dem breiten Mantel der heiligen Ordensstifterin zu verbergen. Der Wille des Herrn wurde noch selbiges Jahr an ihr erfüllt, und sie leuchtet seit dieser Zeit uns allen mit ihrem guten Beispiele vor.

Schwester Konkordia war, wie die Kinder der Leviten, schon in ihrer Geburt dem Altar geweihet, sie wurde in der heiligen Klausur gebohren, und noch ehe sie getauft war, zum Versöhnopfer der Vergehungen ihrer Mutter, dem Herrn angeboten. Sie war schön wie eine eben aufgebrochene Rose, und schlank wie eine Ceder. Das Kloster hält sie für die ganze Welt, die Legende der Heiligen für wahrhafte Geschichten und die Nonnen für fromme Leute, nach deren Sitten sie auch die ihrigen bilden sollte. Freilich schien ihrem kleinen Herzchen dieses heilige Leben sehr schwer, denn Charakteren von guter Anlage sind der Neid, Haß und Stolz keine so geläufigen Dinge, die man nur sehen und fühlen darf, um sie schon liebzugewinnen; Verfolgung,

Drohungen und weiſe Ratſchläge des Beichtvaters brachten ſie endlich ſo weit, daß ſie ſich böſer zu ſeyn ſtellte, als ſie in der That iſt, und dadurch ſowohl weitern Kränkungen entgieng, als auch das beneidenswürdige Amt einer Pförtnerin erhielt.

Schweſter Klara, die Tochter eines Tuchhändlers, hatte einen ſo ſchwachen Kopf, daß ſie ſich oft lange auf ihren oder ihres Vaters Namen beſinnen mußte. In ihrem funfzehnten Jahre konnte ſie noch nichts weiter, als ihre Puppe aus- und ankleiden, und würde ohnfehlbar ihr ganzes Vermögen in ein Spital gebracht haben, wenn ſie nicht von ohngefähr mit einer Anverwandtin in unſer Kloſter gekommen wäre, wo ſie in der Zelle jeder Schweſter einen kleinen Jeſus ſahe, den jede nach ihrem Wohlgefallen aufputzen, wiegen und auf alle Art mit ihm tändeln konnte. *) Sie wäre gleich ſelbigen Tag nicht mehr zu ihren Eltern nach Hauſe

*) Mit ſolchen geſchmackloſen, kindiſchen Zeitvertreiben bringen die meiſten Nonnen in Deutſchlands, beſonders Baierns Klöſter ihre Zeit zu. O, wenn wird doch in dieſem unglücklichen Lande die Dämmerung der Aufklärung aufgehen, die bis jetzt noch ein Pater Frank, Gruber, Diener, Ugleicher und wer weiß noch was für Engel der Finſternis, ſo muthwillig zu verſcheuchen ſuchen. Der aufgeklärtere Theil Europa's ſieht dieſem Schauſpiel mit Unwillen zu.

gegangen, die ihr schon allgemach das Puppenspiel untersagten, wenn nicht erst die Frau Priorin sich hätte erkundigen müssen, ob Klärchens Vater die zwölftausend Thaler in Courant oder Konventionsfuß bezahlen wollte, die doch jener Klasse von Menschen ein für allemal bestimmt waren, so sich entschließen würde, ihm sein Töchterchen abzunehmen. Der Handel ward geschlossen und das Geld nebst dem Mädchen gleich den andern Tag überliefert. Sie ist jetzt vierzig Jahr alt, kann im Chor so ziemlich die Bälge treten, und kleidet ihren Jesus auch an Werkeltagen in Seide.

Schwester Mariane, ein aus dem schon vor etlichen hundert Jahren stiftemäßigen Hause der Grafen von H* entsprossnes Fräulein, hatte das Unglück, die Schwester eines stolzen Bruders und die Tochter einer thörichten Mutter zu seyn. Sie würde das glücklichste Mädchen gewesen seyn, so wie sie das schönste war, wenn ihre Eltern so viel Ritterahnen als Ahnen hätten zählen können, welches noch jetzt der Fall bei mancher bettelarmen, aber doch dabei auf ihre Ahnen stolzen Familie Deutschlands ist. Diese Familie aber war zu tief herabgesunken, und Marianens Bruder, der auf einer sogenannten großen Reise, von welcher er eben so klug, als vorher zurückgekommen war, schon seinen Antheil durchgebracht hatte, brauchte auch den seiner Schwester noch, um seine Kompagnie zu bezahlen und dem L'Hombretisch der Frau Statthalterin Ehre zu machen.

Mariane hätte eine feine Stimme, und bezauberte auf dem Flügel Kenner und Nichtkenner. Beruf genug zu einer Nonne. Man führte sie unter dem Vorwande einer Lustreise in unser Kloster, sperrte sie ein, zwang sie, ihr Gelübde zu thun, und equipirte gleich darauf ihren Bruder, den Herrn Hauptmann. Zum größten Glück für sie selbst ward das gute Mädchen ein halbes Jahr nach dem Profeß wahnsinnig, und Alte und Junge beneiden sie um dieses Glück von ganzem Herzen.

Schwester Josepha, eine getaufte Jüdin aus einem böhmischen Städtchen, war als ein zwanzigjähriges Mädchen so geschickt, ihrem Vater und Onkel ihre Juwelen zu stehlen. Sie ließ sich geschwind taufen, um mit Ehren ihren Raub behalten zu dürfen, und machte alsdann mit einem Liebhaber eine Reise durch einen Theil Europa's, kam noch mit einer Schnur großer Perlen, zwei hübschen Brillanten und einer schändlichen Krankheit in unser Kloster, um die Unvollkommenheiten ihrer Reisen in Staub und Asche abzubüßen. Sie ist jezt wieder so mittelmäßig hergestellt, und darf, weil die Krankheit ihre Stimme und Nase sehr mitgenommen, nicht wie andre in den Chor gehen.

Schwester Innozens, ein Nönnchen, wie alle seyn sollten, ist die Tochter eines berühmten Freskomalers aus Bologna. Ihr Vater malte unsre

Kirche und Altäre mit allem Ausdruck der Erfindung und Kunst, gab uns aber seine Tochter im Kaufe, die ebenfalls nichts mehr, als ein lebendiges Gemälde ist. Sie freuet und betrübt sich über nichts, schläft mit offenen Augen, und fragte jüngst den Beichtvater, warum er keine Nonne geworden wäre? Sie hatte schon einigemal einen Anfall von der fallenden Sucht und einem darauf folgenden Wahnwitz, seit dieser Zeit ist auch der Ruf ihrer Heiligkeit um vieles gewachsen. Sie hat einen schwachen Magen, hütet sich vorm Weine, und wälzt sich nach ihrer natürlichen Trägheit allemal zuletzt aus dem Chore. Wer bezweifelt nun ihre Heiligkeit?

Der Beruf der Schwester Ignaz war sehr klar und überzeugend. Sie liebte von Jugend auf mit einem verzehrenden Feuer, ohne doch selbst zu wissen, wen. Ein frommer, aber nicht gescheider Mann, wie denn diese beiden Eigenschaften selten bei einander anzutreffen sind, sagte ihr in aller Einfalt, sie liebe Gott, das Mädchen glaubte, und überließ sich mit Freuden dieser himmelgewinnenden Schwärmerei. Sie trat auf Einrathen des Beichtvaters, um mit ihrem geliebten Gegenstande ganz vereiniget zu werden, in den Orden, und erwartet nun diese Vereinigung mit schmerzhafter Ungeduld. Ihre Gesundheit nimmt zusehends ab, und sie sieht ihrem Tode, als der Realisirung ihrer Liebe, mit wahrem Heldenmuthe entgegen,

ob sie gleich erst neunzehn Jahre alt ist. Freilich verspricht unser Arzt eine baldige Aenderung, aber ohne das Heilmittel, das er ihr nicht leicht verschaffen kann und will, ist wenig davon zu hoffen.

Die Schwester Jukunde war zur Nonne gebohren, sie hat einen natürlichen Abscheu vor allen Männern, liebt aber ihr eignes Geschlecht desto brünstiger. Sie hat seit vier Jahren alle ihre Schönheit eingebüßet, und manche junge Novizin die ihrige mit, ohne daß jemand die Ursache davon weiß. Sie ist sehr schwächlich, hat keine Eßlust, und wird manchmal von ihrer Besinnungskraft verlassen. Alles Folgen von jenem schändlichen Laster, das sowohl innerhalb als außerhalb den Klöstern bei den Frauenzimmern so viel Beifall findet, und wovon frühe Hinwelkung der Reize, Nervenschlafsung und Abspannung die unausbleiblichsten Folgen sind.

Dieses sind so beiläufig die merkwürdigsten Charaktere unsers Klosters, die andern sind lauter kalte, kränklichte, mit ihren Jahren und Sünden höchst unzufriedene Weiber, halten strenge über die Klosterzucht, hören gern Stadtmährchen und Familienneuigkeiten, schlürfen gebrannte Wasser durch ihre wenigen Zähne, und feiern allezeit einen Jubeltag, wenn sie eine Unglücksgeschichte aus einem Kloster erfahren. Sie schlafen im Chore und beten

im Bette, haben wenig Hunger, wenig Wärme, triefende Augen, große Rosenkränze, Hüneraugen und starken Husten.

Gefangene haben wir nur selten, weil unser schlechtes Wasser und das ungesunde, feuchte Gefängniß gewöhnlich mitleidiger mit solchen Unglücklichen ist, als unsere Regeln und ihre Erklärerinnen. Könnten die Grausamkeiten, die in den Klöstern an manchen solchen armen Geschöpfen begangen werden, dem Auge der Welt entdeckt werden, gewiß, die Menschheit würde über solche Tigerherzen erstaunen, ihnen fluchen und die Klöster als Behältnisse solcher Barbaren zum Abgrund der Hölle verwünschen. *) Eben als ich diesen Brief schließen will, bekomme ich von Ihnen einen mir so angenehmen Brief von meinem Roderich. **) Also hat der Gute mich doch nicht vergessen, sein edles Herz schlägt also immer noch so warm für seine Nina als sonst. Dank, tausend Dank, gnädige Frau, für die geschwinde Uebersendung desselben; ich habe meinem Roderich augenblicklich ge-

*) Dank dir, weiser Joseph, verkannt von der Welt und verrufen von den dickbäuchigen, dummen Mönchsphysiognomien, für deine weisen Einrichtungen, die solchem abscheulichen Unfug in deinen glücklichen Ländern ein Ende gemacht haben. Ewig sey dein Andenken gesegnet.

**) Dieser Brief ist verloren gegangen.

antwortet, ſo wie mir es mein für ihn fiebernd mendes Herz eingab. Um die baldige Beſtellung deſſelben darf ich Sie doch nicht weiter bitten, weil ich ſchon völlig überzeugt bin, daß Sie an meinen Herzensangelegenheiten die wärmſte Theilnahme nehmen und alſo jederzeit auf mein Beſtes bedacht ſeyn werden.

Vierter Brief.

Nina an Roderich.

Wie willkommen war mir die erſte Nachricht, die ich nach einem ſo langen Stillſchweigen von dir wieder erhielt. Deine beiden Briefe kamen, weiß Gott, in welche Hände, und ich war unterdeſſen das Opfer der Verzweiflung, des Mistrauens und der brennendſten Eiferſucht. Wieſt du mir wohl, mein Beſter, ſo gerne verzeihen, als ich dir offenherzig meine Verbrechen wider dich geſtehen will? O gewiß, ich kenne dein vortreffliches Herz, du verſagſt deine Verzeihung gewiß einem Mädchen nimmermehr, die dein Bedauren verdient. Ich hielt dich für einen Ungetreuen, für einen wie andre Männer mit Weiberherzen tändelnden Jüngling, ich vergaß, daß du ein Gott deines Geſchlechts biſt, alle Beſinnungskraft verließ meinen kranken Kopf, und nur die leidige unbefriedigende Kenntniß meiner ſelbſt blieb, mir Armen zum Schmerz, zurück.

Ich ſah an mir nur das ſchwache, unvorſichtige, verlaſſene Mädchen, dich hingegen, mein Geliebter, erblickte ich hoch über mich, erhaben auf den Fittigen deines Ruhms und deiner Verdienſte, hangend an andern Geſchöpfen, die mich in Betracht ihrer Reize weit hinter ſich zurückließen, und ſtolz auf meine Niedrigkeit herabſahen.

Dann empörte ſich wieder das ſtolze Weiberherz, der Ingrimm der verachteten Liebe. Ich ſtieß Schmähungen wider dich aus, die meine Eigenliebe erfand, um dich verachten zu können, goß brennende Thränen auf dein Bildniß, um jeden deiner verführeriſchen Züge herauszätzen zu können, die mich armes Mädchen um Herz und Verſtand gebracht. Ich zog aus meinem nur mir bekannten Winkel meines Zimmers den Spiegel hervor, durchforſchte mein Herz mit unbeſtochener Kritik, und fand zu meinem größten Entſetzen meine ſo oft von dir rothgeküßte Stirn von Kummer umwölkt, das Feuer meiner Augen von Thränen ausgelöſcht, meine Lippen zitternd und blaß, und meine Wangen eingefallen. Ich ſchrieb bittende und zürnende Briefe an dich, und zerriß die zürnenden wie die bittenden wieder, verbrannte ſie auf meinem Tiſche, und manche herabſtürzende Thräne ziſchte in dieſe Opferflamme meine Kummers.

Oft ſang ich mit leiſer Stimme deinen Namen im mitternächtlichen Chor, deutete jeden Vers auf unſre Liebe, und wunderte mich nicht mehr, daß es dem Theologen und dem Goldmacher, dem Wahrſager und dem Gotteslängner gleich leicht ſey, ſeine Meinung in der Bibelſprache herzuſagen. Ich athmete lauter Liebe in dem hohen Liede, und griegramte für Wuth in manchem Verwünſchungspſalme.

Nun aber, da die erſte Nachricht von dir wieder meine ſchmachtende Seele belebt, durchjauchzen auch meine einſame Zelle die lange vergeſſenen Halleluja wieder, und dein Name, der die tägliche Loſung zu meinen Thränen war, iſt jezt wieder Muſik meinen Ohren, mehr als Muſik, er iſt mir das wohlthuende Rieſeln eines nahen Bachs dem durſtigen Wanderer in einer ungebahnten Wüſte iſt. Schreibe mir ja bei jeder Gelegenheit, die du nur findeſt, reiſe nicht mehr aus dem lachenden Himmelſtrich deines dich ehrenden Vaterlandes, laß nicht mehr Meere zwiſchen uns brauſen, Flüſſe hinſtrömen, und beſchneite Gebürge meine Klagen vor deinen Ohren trennen. Eile in die Arme des Mädchens, deren Retter du ſeyn wirſt, ſtürze dich an ihren wallenden Buſen, der nur für dich ſchlägt, und vergilt ihr mit deiner heißeſten Liebe all ihren Kummer, und ihr langes, ſehnliches Warten.

O, mit welchem Wucher wird dir dein Mädchen deine Liebe vergelten! Wie will ich dir oft, wenn wir glücklich entflohen ſind, in langen Winterabenden von deinem Arm umſchlungen, die Geſchichte meiner Leiden erzählen, will mein geheimes Tagebuch auf deinem Schooß durchblättern, und alle nur mir bekannte Zeichen die erklären, die ich in unmuthigen und mißvergnügten Augenblicken mit rother und ſchwarzer Dinte drein gekritzelt; will dir Lieder ſingen, die ich auf unſre gegenſeitige Neigung gemacht, den freudevollen Becher kredenzen, woraus du trinkſt, und muthwillig deiner Liebe widerſtehen, um dich dieſelbe doppelt koſten zu laſſen. Komm ja bald; ſchreibe mir umſtändlich, was du in den letzten zwei Briefen geſchrieben, die vermuthlich in die Hände der neidiſchen Aebtiſſin gerathen ſind, und ſchicke mir allezeit deine Briefe durch unſre vortreffliche Freundin, die Frau von Z*. Liebe mich, liebe mich ewig, mein guter Roderich, und eile ja bald in die Arme deiner dich ſehnlichſt erwartenden

Nina.

Fünfter Brief.

Unſre Aebtiſſin iſt geſtorben, und ich, wenn ich Luſt habe, kann an ihren Platz kommen. Es klingt freilich ein wenig ſonderbar, wenn die allerfreieſte von dem ganzen Konvent die Kloſterzucht beſorgen muß, aber ich glaube doch: Beſſer die

freieſte als die bigotteſte Sclavin. Heut über acht Tage wird die Wahl vor ſich gehen. Die meiſten unſrer Schweſtern ſind mir Geld ſchuldig, das ich ihnen manchmal vorgeſtreckt habe; ſchicken Sie mir noch mehreres, denn ich will ſie zu noch größern Schuldnerinnen machen, den hierin ſteckt der Grund meiner Erhöhung. Als einige Kardinäle einem Pabſt den Vorwurf machten, daß er nur darum Pabſt geworden, weil er die Stimmen theurer bezahlt, als die übrigen Kardinäle; ſo ſagte er ganz kaltblütig: „Ich errettete den heiligen Geiſt von Spott und Schande, und ihr beklagt euch noch?“ Und unſres Oberhaupts Beiſpiele will ich auch folgen, weil er mir mit einem ſo guten Betragen vorgeleuchtet hat. Indeſſen bemühe ich mich nicht aus Hochmuth um dieſe Würde, ich thue es nicht aus Luſt, andern befehlen zu können, wohl aber aus Verlangen, mir nicht mehr ſo vieles befehlen zu laſſen. Sehen Sie hier, liebe Freundin, mit wenig Worten meine ganzen Bewegungsgründe. Leben Sie wohl!

Sechſter Brief.

Benedictus Deus!

Nun fragen Sie ja nicht mehr, wie die geſtrige Wahl abgelaufen iſt. Mein mütterlicher Segen, mit dem ich Sie gleich beim Eingange meines Briefes überſchütte, muß Sie überzeugen, daß ich

jetzt zu der Stelle erhoben worden bin, die mir, wie ich nun einsehe, so gute Gelegenheit an die Hand giebt, mit meinem Roderich glücklich aus dem Kloster zu entkommen. Wissen Sie, wie wir das anfangen wollen? Hier haben Sie den Plan ganz kurz, und bewundern Sie dabei mein anschlägliches Köpfchen. Ich werde vorgeben, meiner Gesundheit halber eine Reise in ein entferntes Bad zu thun; Dispensation bekomme ich als Priorin von unserm Bischoff leicht; einige Meilen von unserm Kloster erwartet mich mein Roderich, wir nehmen einen falschen Weg, um unsre Nachspäher irre zu machen, und begeben uns nach Italien, wo es niemanden so leicht einfallen wird, uns auszukundschaften. Beiliegender Brief an meinen geliebten Roderich enthält eben denselben Plan, den ich ihm bekannt mache. Er ist jetzt von seinen Seereisen zurückgekommen, und hält sich in ** auf, um von da mich zu sprechen. Dieses alles habe ich aus Briefen von ihm erfahren, die mir neulich ein guter Freund, der auf seiner Reise die hiesigen Gegenden passiren mußte, überbrachte. *) Nun ehe keinen Brief von mir, als bis ich glücklich mit meinem Geliebten aus dem Kloster entkommen bin.

*) Diese und der obige Brief sind verloren gegangen, und lassen überhaupt in der ganzen Geschichte keine Dunkelheit zurück.

Siebenter Brief.

An eben dieſelbe.

Venedig den 11. April 17—

Nun bin ich da, wohin ich ſchon ſo viele tauſende meiner Wünſche bei lang hingeſeufzten Nächten geſchickt habe, da, wo eine neue Periode meines Lebens, meines Glücks oder Unglücks anfangen ſoll. — Wie, wenn ich mich in der Divination meines künftigen Schickſals ſo ſehr betröge, als ich mich in meiner Vorſtellung von der Schönheit dieſer Stadt betrog? Ich wähnte, mich von weitem einem irdiſchen Paradieſe zu nähern, und nun finde ich mich in einem unordentlichen Fleken zwiſchen ſtinkende Sümpfe und Paläſte eingeklammert. Es ſagte mir jedermann, und man ſchmeichelte mir nicht bloß, daß ich gut italiäniſch ſpräche, und hier verſtehe ich kein Wort von der Sprache, die allgemein geſprochen wird. Das ungeſchliffenſte Volk, ein ungeſunder Himmel, theure und ſchlechte Koſt, ſtinkendes Waſſer, kalte, dumpfe Zimmer ſind hier zu Hauſe; eine Gondelfahrt und ein Spaziergang auf dem Markusplatz, wo man ſich durchdrängen muß, ſind die einzigen Vergnügen, die man hier haben kann. Der Deſpotismus hat hier in aller Scheuslichkeit ſeinen eiſernen Thron befeſtiget, das Volk muß ſich alles von einem Nobili di Venetia gefallen laſſen. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß ein anſehnlicher Bürger, der einem müßiggehenden Edelmann nicht mit der

gehörigen Ehrfurcht aus dem Wege gieng, von ihm ein Hund geſchimpft und mit Stockſchlägen bedroht wurde. Doch weg von dieſen unangenehmen Scenen, ich komme auf meine eigne Perſon, um ihnen die Geſchichte unſerer Flucht zu erzählen.

An der Mittwoche Abends kam mein Roderich verkleidet zu mir, — ich verſchweige Ihnen die Scene des Wiederſehens, — er empfieng von mir alle mein Gold und Juwelen zur Verwahrung und ich trug ihm auf, früh morgens um vier Uhr den Wagen vor die Pforte zu ſchicken. Meine und der Walpurgis Kleider waren beſorgt und in die Koffer des andern Wagens, der einige Meilen vor der Stadt hielt, eingepackt. Roderich vertrat bei demſelben die Stelle des Kutſchers, der Wagen ſelbſt aber war zu einer langen und kommoden Reiſe eingerichtet. Er beurlaubte ſich diesmal auf mein Geheiß ſehr früh, um alles gut und pünktlich anordnen zu können.

Sie werden mich fragen, wer denn die Walpurgis war, die ich mir zu meiner Reiſegefährtin erwählt hatte. Hören Sie hier eine kurze Schilderung derſelben an, und wie wohl ihr das Glück wollte, daß ſie auf eine ſo unvermuthete Art aus ihrem Kerker entfliehen konnte. Ihr Herz iſt ſo ſanft als ihre Bildung, und ihre Beſcheidenheit würde für allemal die Spuren ihrer Reue und ihres elen-

elenden Zuſtandes verläugnet haben, wenn ich nicht aus der Innbrunſt ihres thränenreichen Gebetes, aus ihren ſchmachtenden Augen und aus ihrem Bemühen, aller Geſellſchaft auszuweichen, den wahren Zuſtand ihres Herzens entdeckt hätte. Ich fragte das gute Mädchen, deren Charakter mir ſchon aus vielen Proben bekannt war: ob ſie ein Geheimniß verſchweigen könnte?

O! — ſagte ſie, — ich glaube, ich bin ſchon grau geworden in dieſer Schule: hier wies ſie auf ihre hellblonden Haare.

Haben Sie alſo Luſt, — ſagte ich, — eine kleine Reiſe in meiner Geſellſchaft zu machen? —

Wie funkelte nicht ihr Auge bei dieſer Frage. Bis an das Ende der Welt, wenn Sie mich mitnähmen!

Gut, meine Liebe, fürchten Sie aber nicht, daß wir nicht wieder kommen möchten?

Und wenn auch; wo Sie ſind, iſt meine Oberin, meine Führerin, meine liebe —

Freundin, nicht wahr? Sagen Sie es nur ganz aus, dieſes unter uns ſo ſelten wahre Wort. Nun gut, machen Sie ſich alſo gefaßt, morgen früh mit mir abzureiſen, und ſagen Sie niemand etwas davon, bis ich es zuerſt ſage. Nun aber

antworten Sie mir, wie, wenn eine Mannsperson auf unſrer Reiſe uns begleitete, würden Sie ſich nicht fürchten?

O nein! ich kannte ſelbſt einmal einen Mann, der recht fromm und recht gut war, mich herzlich liebte, und krank wurde, als man mich in das Kloſter brachte und ſeinen Umarmungen entriß.

Und der hieß? — —

Ich hab' es der heiligen Mutter Gottes gelobet, nicht einmal mehr ſeinen Namen zu nennen.

Haben Sie aber auch das halten können, wenn er ſo fromm und ſo gut war, und Sie ſo ſehr liebte, daß er bei Ihrem Verluſt krank wurde?

Wachend habe ich wohl nie mein Gelübde gebrochen, wohl aber im Schlafe, und vor drei Jahren, als ich krank war, und da kann man ja nicht ſündigen.

Wohl! Wie aber, wenn Sie jemand Ihres Gelübdes entließe, wenn Sie dieſen lieben Mann wieder ſehen und ſprechen können ſollten?

Dann — dann würde ich Sie fragen, ob ich es thun könnte?

Und ich werde ſagen — Ja. Wohlan, gehen Sie jetzt auf Ihre Zelle, machen Sie ſich in der Stille reiſefertig, daß Sie, wenn ich Sie rufe, bereit ſind. Sie küßte mir die Hand und floh mit einer Freude, deren Ausdruck ich mir nicht von ihr vermuthet hätte, auf ihre Zelle. Früh, als ich fortreiſete, erſchien ſie mit der unbefangenſten Miene, und auf dieſe Art wurde ſie meine Reiſegefährtin.

Den Morgen meiner Abreiſe aus dem Kloſter war ich lange vor Sonnen Aufgang wach, und ſo kam auch meine Walpurgis zu mir auf meine Stube. Wir erwarteten den Wagen mit Sehnſucht, und es iſt unmöglich, Ihnen das auszudrücken, was in dieſer kurzen Zwiſchenzeit in meiner Seele vorgieng. Jeder Nagel im Zimmer wurde mir nun werther, und jedem Bildchen ſagte ich ein ſtilles Lebewohl. Ich fühlte die Eindrücke der Trennung und die Freuden meiner Erlöſung. Jedes Gräschen im Garten unter meinem Fenſter ward mir ſo wichtig, als ein Baum, und ſogar dem gefühlloſen Bette, auf dem ich ſo viele thränenvolle Nächte durchwachet hatte, ſchenkte ich einen Seufzer und einen Kuß.

Der Poſtillion blies, und alles, was wach war, kam vor mein Zimmer, um noch zuvor meinen Segen zu erhalten. Ich wich diesmal von

dem fühllosen Zeremoniel ab, welches es eingeführt hatte, vor Leuten, denen wir Gutes wünschen, ein Kreuz herzuschlagen, ich küßte eine Jede, und wollte in Thränen zerrinnen, wenn ich hier und da in einem gen Himmel gewandten Auge eine Thräne erblickte. Es hätte wenig Kunst gebraucht, alle meine Standhaftigkeit über den Haufen zu werfen, wenn es nur eine Seele gewußt hätte, daß ich nicht wiederzukommen gesinnt wäre. Keine Gewalt würde mich mehr haben zurückhalten können, aber ein einziges gutes Wort, mit einer wehmüthigen Thräne begleitet, würde meine eisernsten Vorsätze schmelzend gemacht haben.

Alle begleiteten mich in den Hof hinab, wo der Wagen stand; ein kleines, von dem Feuer innerer Leiden abgewelktes Mädchen reichte mir noch an dem Schlage ihre kalte Hand. Auf wiedersehn, sagte sie, und sah gen Himmel, ich weiß alles — also dort — auf wiedersehen! — Sie sagte diese Worte auf französisch, weil eben niemand da war, der französisch verstand, lächelte wie Raphaels Liebesgott, drückte mir die Hand, und stieg ganz entkräftet die finstre, steinerne Klosterstiege hinan. Ich stammelte in der Verwirrung noch etwas von dem Schutze Gottes und Mariä daher, und der Kutscher, aller dieser Abschiedsformeln müde, hieb in seine Pferde mit so gutem Erfolg, daß wir in etlichen Minuten vor dem Stadtthore waren.

Sobald wir an dem beſtimmten Ort waren, wo mein Roderich mit ſeinem Wagen unſrer erwarten wollte, ſahe ich ihn auch von weitem mit ſeinen Pferden auf uns warten. Er kam in vollem Galopp geſprengt, hieß den Kutſcher abſteigen, ſetzte ihm eine Piſtole auf die Bruſt, im Falle er ſchreien würde, knebelte ſeinen Mund und ließ ihn an Händen und Füßen gebunden liegen. Wir fuhren auf einem andern Wege nach dem Ufer des Fluſſes, wo ein ſegelfertiges Schiff ſchon unſerer wartete.

Wir hatten in dem Schiffe eine hübſche Kammer, ſo wie Roderich auch ſeine eigene hatte. Er legte ſeine Verkleidung ab, und zog ſich auf ſpaniſche Manier an, welche Tracht ihm recht gut ſtand. Er gab uns für ſeine Schweſtern aus, und konnte dadurch mit wenigerm Zwange mit uns umgehen. Wir ſpeiſeten dieſen Mittag zuſammen, und tranken *die Geſundheit aller Nonnen der Erde* in perlendem Alikantenwein, den unſer aufmerkſamer Cicisbeo im Ueberfluß auf das Schiff hatte bringen laſſen. Wir hatten wider den gewöhnlichen Lauf dieſer Jahreszeit ſo guten Wind, daß wir einige Tage darauf Abends in den Kanal zu Venedig einfuhren.

Da bin ich nun jetzt ſo unentſchloſſen, als ein Frauenzimmer immer ſeyn kann, zum Glück, daß wir von hier aus faſt alle Tage Gelegenheit haben,

überall hinzusegeln, wo wir nur hinwollen. Es kann seyn, daß wir diese Woche noch von hier weg nach Deutschland oder Italien reisen. In meinem nächsten Briefe will ich Ihnen meine Addresse schicken, wenn wir nur erst einig seyn werden, wo wir hinwollen. Tausend Grüße von meinem geliebten Roderich und von mir.

Achter Brief.

Venedig den 22. Apr. 17—

Gestern begegnete mir ein artiger Zufall, den ich Ihnen, liebe Freundin, ohnmöglich verschweigen kann. Ich war gestern in dem deutschen Spektakel auf dem großen Kanale, und ward von einem fremden Edelmann, dessen Gesichtszüge mir sehr bekannt zu seyn schienen, in meine Gondel hinab begleitet; er sprach sehr schlecht italiänisch, aber desto besser französisch, und bat mich um die Erlaubniß, mir bei Tage seine Aufwartung machen zu dürfen. Ich erlaubte ihm dies sehr gern, und sagte, daß dieß in Gesellschaft meines Bruders — so nannte ich meinen Roderich — geschehen könnte.

Der Fremde hielt Wort. Eben als wir heute vom Tische aufstanden, kam er; ich empfieng ihn als einen Mann von Stande, und er that, als ein guter Bekannter von uns. Er gab mir endlich sogar zu verstehen, daß er mich für das hielt,

was ich war, indem er mir einige Schmeicheleien über meinen Anzug sagte, und mich versicherte, daß er mich auch in dieser Kleidung bezaubernd fände. Sie können leicht schließen, wie sehr ich über diese Reden erschrak, da ich, wenn ich auch keine Nachstellungen zu befürchten gehabt hätte, doch am allerwenigsten auch als eine flüchtig gewordene Nonne angesehen zu werden wünschte. Roderich selbst war in nicht geringer Verlegenheit, und da ihm das Laugnen theils zu unedel, theils zu unnütz seyn mochte, sagte er ihm gerade zu: Es ist gut, daß unter Geheimniß einem viel zu rechtschaffenen Manne bekannt ist, als der es wagen sollte, davon Mißbrauch zu machen; denn ich bin nicht nur dieses würdigen Frauenzimmers ihr Begleiter, sondern auch ihr Vertheidiger! Er sagte das letzte Wort mit so einer Hitze, als wenn es schon wirklich zum Schlagen kommen sollte. Der Fremde lächelte und sagte: ich glaube nicht, daß Sie über diesen Punkt eine Sorge haben würden, wenn Sie sich meiner noch so gut zu erinnern wüßten, als ich mich Ihrer noch erinnern konnte. Wenn Sie aber nur den mindesten Zweifel an meiner Redlichkeit haben sollten, so bin ich erböthig, mich Ihnen näher zu erkennen zu geben, und ich wette, Sie werden alsdann meine Verschwiegenheit nicht mehr in Zweifel ziehen. Wir baten ihn, uns von seiner Geschichte, so viel ihm gefiel, zu erzählen, und er weigerte sich auch nicht, uns folgendes von seinen Lebensumständen zu benachrichtigen.

Ich bin, wie Sie mich da sehen, nicht mehr und nicht weniger, als der Pater Reginald, Missionär auf der Insel Borneo, mit der einzigen Klausel, daß ich die vier Jahre meines Missionsamtes noch keinen Fuß außer Europa gesetzt habe. Mein Kloster in Schwaben schickt jährlich reichliche Wechsel an einen Banquier allhier, der ein heimlicher Jude ist, und ich schicke ihnen alle Jahr eine lange Liste von Neubekehrten dafür, deren Anzahl ich nach der Summe des Wechsels bestimme. So lebe ich hier bequem und ungestört, ohne Furcht des Märtyrerthums, und ohne alle Sorge, mein Geheimniß verrathen zu sehen, weil auch der zweite Missionarius von Borneo, ein Dominikaner, sich schon seit sieben Jahren hier befindet, und eben so wenig, als ich, nach Asien gekommen ist. Wir sind sehr gute Freunde mit einander, und lachen oft recht herzlich über der Franziskaner und Dominikaner ihre Zänkereien, die sie der borneesischen Missien wegen mit einander haben, da jede Partei eine größere Anzahl von Neubekehrten aufzuweisen haben will. Wir haben auch die Abrede mit einander genommen, daß derjenige, der den andern überleben würde, sogleich dessen Tod an sein Kloster berichten solle; aber wohl zu verstehen, muß die Art unsers Todes sehr jämmerlich erzählet werden. Ich habe mir meine Todesart schon auserwählt; wenn mir heute oder morgen etwas Schlimmes begegnen sollte, so hat der Pater Albinus den Franziskanern zu H** zu berichten, daß ich von den Heiden des Glaubens

wegen mit Kolben todtgeschlagen, gebraten und ge-
fressen werden soll. — Sollte hingegen der dicke Albi-
nus seiner Wasserwucht noch eher, als ich meinem Por-
dagra unterliegen müssen, so werde ich an sein Kol-
lier zu W** berichten, daß er während der Messe
von den Wilden mit giftigen Pfeilen durchbohrt
worden wäre. Sie sehen also, setzte er mit Lachen
hinzu, einen künftigen Heiligen in Lebensgröße vor
sich; zu Heiligen muß man ein Vertrauen haben,
und so dreiste, meine Damen werden in meine Red-
lichkeit kein geringeres Zutrauen haben, als sie in
die Zukunft. Wenn ich Ihnen meine Wohnung an-
bieten darf, so thue ich es von ganzem Herzen.
Sie werden bei mir viel bequemer leben können,
und der Neugier der Leute viel weniger ausgesetzt
seyn, denn ich wünschte recht sehr, meinem gewe-
senen Beichtkinde — das war ich — und auch
Ihnen, mein Fräulein, — hier wendete er sich
zur Walpurgis — einen Beweis meines Missions-
eifers geben zu können. Ich bin hier unter dem
Namen Freiherr von Kiesewald aus Oelenik be-
kannt, der wegen einem unglücklichen Duell sich
hieher flüchten mußte, und von allen seinen Ver-
mögen nichts, als seine Schatulle und einige Wech-
sel retten konnte. Ich bezahle meinem Banquier,
der ein sehr ehrlicher Mann ist, vom Dukaten ei-
nen halben Reichsthaler für seine Verschwiegenheit,
und lebe so bequem, als ein armer Reichsfürst.
Mein Orden zieht von der Leichtgläubigkeit des ho-
hen und niedern Pöbels jährlich wenigstens hun-

bertausend Gulden, wovon ich mich mit dem vierten Theile begnüge, an keiner Bequemlichkeit Mangel leide, und noch jährlich eine kleine Summe zurücklege, um heute oder morgen, wenn ich alt und kränklicher werde, einer braven Frau, die meiner pflegt, und mit vieler Gelassenheit die Ungeduld meines schmerzlichen Lebens erträgt, ein hinlängliche Belohnung hinterlassen zu können, oder auch um in der Zukunft nicht darben zu müssen, wenn mein unschuldiger Betrug zufälliger Weise entdeckt oder verrathen werden, und meine Wechsel einzutreffen aufhören sollten.

Er unterhielt uns den ganzen Abend mit lustigen Anekdoten aus dem geistlichen Stande, und ich theile Ihnen hier eine mit, die sich ihrer Sonderbarkeit wegen vor allen andern auszeichnete.

Ein Frauenzimmer in Avignon — so fieng er an — hatte einen kleinen Schoohund, den sie überall mit sich herumtrug. Diese gieng einstmals in die Dominikanerkirche allda, und hatte ihr Hündchen auf dem Arme, um das Sakrament zu empfangen. Der Priester nahete sich ihr, und da er ihr die Hostie in den Mund geben wollte, ließ er sie unversehens dem Hunde, der den Kopf in die Höhe reckte und bellte, worüber der Pfaffe vermuthlich erschrak, in den Rachen fallen. Diese Begebenheit setzte den Geistlichen und das Frauen-

zimmer in die größte Bestürzung, und unwissend, wie sie sich bei diesem kitzlichen Falle verhalten sollten, ließen sie den Pater Prior holen, der alsobald diesen gefährlichen Handel entschied, und zwei Mönche und einen Geistlichen mit dem Kreuze, zwei Leuchtern und Wachskerzen rufen ließ, die den Hund in Prozession in die Sakristei tragen mußten, wo er bei brennenden Lichtern, gleich als ob er die Hostie selbst gewesen wäre, so lange bleiben sollte, bis derjenige, was er verschluckt hatte, verdauet worden wäre, nachher sollte er todtgeschlagen und in einen Fluß geworfen werden. Ein andrer Geistlicher war der Meinung, man sollte den Hund von Stund an öffnen, und das Ueberbliebene von der Hostie aus ihm nehmen. Der dritte hielt dafür, er müsse unverzüglich verbrannt werden. Das Frauenzimmer aber, welches ihren Hund, den sie Cupido nannte, sehr lieb hatte, beschwor und bat den Pater Prior, das kleine unschuldige Thier wo möglich zu retten, und versprach ihm, was er nur verlangen würde, zu geben, um das Verbrechen ihres Hundes wieder gut zu machen.

Hierauf entfernte sich der Prior mit den Mönchen, um gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie man sich in einem so außerordentlichen Falle zu verhalten hätte. Das Resultat dieser Versammlung war: 1) daß der Hund nicht mehr Cupido, sondern Cane di Sacramento, zu Deutsch der Sacramentshund genennet werden solle; 2) wenn

der Hund gestorben, das Frauenzimmer ihn an einen geweiheten, heiligen Ort begraben lassen müsse. 3) die Dame dafür zu sorgen habe, daß der Hund sich nicht mit Hündinnen beliefe; 4) sie einen Hund von gediegenem Silber, der über das Kästchen, worinnen die Hostien verwahrt werden, gesetzet werden solle, zu geben schuldig seyn; und 5) dem Kloster zwanzig Pistolen schenken sollte.

Alle diese Punkte und Vorschriften wurden von dem Frauenzimmer heilig gehalten und beobachtet, aber als diese Begebenheit bekannter wurde, so gelangte sie auch vor die Ohren der Inquisition. Der oberste Inquisitor sahe sie als ein sehr großes Aergerniß an, ließ den kleinen Hund wegnehmen, und verwahrte ihn, zur größten Betrübniß der Dame, in der Inquisition, und es weiß niemand, was man mit diesem kleinen Thiergen angefangen hat.

Dieser Vorfall, als er näher bekannt wurde, gab Anlaß zu vielen Gedanken auf allen Moral Akademien; es wäre unnöthig, alle ihre Meinungen und Schlüsse Ihnen herzuerzählen, ich will Ihnen aber doch — fuhr der Missionar fort — des Spaßes wegen den Schluß der Moral Akademie der heiligen Dreifaltigkeit erzählen, wo ich den Präsidenten derselben die Sache folgendermaßen vortragen hörte:

Ehrwürdige und gelahrte Frates!

Die Geſchichte von dem kleinen Hunde, welcher gotteslästerlich der Sacramentehund genennet worden iſt, verdienet um deſto eher eure Aufmerkſamkeit und Unterſuchung, als er ein ganz außerordentlicher Fall iſt, der ſehr weislich, gründlich und chriſtlich muß erwogen werden. Ich für meine Perſon habe mich über des Priors und ſeiner Ordensleute unrichtigen und antichriſtlichen Schluß in einer ſolchen Sache verwundert und geärgert. Ja, dieſe Begebenheit und der Schluß der Dominikaner wollen, daß wir eines und das andre wohl und reiflich überlegen. Gott ſey Dank! daß unſer Volk einen vollkommenen Gehorſam unſerer heiligen Mutter, der Kirche, erweiſet, daß es nicht mehrere Nachricht von einer Sache verlanget, das von einige unſerer Prediger, unbedachtſamer Weiſe, einige ihm gegeben haben. Denn ſonſt wäre die Ehre und das Anſehen unſerer Brüder faſt dahin. So viel an mir iſt, glaube ich, salva fide, daß der Prieſter, dem das Unglück widerfahren iſt, die Sache hätte ſollen in Vergeſſenheit gerathen laſſen und nicht weiter davon reden ſollen, um nicht einigen Freigeiſtern Anlaß und Gelegenheit zu geben, Aergerniß daran zu nehmen, und der ganzen Geiſtlichkeit zu ſpotten, geſchweige, daß es den unſchätzbaren Werth des Abendmahls über alle Maaßen verringern und es denen, die gerne alles mit weltlichen Augen beurtheilen, lächerlich machen könnte.

Funfzehn Mitglieder der Akademie waren mit dem Präsidenten einerlei Meinung. Es war aber auch einer drunter, welcher vorgab, daß, wie es gewiß wäre, daß der Hund den wahren Leib Christi gespeiset hätte, der Priester die Dame nach der Communion hätte insbesondere vor sich nehmen, ihrem Hunde ein Vomitif geben, und alles das, was er von sich geben würde, in den Fluß werfen sollen. Ein andrer sagte: weil das Sakrament eine geistliche Nahrung der Seele wäre, so könnte er sich nicht enthalten, die Frage aufzuwerfen: Ob die anima sensitiva des Hundes mit dem Sakrament gespeiset worden wäre, oder nicht? Als nun die ganze Versammlung diese kritische Frage bejahete, so machte er diesen Schluß: „Eine Seele, welche durch das heilige Sakrament gespeiset worden ist, ist unsterblich. Nun ist nach eurer „Meinung die anima sensitiva des Hundes mit „diesem Sakramente gespeiset worden, also ist „die Seele des Hundes unsterblich. Wenn die „Seele dieses Thieres unsterblich ist, wohin wird „sie nach dem Tode kommen, ins Paradies, in die „Hölle, oder in das Fegefeuer? Nothwendig „muß man sagen, daß sie in keinen von den drei „Orten eingehen kann. Aber wenn man es leugnet, daß der Hund Christi Leib gegessen, und saget, daß in dem Sakramente etwas mehr sey, „als was wir begreifen können, so sage ich, salva fide, um recht davon zu urtheilen, daß „der Hund dasjenige, was wir an der Hostie

„ſehen, und nicht was wir glauben, gegeſſen „habe.“

Dieſe Meinung des ſcharfſinnigen Mannes wurde allgemein beklatſchet, und die Verſammlung gieng ſehr zufrieden aus einander.

Hiermit beſchloß unſer Miſſionär ſeine Erzählung, die uns eine gute Viertelſtunde ſehr amüſirt hatte. Die zufällige Zuſammenkunft mit dieſem aufgeklärten Manne iſt mir beſonders wegen meiner lieben Walpurgis ſehr lieb, denn das gute Mädchen hat zuweilen ſehr melankoliſche Stunden, die von einer zu religiöſen Gewiſſenhaftigkeit entſpringen. Nun aber, da ſie ſieht, daß ſich der Pfaffe ſo wenig daraus macht, in dem luſtigſten Leben jährlich einige zwanzigtauſend Gulden durchzubringen, verſchwindet alle ihre bisher gehabte ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit, ſie bricht ſogar das der Mutter Gottes gethane Gelübde, ihren Liebhaber nicht mehr beim Namen zu nennen; ſie rufte dieſen Abend noch zu wiederholtenmalen den Namen ihres geliebten Steinreich, und machte mir damit das Vergnügen zu hören, daß einer meiner nächſten Anverwandten ihr Liebhaber ſey.

Dieſer junge Menſch iſt Lieutenant unter einem königlich kaiſerlichen Küraſſierregiment, und ſteht jetzt auf dem Werbeplatze zu M****. Er iſt ein ſehr ordentlicher, braver, edelgeſinnter Mann, den ich meiner Walpurgis von Herzen wünſchte, wenn nicht das Glück dieſes jungen Mannes ſo viel

dabei litte. Ich will ihm aber doch die Veränderung seiner Geliebten berichten, und erfahren, ob dieser junge Flatterer eben so getreu seinem Mädchen, als sie ihm ist.

Nun aber muß ich abbrechen, ich höre Musik vor meinem Fenster, und ich habe das Schnattern der hiesigen Gitarren für mein Leben gern. Unsre Abreise ist beschlossen; künftig erhalten Sie, theure Freundin, also keinen Brief von hier weiter mehr, sondern von Ancona. Leben Sie wohl.

Neunter und letzter Brief.

Ancona den 6. Mai 17—

Wir sind nach einer sehr verdrüßlichen Reise gestern Nachts hier in Ancona angekommen. Ich befinde mich noch sehr krank, und möchte um vieles Geldes willen diese langweilige und uninteressante Reise nicht noch einmal machen. Ich hätte nicht geglaubt, daß man bei einer so unbedeutenden Reise so viel Ungemach ausstehen könnte, wenn ich nicht in Person diese unangenehme Erfahrung zu meinem Nachtheil gemacht hätte. Wir hatten schlimmes Wetter, stürmische See und ein noch elenderes Schiff, das, wie ein mitreisender Passagier unserm Kapitan sehr freimüthig versicherte, wenn wir in den Hafen gekommen waren, in den Grund gebohrt zu werden verdiente.

Wie froh bin ich nun nicht, daß ich wieder festen Boden unter meinen Füßen weiß, meine Krankheit

heit hat sich, sobald ich ans Land getreten bin, so sogleich gelegt, die herrlichen romantischen Gegenden, die reine, ätherische Luft, die man hier einathmet, alles hat dazu beigetragen, mich zum größten Vergnügen meines geliebten Roderich völlig wieder herzustellen. Wir haben jetzt den Entschluß gefaßt, nach Holland zu gehen, dem allgemeinen Zufluchtsorte aller von der römischen Kirche Verfolgten, weil wir doch in den Staaten des heiligen Vaters uns nicht sicher genug befinden. Denn die traurige Erfahrung hat leider schon mehrmals gezeigt, wie schrecklich sich die allgemeine Mutter, die Kirche, und ihr Herr Statthalter an den abtrünnig gewordenen Kindern zu rächen verstehen. Wir könnten uns zwar durch Geld und Freunde wider offenbare Gewalt in Sicherheit setzen, nicht aber wider Mönchsintriguen, Aqua Tofana *) und Inquisitionspfeile, **) von der

*) Ein von einer Nonne, Namens Anna Tophe, erfundenes langsames Gift, welches aus Bleizucker, Opium und spanischen Fliegen verfertiget wird, und in Frankreich unter dem Namen des Successionspulvers bekannt ist. Der vernünftigste, weiseste und best' aller Päbste, der edle Ganganelli, mußte doch, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen der Jesuiten, die wegen der löblichen Aufhebung ihres schändlichen Ordens auf ihn sehr ergrimmt waren, diesem schändlichen Gift unterliegen. Der Gebrauch häufiger Limonien ist der best' Gegengift.

**) Eine bei der hochwürdigen Geistlichkeit in Italien sehr zur Mode gewordene Gattung vergifteter, scharfer Nadeln, die durch kleine Instrumente aus der Faust abgeschossen werden, und dasjenige unglückliche Schlachtopfer augenblicklich tödten, welches sie treffen.

nen weder Päbste noch Könige verschont bleiben, wenn sie eine Kapuze oder Kragen respektwidrig antasten. Ich bin es also zufrieden, künftigen Monat nach dem Haag abzureisen, und von da erhalten Sie erst Nachricht von mir wieder.

Mein geliebter Roderich, mit dem ich nun bald auf ewig verbunden seyn werde, und meine liebe Freundin, Walpurgis, bezeigen Ihnen ihre aufrichtigste Ehrfurcht, und preisen mich alle Tage glücklich, an Ihnen eine so vortrefliche, edle Freundin gefunden zu haben. Ich bin u. s. w.

Nina.

Wilhelmine von Rothenburg.

oder

die Nonne wider ihren Willen.

Was auf diesen dürren Auen
Von der Unschuld Thränen fällt,
Wird gesammlet, zu bethauen
Die Gefilde jener Welt.

Unter den Uebeln, die auf die Menschen von allen Seiten losstürmen, ist gewiß dieses eins der schrecklichsten, von grausamen Aeltern gezwungen werden, sich in ein ödes Kloster begraben zu müssen, und das Einzige, wo die unterjochte Seele nicht mehr die schwache Hoffnung hat, die sie sonst immer im Unglück noch emporhält. Wenn unsre Blicke bis in das Innerste der Klöster dringen könnten, wie viel unglückliche Schlachtopfer der Ehrsucht und der Unerfahrenheit würden wir nicht darinne erblicken. Blaß, entstellt, hat der Gram auf ihren Gesichtern die Blume der Jugend welk gemacht. Man erkennt die Verzweiflung mitten in der erzwungenen Ruhe,

die sie erkünsteln, und durch das bittere Lächeln, das auf ihren Lippen erstirbt, drücken sie ihren Schmerz deutlich genug aus. Ihr Lager ist ganz von Thränen benetzt, ihre schwachen und wankenden Glieder scheinen den Tod zu erwarten, den sie als das Ende ihrer Leiden ansehen. Doch wir kommen zur Geschichte selbst.

Herr von Rothenburg hatte die großen Güter, die er besaß, lediglich dem Glücke zu verdanken, welches alle seine Anschläge begünstigte. Glücklich hätte er mit einer Gattin seines Standes leben können, allein die thörichte Ehrsucht verleitete ihn, ein Mädchen höheres Standes zu heirathen, die ihn denn bald seinen unüberlegten Entschluß bereuen ließ. Der Verdruß, den ihm dies stolze, eitle Weib verursachte, trug viel bei, seine Tage zu verkürzen, er starb in einem Alter, das ihm noch ein längeres Leben versprochen hätte.

Der Verstorbene hinterließ nur zwei Töchter als Erben seines großen Vermögens. Die ältere, deren stolzes, eitles Betragen der Mutter sehr gefiel, gewann auch bald ihre gänzliche Neigung, da hingegen die jüngere, unsere Wilhelmine, in ein Kloster gesteckt wurde, wo die Aebtissin und andern Nonnen nicht unterließen, ihr einen entscheidenden Geschmack für die Einsamkeit beizubringen. Die Frau von Rothenburg hatte große Absichten mit ihrer ältesten Tochter, sie wollte — sagte sie — sie in

den Stand wieder bringen, aus dem sie entsprossen wäre, und damit ihr ihr Vorhaben besser gelingen möchte, verlangte sie, daß ihre zweite Tochter den Schleier nehmen sollte.

Wilhelminens Verstand gab dieser Ueberredung kein Gehör, ihr lebhaftes und feuriges Temperament konnte sich der Strenge des geistlichen Lebens nicht unterwerfen, und ihr junges Herz, in dem sich weit andre Gedanke zu entwickeln begannen, sagte ihr, daß sie kein Glück in dem Kloster finden würde. Unter der großen Anzahl ihrer unglücklichen Mitschwestern wählte sie sich ein Fräulein von Veltheim, die ihr unter allen die beste zu seyn schien, zur vertrauten Freundin, der sie ihr ganzes Herz entdeckte. Bis dahin hielt sie sich nur ein wenig über die ehrgeizigen Absichten ihrer Mutter auf, nun kam aber der Augenblick, wo sie den Werth der Freiheit zu empfinden anfangen sollte.

Fräulein Veltheim hatte einen Bruder, den sie sehr liebte und der sie öfters besuchte, diese zwang einstmals Wilhelminen, mit an das Gitter zu kommen, wo ihr Bruder sie gewöhnlich erwartete. Wilhelmine, die ihrer Freundin nichts abschlagen wollte, folgte ihr mit dahin. Der Jüngling war durch ihre Reize und aufkeimende Schönheit anfanglich gleich ganz betroffen. Das naive, muntre und angenehme Betragen derselben über-

wanden ihn vollends, und machten einen der wärmsten Liebhaber aus ihm. Ein geheimes Vergnügen klammerte ihn an das Gitter an, aber der Abend zwang ihn endlich, sich wegzubegeben. Er versprach seiner Schwester, oft ihr die traurige Einsamkeit zu verkürzen, und ich hoffe, — sagte er Wilhelminen ansehend, — daß es mich deine liebenswürdige Freundin nicht bereuen machen wird, sie kennen gelernt zu haben, wenn sie mir das Vergnügen entzöge, sie öfters wieder hier zu sehen. Dies Kompliment machte das gute Mädchen erröthen, doch merkte der feurige Veltheim, daß sie es nicht übel genommen zu haben schien. Seine vortrefliche Gestalt und schöner Wuchs hatte sie gleich anfangs für ihn sehr eingenommen. Er hatte Augen, welche Zärtlichkeit einflößten, und seine Seele entsprach seinen Gesichtszügen.

Den andern Tag befand sich der schmachtende Liebhaber schon wieder an dem Klostergitter, er schien sehr zerstreut zu seyn, seine Stirn war umwölkt und sein Blik düster. Fräulein, sagte er zu Wilhelminen, indem diese ihn um die Ursache seines Trübsinns befragte, sollte es wohl wahr seyn, daß Sie bestimmt sind, Ihre Tage traurig in einem Kloster zu verleben? Wie? so viele Schönheit und Reize sollten in diesen Mauern verborgen bleiben? Mein lieber Veltheim, antwortete Wilhelmine erröthend, ich bin über den

Antheil, den Sie an meinen Schicksalen nehmen, sehr gerühret, allein ich muß dem Willen meiner Mutter folgen, ich erwarte nur den Augenblick, wo ich den Schleier nehmen soll, denn man sagt mir, daß mein ganzes Glück davon abhänge. Sie konnte diese Worte nicht ohne innere heftige Bewegung aussprechen, einige Thränen fielen auf ihre Wangen herab. Diese deutlichen Beweise von Wilhelminens Schmerzen vermehrten nur die Traurigkeit des jungen Veltheim noch. Die Liebenden sind immer zu heftig in ihren Entwürfen. Ha, Fräulein — schrie er mit heftiger Bewegung — Sie werden dieses Opfer nicht entrichten! Erlauben Sie mir, die Frau von Rothenburg zu sehen, ich will mich zu ihren Füßen werfen, und ich werde nicht eher von ihr gehen, als bis sie mir Ihre Freiheit versprochen hat. Sie schweigen still, schlagen Sie mir Ihre Einwilligung ab? Ach! — erwiederte Wilhelmine, — dies werden fruchtlose Versuche seyn. Ich kenne meine Mutter, sie ist unerbittlich, dieser Schritt würde weiter nichts nützen, als sie noch mehr wider mich aufzubringen. Es wird mir ohne Zweifel schwer ankommen, aber — «

Veltheim ließ sie nicht länger reden. Fahren Sie nicht weiter fort, grausame Wilhelmine, schrie er, sollte ich das beste, edelste Geschöpf nur darum kennen gelernt haben, um der unglücklichste aller Menschen zu seyn! Vergeben Sie, Fräulein,

daß ich, aus Furcht Sie zu verlieren, das Geſtändniß der heftigſten Leidenſchaft Ihnen ablege! Ich konnte Sie nicht ſehen, ohne Sie anzubeten. Meine liebe Emilie, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu ſeiner Schweſter wendete, die über dieſen Auftritt ſehr gerührt war, vereinige doch deine Bitten mit den meinigen. Wilhelmine konnte dieſen Proben der ungeheucheltſten Liebe nicht widerſtehen, ihr unſchuldiges Herz verſtand keine Verſtellungskünſte, und ſie ließ dem Jüngling deutlich merken, daß er das Verlangen nach Freiheit aus Kloſterſclaverei durch ſeine Reden ſehr vergrößert hätte.

Emilie, welche die Sache mit weit kälterm Blute anſah, hielt für gut, ihrem Bruder zu rathen, dieſe Geſinnungen ſeiner Mutter anzuvertrauen, und dieſe zu bewegen, deswegen mit Wilhelminens Mutter zu ſprechen. Der heftige Jüngling ſah ſich gezwungen, dieſem weiſen Rathe zu folgen, er bat ſie nur noch zuletzt, bei den Beſuchen, die er ſeiner Schweſter am Kloſtergitter gäbe, immer derſelben Geſellſchafterin zu ſeyn. Sie lieben Emilien viel zu ſehr, verſetzte Wilhelmine mit einer liebenswürdigen Beſcheidenheit, als daß Sie ſie in ihrer Einſamkeit verlaſſen könnten: und wir zwei ſind immer beiſammen.

Dieſe zwei jungen Seelen verſtanden einander gar bald, Fräulein von Rothenburg vergaß alle ihre

Unruhe, um ſich dem Vergnügen zu überlaſſen, zu lieben und geliebt zu werden. Aber dieſe ſüße Empfindung wird ihr bald zu nichts dienen, als die Schrecklichkeit ihrer Lage ihr ohne Schleier darzuſtellen. Die Frau von Veltheim rufte ihre Tochter zu ſich zurück; dieſe unvermuthete Trennung erneuete Wilhelminens Kummer. Emilie war ihre einzige Freundin; mit Emilien konnte ſie ihren Geliebten ſehen, oder doch von ihm ſprechen; dieſer Troſt fieng nun an, ihr verſagt zu werden. Warum — ſprach ſie zur Fräulein von Veltheim voller Verzweiflung — bin ich denn Ihnen auch ins Sprachzimmer gefolgt? Wenn ich Ihren Bruder nicht geſehn, wenn ſeine Zärtlichkeit nicht die meinige erregt hätte, ſo würde mir mein Schickſal minder ſchrecklich vorkommen. Ich würde die Liebe und ihre Quaalen nicht kennen. Ach! kann ich wohl jemals hoffen, glücklich zu werden? Beruhigen Sie ſich, meine Liebe, — ſagte Emilie, indem ſie das arme Geſchöpf an ihren Buſen drückte, beruhigen Sie ſich, mein Bruder betet ſie an, ehe würde er ſein Leben aufopfern, als Sie verlaſſen. Lange hielten ſich die zwei Freundinnen umarmt und vergoſſen Thränen, aber endlich mußten ſie der Freundſchaft Gewalt anthun und ſich trennen. Emilie reiſete ab und die traurige Wilhelmine blieb, ganz ihrem Schmerz überlaſſen, allein zurück.

Die Einsamkeit ist die Mutter des Nachdenkens; alle Blendwerke, die unsere Augen täuschen, verschwinden; die Seele kehrt in sich selbst zurück, und urtheilt weit vernünftiger von dem, was ihren Zustand betrifft. Bis jetzt hatte Fräulein Rothenburg gehofft, aber seit der Abreise ihrer Freundin mahlte sich ihr alles mit den schwärzesten Farben der Einbildungskraft vor. Jeden Augenblick zitterte sie, ob nicht ihre Mutter ankäme und sich ihres Ansehens bediente, um sie zu zwingen, den Schleier anzunehmen. Ihr Geliebter war in keiner ruhigern Lage, als sie. Er gestand seiner Mutter ihre gegenseitige Liebe, er warf sich zu ihren Füßen, um sie zu beschwören, ihm seine Lebenstage nicht zu verbittern. Emilie vereinigte ihre Bitten mit den seinigen, und machte ihr eine Schilderung von Wilhelminen. Die Frau von Veltheim liebte ihre Kinder sehr zärtlich, sie war also über dieses alles nicht unwillig. Steh auf, mein Sohn, — sagte sie zu ihm — hättest du wohl glauben können, daß ich mich auch nur einen Augenblick deinem Glücke widersetzen würde, ich habe sonst kein sehnlicheres Verlangen, als dich vollkommen glücklich zu sehen.

Der junge Veltheim, im höchsten Taumel der Freude, umarmte tausendmal die beste aller Mütter, er sah nun in seiner feurigen Phantasie kein einziges Hinderniß, keinen Anstoß bei seiner Liebe. Die Liebenden machen sich stets falsche Bilder für die Zukunft. Die Frau von Veltheim kannte Wilhelminens Mutter sehr wenig, sie glaubte, daß alle

Mütter ein Mutterherz haben. Am folgenden Morgen ließ sie sich zu ihr bringen, und mit einer edlen Offenherzigkeit unterrichtete sie diese von dem Augenblicke, da ihr Sohn Wilhelminen sah, und von dem Verlangen, das er habe, mit ihr vereinigt zu seyn. Wenn Ihnen die Hand meines Sohnes angenehm ist, — fügte sie hinzu — so werden wir das Vergnügen haben, zwei Liebende glücklich zu sehn. Die Frau von Rothenburg war aber weit entfernt, in diese Ehe einzuwilligen; sie verstellte sich und sagte zur Frau von Veltheim, daß ihr Verlangen ihr ungemein schmeichelhaft sey daß aber ihre Tochter immer einen entschiedenen Geschmack für die Einsamkeit sich habe merken lassen, und daß es nöthig wäre, eine so schnelle Veränderung vorher erst genau zu untersuchen. Die wahre Gesinnung dieses ehrgeizigen Weibes entgieng unterdessen der Frau von Veltheim keinesweges, wenig vergnügt über diese Antwort und voll zärtlicher Unruhe für ihren Sohn kehrte sie zurück.

Der Erfolg billigte auch ihre Furcht. Der Graf von T*. S*., dessen Glücksumstände schlecht bestellt waren, suchte sich eine Gemahlin, die seinen verworrenen Finanzen wieder empor helfen könnte. Man sagte ihm von der Fräulein von Rothenburg. Er ließ sich bei ihr vorstellen und schien ihr seine Aufwartung zu machen, doch wartete er mit seiner Liebeserklärung so lange, bis sie die einzige Erbin seyn würde. Frau von Rothenburg muthmaßte dies bald. Eine so glänzende Verbindung schmeichelte

zu sehr ihrer Ehrsucht, als daß sie sich nicht den glücklichen Ausgang derselben hätte höchst angelegen seyn lassen. Der Besuch der Frau von Veltheim öffnete ihr die Augen wegen der Schwierigkeit, die sie hernach darinne fände, wenn sie nicht einen schnellen Entschluß fassete. Sie war kaum von jener verlassen worden, so ließ sie sich Postpferde bringen und reisete in das Kloster, wo sich die unglückliche Wilhelmine befand. Diese war ganz allein in ihrer Zelle und beweinte ihr trauriges Schicksal, als man ihr die Nachricht brachte, daß ihre Mutter angekommen wäre, um sie aus dem Kloster mit fort zu nehmen. Diese Neuigkeit entzückte sie vor Freude, sie hielt sich nun für ganz glücklich. Aber ach, von wie kurzer Dauer war nicht ihr Irrthum. Die strenge Miene ihrer Mutter machte ihr Blut erstarren, und sagte ihr ihr Unglück voraus. Diese unempfindliche Mutter trieb ihre Härte so weit, daß sie auf keine Umarmungen und Liebkosungen ihrer Tochter etwas achtete. Sie ließ sie in die Kutsche steigen, und ohne ihr weiter ein Wort zu sagen, führete sie das arme Mädchen in die Abtei von St. Blasius, wo sie den andern Tag darauf nach ihrer Ankunft gezwungen wurde, den Schleier anzunehmen.

Ha! — rief die unglückliche Wilhelmine, indem sie traurig die Augen auf die Mauern ihrer Zelle warf, so ist's denn hier, wo ich, von aller Welt abgesondert, meine jungen Tage verweinen soll. Grausame Mutter, hast du mir blos das Leben dar-

um gegeben, damit ich es tausendmal verfluchen soll! Schreckliche Augenblicke, ihr werdet bald die lezten meines Lebens seyn. Wilhelmine sah niemand als ihren Geliebten, sein Bildniß stellete sich ihr bei jedem Schritte vor die Augen, und begleitete sie bis an den Fuß des Altars. Sie hatte nicht einmal eine Freundin, in deren Busen sie ihre Klagen verweinen konnte. Selten wohnt Mitleid und Erbarmen in den Klöstern, man hält den Gedanken an Liebe schon für ein Verbrechen. Eine junge Nonne, welche Amalie hieß, war die einzige, die durch Wilhelminens trauriges Schicksal gerühret wurde. Sie war keine von den elenden Klostergeschöpfen, die ein unmäßiger, übertriebener, einfältiger Eifer am Ende ihrer Tage unempfindlich gegen das Uebermaas der Leidenschaften machte. Sie hatte selbst der Liebe Allgewalt gefühlt. Am Ziele, mit einem Manne ewig vereiniget zu werden, den sie von ganzer Seele eben so sehr liebte, als sie von ihm geliebt wurde, mußte sie das Schicksal erfahren, den Namen ihres Geliebten unter der Zahl einiger Offiziere zu finden, die in einer Schlacht den sogenannten Tod fürs Vaterland, oder, wenn man auch will, für Fürstenlaune gestorben waren. Der Ekel, den sie an der Welt nach seinem Verluste fand, bewog sie, sich in die Abtei St. Blasius zu begeben wo sie ihr Gelübde kürzlich abgelegt hatte.

Wilhelminens traurige und leidende Gesichtszüge, immer zum Fließen bereite Thränen und halb erstickte Seufzer rührten dieses gute Mädchen sehr

haft. Die wahre Tugend iſt mitleidig, ſie wollte Wilhelminens Kummer mit ihr theilen, und da ſie dieſe einſt in einem Augenblicke überraſchte, wo ſie ſich allein glaubte, ſagte ſie zu ihr: „Liebenswürdige Freundin! die Laſt der Schmerzen ſcheint ſie niederzudrücken. Es iſt öfters ſüß, ſeinen Schmerz in den Schoos einer theilnehmenden Freundin legen zu können, die, wenn ſie gleich die Urſach davon nicht vernichten kann, doch wenigſtens den Kummer verſüßet, wenn ſie warmen Theil dran nimmt. Sehen Sie mich wie Ihr andres Ich an, und halten Sie mich für kein ſolch Geſchöpf, das bloß, um ſeine Neugierde zu befriedigen, ſich Ihnen unter der Maske einer Freundin vor die Augen ſtellt. Das Unglück macht empfindlich, und ich habe es nur zu wohl gekannt, ehe ich in dieſem Zufluchtsort die Ruhe wieder fand, die weit entfernt von Ihnen zu ſeyn ſcheint.“

Wilhelmine konnte dieſen gefühlvollen Freundſchaftsbezeigungen nicht widerſtehen, ihr Herz war ganz von Schmerz erfüllt, ſie erleichterte ſich ihre Klagen, indem ſie ſie Amalien eröffnete, die ſie in ihre Arme ſchloß, und von Gefühl überwältigt ihre Thränen mit den ihrigen vermiſchte, ohne die Macht zu haben, ſie zu tröſten.

„Ich — ſagte Fräulein von Rothenburg — Sie ſchweigen ſtill, Sie ſehen alſo, daß für mein Uebel kein Mittel iſt. Kann wohl ein ſchrecklicheres Loos ſeyn, als das Meinige? Ich habe keine Mutter mehr, und wenn ich eine habe, ſo ſtößt ſie mir

ſelbſt den Dolch in die Bruſt. Ich hatte eine Freundin und die verließ mich. Ach! ohne Zweifel fließen auch meine Thränen für einen Undankbaren. Wenn er mich noch liebte, würde er denn kein Mittel gefunden haben, mir zu ſchreiben, mit mir zu reden, oder den Streich abzuwenden, der mir droht! Wer hätte ihn wohl für untreu gehalten? Der Grauſame! wenn er mich doch gleichgültig gelaſſen hätte."

„Sie betrüben ſich vielleicht unnöthig — erwiederte Amalie — wenn der junge Veltheim ſo iſt, wie Sie mir ihn geſchildert haben, ſo iſt er nicht undankbar, nicht untreu. Ohne Zweifel weiß er den Ort Ihres Aufenthalts nicht, und iſt wie Sie in Schmerz und Ungewißheit verſenkt." Das einzige Mittel, die Unglücklichen zu tröſten, iſt, mit ihnen zu trauren, und in ihrem Herzen das Flämmchen der verlöſchenden Hoffnung wieder anzufachen. Wilhelmine ſchmeichelte ſich mit dem Gedanken, noch geliebt zu werden, und ihre Unruhe nahm ab, da ſie das Prüfungsjahr verfloſſen ſah, und man ſie zur Ablegung ihres Gelübdes nicht zwang. Die Freude Amaliens war der ihrigen gleich. „Ich habe es wohl vermuthet," — ſagte ſie zu Wilhelminen — daß man endlich aufhören wird, Sie zu verfolgen. Die Natur hat Rechte, die ſie ſelten verläßt; Ihre Mutter wird ſich erweichen laſſen." Man ſucht ſich immer gern von dem zu überzeugen, was unſerm Verlangen ſchmeichelt. Der Schmerz Wilhelminens verminderte ſich nach und nach, die Blüthe der Jugend fieng ſich an wieder auf ihrem Geſichte zu zeigen,

aber sie war von dem unerbittlichen Schicksal bestimmt, ein Opfer der Grausamkeit einer hartherzigen Mutter zu werden. Die Zärtlichkeit, die die Frau von Veitheim für ihren Sohn hegte, der elende Zustand, in dem sie ihn sahe, zwangen sie, neue Angriffe der Frau von Rothenburg zu machen. Aber nichts konnte ihr Mitleid erregen, sie war unerbittlich. Der Graf von T*. S*. erschien endlich, um sich zu erklären, und die Heirath Josephens, so hies Wilhelminens älteste Schwester, sollte auf Wilhelminens Klostereinkerkerung folgen.

Dies unglückliche Mädchen träumte schon von glücklichern Zeiten, als die Ankunft der Frau von Rothenburg ihre Seele in Furcht und Schrecken setzte. Dieser Augenblick sollte ihr Schicksal entscheiden. Amalie mußte sie bis ins Sprachzimmer begleiten. Zitternd trat sie hinein und nahm ihre Mutter gewahr, die mit der Aebtissin sprach. Sie stürzte hin zu ihr, nahm ihre Hand und drückte ihre Lippen, ohne ein Wort zu sprechen, darauf. Wie nachdrücklich würde nicht diese Sprache für eine gefühlvolle Mutter gewesen sein. Frau von Rothenburg liebkoste sie mit einer gezwungenen Art, und sagte ganz kaltblutig zu der nebenstehenden Aebtissin: „Kann ich wohl hoffen, daß sich meine Tochter unsern Wünschen erachen wird, ist sie entschlossen, das Probejahr zu beendigen?“ Ich halte sie für zu vernünftig, — antwortete die tückische Aebtissin — als daß sie sich dem Willen einer Mutter widersetzen wird, die nur ihr Bestes will. Frau von Rothenburg

durch zwang sich, ihre Tochter nicht anzusehen, und ohne weiter zu warten, bis sie ihr Herz entdecken würde, sprach sie schon von den zur Feierlichkeit nothwendigen Vorkehrungen.

Die Verzweiflung gab Wilhelminen neue Kräfte. Ha! — schrie sie, und warf sich ihrer Mutter zu Füßen — wenn ich Ihre mütterliche Liebe verloren habe, so opfern Sie doch wenigstens aus Mitleid Ihre unglückliche Tochter nicht auf! Gott will nur reine, freie und ihm ganz gewidmete Herzen, und ich würde gotteräuberisch und meineidig seyn. Geben Sie alle ihre Güter meiner Schwester, lassen Sie mich in dieser Einöde, ich werde mich deswegen nicht beklagen, aber zwingen Sie mich nur nicht, mich durch ewige Bande zu verknüpfen, da mir noch die Hoffnung übrig bleibt, einst Ihre Liebe wieder zu gewinnen.

Die Natur verleugnete sich bei der Frau von Rothenburg, dieses harte und unerbittliche Weib, war nicht im mindesten durch die Thränen ihrer Tochter gerühret. Dies sind also die frommen Gesinnungen, die du hegen sollst, — sagte sie — Tochter? Ich erröthe über deinen Fehltritt, und theile selbst von der Gefahr, in die dich eine strafbare Leidenschaft gesetzt hat. Die Welt ist voll Klippen, und dies ist der einzige Zufluchtsort, um ihren Gefahren auszuweichen! Traue der Erfahrung deiner Mutter, die nur deine wahre Glückseeligkeit und Ruhe wünscht. Bereite dich, in acht Tagen das Gelübde abzulegen, und hoffe kei-

nen Aufſchub. Dieſer ſchreckliche Befehl war Wilhelminens Ohren ein Donnerſchlag. „Ach! mein Vater! — ſchrie ſie — wie lebhaft fühle ich deinen Verluſt; gleich liebteſt du deine Kinder, und wenn du noch lebteſt, ſo würdeſt du keine von deinen Töchtern zwingen, in ein Grab hineinzuſteigen, um die andre auf Erden in einem glänzendern Zuſtande zurückzulaſſen. Dieſe Vorwürfe, die ihr Schmerz und Verzweiflung eingaben, reizten ihre Mutter noch mehr zum Zorn. Sie befahl ihrer Tochter, ſich zu entfernen, und dieſe verließ ſie mit verzweiflungsvollem Herzen. „Ich bin verloren, — ſagte ſie zu Amalien, die ihrer mit Ungeduld wartete, — das Urtheil iſt gefallt, ich muß dem entſagen, den meine Seele liebet. Noch acht Tage, und ich bin auf immer gefeſſelt, auf immer! Großer Gott! das werde ich nicht überleben!“ Beruhigen Sie ſich, liebe Wilhelmine, — ſagte Amalia — die Gewiſſensbiſſe werden auf das Herz Ihrer Mutter wirken. — —

„Sie kennen deſſen Härte nicht, — erwiederte Wilhelmine — ich hoffe nichts mehr. Ich habe mich zu ihren Füßen geworfen, habe ſie beſchworen, ihre eigene Tochter nicht unglücklich zu machen, nichts hat ſie von ihrem Entſchluß abbringen können.“ In eben dieſem Augenblicke kam man, der Fräulein von Rothenburg anzuſagen, daß die wenige Zeit, die ihr übrig bliebe, ehe ſie ſich weihete, in der Einſamkeit müſſe zugebracht werden, und daß ſie die acht Tage hindurch,

die der Feierlichkeit vorgiengen, keinen Menschen sehen dürfe. Nun wohlan! — sagte Wilhelmine Sie hören es selbst, man raubt mir sogar den Trost, Thränen an Ihrem Busen zu verweinen. Die Quelle davon wird bald vertrocknet seyn, die Barbaren sollen sich nicht lange mehr über meinen Schmerz freuen.

Die heftigste Verzweiflung überfiel das unglückliche Mädchen, sie war wohl zwanzigmal im Begriff, sich das Leben zu nehmen. Theurer Veltheim, — schrie sie — was machst du wohl jetzt? Warum bist du nicht hier? Erscheine doch und rette deine Geliebte von ihrer Raserei, sie ist ja bereit, sich in deine Arme zu werfen! Vergieb mir, großer Gott, ich verirre mich zu weit, aber deine Güte will nicht, daß unmenschliche Aeltern ihre Kinder zwingen sollen, Wünsche auszusprechen, die ihr Herz läugnet. Die noch übrigen Tage brachte sie, ganz in stiller Wehmuth und Schmerz verschlossen, auf ihrer Zelle zu.

Als nun der schreckliche Augenblick herannahete, ließ sich Wilhelmine, ohne ein Wort zu reden, in die Kirche führen. Sie traf auf ihrem Wege Amalien an, die in Thränen zerfloß. Bewahren Sie lieber Ihre Thränen auf den Tod Ihrer Freundin, sagte sie zu ihr, indem sie sie umarmte, und gieng dann weiter vorwärts gegen den Altar. Ihre Schönheit, ihr edler, majestätischer Gang erregte ein Gemurmel von Lobeserhebungen, die sich aber bald in Ausdrücke des Schmerzes verwandelten.

Wilhelminens blasse Farbe kündigte die Verzweiflung ihrer Seele an. Alle sahen die Frau von Rothenburg an, und schienen für ihre Tochter um Gnade zu bitten, aber nichts konnte sie bewegen; dieses unempfindliche Weib sahe die Zergmonie mit innigem Wohlbehagen an. Schon war Wilhelmine mit dem Trauerkleide angethan, sie hatte eben der Welt das letzte Lebewohl gesagt, als man ein großes Geschrei bei der Kirchthür hörte, und plötzlich erschien ein junger Mensch, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, welcher, als er sich durch den Schwarm der Zuschauer hindurchgedrängt hatte, zu dem Gitter hinstürzte und schrie: „Vollenden Sie nicht, Fräulein Rothenburg, halten Sie inne!“ Wilhelmine, ein Raub des bittersten Nachdenkens, sah nichts von dem, was sich in der Versammlung zutrug. Der Schall dieser Stimme drang bis zu ihrem Herzen, und riß sie aus der Verwirrung, in die sie versenkt war. Sie sahe empor und bemerkte den jungen Veltheim, der seine Arme nach ihr ausstreckte. Bis hieher hatte sie noch Standhaftigkeit genug, die traurigen Feierlichkeiten auszuhalten, aber nun konnte ihr Herz so viel Stöße nicht mehr ertragen. Sie brach in ein wehmüthiges Geschrei aus und sank halbtodt in Amaltens Arme.

Veltheim wußte noch nicht, daß das Opfer schon vollbracht war. Er fragte alle, die um ihn stunden, aber man antwortete ihm nur mit Thränen. Diese traurige Sprache sagte ihm schon zu

nug, er gieng verzweiflungsvoll fort, nachdem ihre Augen der unglücklichen Geliebten bis zur Thüre nachfolgten, wo man sie wegbrachte. Diese herzerschütternde Scene machte auf die Frau von Rothenburg nicht den mindesten Eindruck. Diese unmenschliche Mutter sah mit einer grausamen Freude, daß ihr das Schlachtopfer nicht mehr entwischen konnte. Sie entzog sich dem Unwillen der Gegenwärtigen, und reisete nach München, dem Hauptsitz des Fanatismus und der Dummheit, zurück, ohne sich um den Zustand ihrer Tochter zu erkundigen.

Man brachte Wilhelminen wieder zum Leben, allein sie fiel in ein hitziges Fieber, dessen Symptomen die größte Gefahr anzeigten. „Es ist um mich geschehen; — sagte sie zu Amalien — Veltheim war getreu, und ich verliere ihn auf immer. Ich sah seine Thränen und seine Verzweiflung. So mußte mir noch das Schicksal den empfindlichsten Streich versetzen!" — Doch, meine Leiden gehn zu Ende; — das Trauertuch, in das ich schon eingehüllt war, wird mich bald bedecken." Eine Schwachheit hinderte das bedauernswürdige Mädchen, fortzureden, das Fieber nahm bei Nacht zu, und am folgenden Morgen sagte der Arzt, daß keine Hoffnung ihres Lebens übrig sey. Wilhelmine hörte diese Nachricht ganz ruhig an, und weil sie merkte, daß der Tod herannahete, so bat sie alle Nonnen, die um ihr Bette herumstunden, sich zu

entfernen, und behielt niemand, außer Amalien, bei ſich.

Meine Gute, — ſagte ſie mit gebrochener Stimme, — meine Mutter wird vielleicht einſt kommen, und bei meinem Grabe weinen; ſagen Sie ihr dann, daß mich ihre Härte getödtet, daß ich ihrs aber vergeben habe. Der unglückliche Veltheim, ſetzte ſie unter Vergießung einiger Thränen hinzu, was wird aus ihm werden? Wenn er doch wenigſtens meine Schmerzen ſähe. Die Gewißheit, geliebt zu ſeyn, würde ihm die seinigen lindern, aber das unerbittliche Geſchick verſagt uns dieſen Troſt. Er wird Sie vielleicht zu ſprechen verlangen, ſagen Sie ihm dann, daß ich als das Opfer unſrer Liebe ſterbe; ſagen Sie ihm, nie ſeh: ich gewünſcht habe, ſein und mein Glück zu machen! Leben Sie wohl, meine liebe Amalie, — — umarmen Sie Ihre Freundin — — meine Augen verdunkeln ſich. — — O Veltheim — Amalie! — Leben Sie wohl. Einige Augenblicke darauf ſtarb dieſe Unglückliche in den Armen ihrer Freundin.

Der junge Veltheim hatte ſich von dem Orte, wo ſeine Wilhelmine ſich befand, noch nicht entfernen können, als ihm die Sterbeglocke mit ihren kläglichen Tönen in die Ohren ſchallete. Er zitterte, eine geheime Ahndung machte ſein Herz erſtarren. Er will fragen, und kann nicht reden. Endlich zwingt er ſich, zu fragen, was dieſe Glocke bedeutet? Man ſagte ihm, daß dieſe junge

Perſon, die ihr Gelübde ablegte — — — „Wilhelmine iſt todt? — rief er aus und fiel, ohne Kennzeichen des Lebens von ſich zu geben, ohne Beſinnung hin.

Seine Verzweiflung iſt nicht zu beſchreiben, und man mußte auf ſeine Handlungen wohl acht haben, um ihn zu verhindern, ſich nicht ſelbſt das Leben zu nehmen. Als er etwas ruhiger wurde, erkundigte er ſich nach den letzten Augenblicken ſeiner Geliebten. Er erfuhr, daß ſie eine Freundin hatte, die während ihrer Krankheit nicht von ihr gewichen war. Die Unglücklichen vermehren gern ihren Schmerz, indem ſie von dem Gegenſtande ſprechen, der ihn verurſacht hatte. Veltheim ſchleppte ſich nach dem Kloſter, und fragte nach Amalien.

Dieſe edle Seele hatte eben die letzte Pflicht an ihrer verſtorbenen Freundin vollbracht; ſie kam ins Sprachzimmer und erkannte Veltheim an ſeiner niedergeſchlagenen Miene: „Ohne Zweifel ſind Sie der junge Veltheim, — rief ſie aus, mehr konnte ſie nicht ſagen, die Thränen erſtickten ihr die Stimme. Fräulein! — ſagte der Graf, — Sie waren die einzige Freundin meiner unglücklichen Wilhelmine, Sie waren die Zeuginn ihres letzten Augenblicks, hat ſie ſich wohl meiner erinnert, hat ſie auch mir ein Lebewohl geſagt? Ach mein Herr, — antwortete Amalia — wenn Sie etwas tröſten kann, ſo iſts, daß der Kummer, nicht die Ihrige werden zu können, meine unglück-

liche Freundin bis ins Grab begleitet hat. Sie konnte eine ewige Trennung nicht aushalten, bis auf den letzten Augenblick beschäftigte sie sich mit Ihnen. Diese Erzählung vermehrte Veltheims Gram, je theurer ihm Wilhelmine wurde, je schmerzlicher fühlte er deren Verlust. Er mußte sich Gewalt anthun, Amalien zu verlassen; er wäre gern noch einige Zeit da geblieben, um sich mit ihr wegen Wilhelminen zu unterreden, aber seine Mutter erschien, um ihn diesem Orte des Grams und der Trauer zu entreißen, und führte ihn nach München, wo sie alles anwendete, um ihn seiner Betrübniß und Gram zu entreißen. Nichts konnte ihn zerstreuen. Der sterbenden Wilhelmine Bildniß, die aus übermäßiger Liebe zu ihm starb, verfolgte ihn überall. Nun schien er ein Verlangen zu haben, nach Malta zu reisen. Weil die Gräfin glaubte, daß Zeit und Entfernung seinen Kummer verringern würden, that sie ihrer Zärtlichkeit Einhalt, und erlaubte ihm, diese Reise zu unternehmen.

Wilhelminens unvermutheter und plötzlicher Tod war doch bei ihrer Mutter einige Unruhe. Sie konnte sich selbst nicht vertheilen, daß sie die Ursache in derselben war; aber es war ein heftigerer Stoß nöthig, um in ihrem Herzen die Gewissensbisse einwachen zu machen, die sie bald peinigen sollten; sie schlug sich alle ernsthafte Betrachtungen darüber aus dem Kopfe, um sich der Freude zu überlassen, bald ihre geliebte Josephe als die Gemahlin des Grafen T*. S*. zu sehen. Nichts stand dieser

Verbindung mehr im Wege, und Wilhelminens Tod, weit entfernt es zu verhindern, bewerkstelligte hingegen die geschwinderen Anstalten zu derselben.

Diese machte man denn mit aller der Pracht, die der Reichthum erlaubt. Auf die traurigen Gepränge folgten nun Freuden und Ergötzlichkeiten. Aber wie nichtig ist doch des Menschen Wille! er glaubt, daß seinem bevorstehenden Glücke, nach überhobenen Hindernissen, nichts mehr im Wege stehe, der Streich des Schicksals kommt, und alle glänzende Luftgebäude seiner Phantasie sind verschwunden.

Man glaubte, daß das Fräulein von Rothenburg einer ungestörten Gesundheit genieße, allein die Pocken, diese zerstörende Geißel der Schönheit, überzeugten alle eines andern. Ihre Mutter gerieth in die schrecklichste Unruhe hierüber; sie nahm ihre Zuflucht zu den berühmtesten Aerzten. Der Anfang der Krankheit ließ Genesung hoffen, aber am neunten Tage wurden die Umstände weit gefährlicher, der Pockengift trat in den Körper zurück, und am folgenden Morgen verlor sie diese Tochter, für die sie alles aufgeopfert hatte.

Sie gab Zeichen der größten Betrübniß und des lebhaftesten Schmerzes von sich. Die Empfindungen waren ohne Zweifel gerecht, wenn die Zärtlichkeit, die sie gegen diese Tochter hatte, der einzige Gegenstand desselben gewesen wäre. Sie sah in einem einzigen Augenblicke alle ihre Hoffnungen und ehrgeizigen Anschläge vernichtet, aber das zär-

chende Schicksal hielt noch härtere und empfindlichere Streiche für sie bereit; sie war gezwungen, ihren Thränen Einhalt zu thun, um ihre Rechte zu vertheidigen. Die Befreundten des Herrn von Rothenburg, durch die unerhörte Grausamkeit, die sie an der unglücklichen Wilhelmine verübt hatte, aufgebracht, verlangten von ihr eine genaue Rechenschaft, und sie sahe sich bald, durch einen für sie schlimm abgelaufenen Prozeß, des größten Theils der Güter, die sie von ihrem Gemahl besaß, beraubt, und in die einzigen Vortheile, die ihr die Gesetze erlaubten, gesetzt. Wie groß war nun nicht ihr Schmerz, als sie von allen diesen Betäubungen aufgeweckt, ihre Augen um sich warf, und nichts, als eine schreckliche zurückgebliebene Leere entdeckte. Der Kinder, Freunde und Vermögens war sie beraubt. Nun zerriß also der Schleier, der vor ihren Augen gehangen hatte, und der sie gegen alle natürliche Mutterliebe empfindungslos gemacht hatte; er überließ ihre Seele allen rächenden Gewissensbissen. Des Nachts marterten sie schreckliche, fürchterliche Träume, und weckten sie aus ihrem unruhigen Schlummer; oft glaubte sie noch, die unglückliche Wilhelmine zu verfolgen, und sie, allen Klagen ungeachtet, mit dem Dolch in der Hand zu zwingen, lebendig in das Grab zu steigen. Wilhelmine rufte dann Gott, als den Rächer solcher Ungerechtigkeiten, zum Beistand an; er erschien in Donner und Blitz, und sie verschwand. Auf diese schreckvollen Träume vergoß die unglückliche Mutter einen Strom von Thränen, der aber ihren Kummer nicht im geringsten milderte.

Diese hartherzige Mutter verlebte ihre übrigen traurigen Tage unter lauter Reue und Jammer über ihre unschuldig verfolgte Wilhelmine, und in immerwährenden Qualen und Gewissenspein. Jeder gefühlvolle Leser aber wird dem unglücklichen Opfer mütterlicher Grausamkeit eine mitleidige Thräne weihen.

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen.
Liebe! ach in ewig tiefer Pause
Feiern alle deine Hoffnungen;
Oft erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Gelispel hörest du nicht mehr.
Aber wohl dir, köstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt auch hier der Kummer,
Köcheln auch der Menschen Qualen aus.